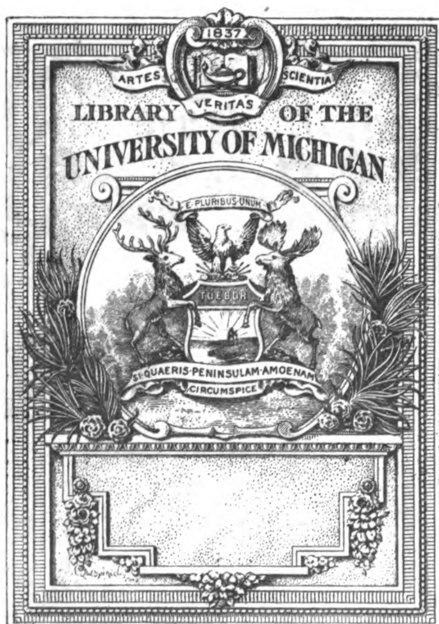
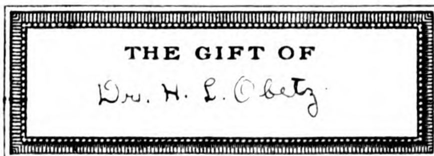
A 794,522




1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE


THE GIFT OF
Dr. H. L. Obetz

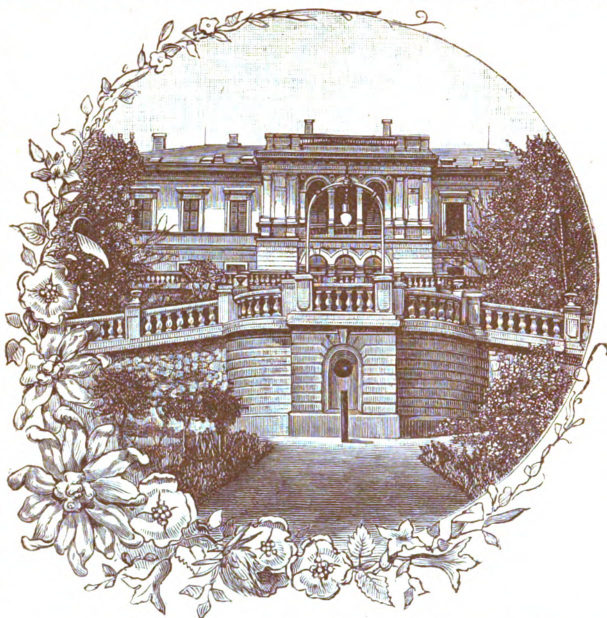
830.6 B58

Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen in den Bänden 2—13 für 75 Pfennig, in dem in erhöhter Auflage erscheinenden ersten Bande für M. 1.— pro gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Inseraten** durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.**

Stollwerck's
Chocolade

Natürlicher Biliner Sauerbrunn!

Hervorragender Repräsentant der alkalischen (Natron) Quellen.



Uebertrifft im Gehalt an **doppeltkohlensaurem Natron** die bekannteren natürlichen alkalischen Wässer bedeutend.

In 1000 Theilen Wasser **4,78 doppeltkohlensaures Natron.**

Biliner Sauerbrunn ist ganz besonders zu empfehlen bei **Magen-, Nieren-, Blasen-** und **Harnleiden, gichtischen Ablagerungen,** Erkrankung der **Respirationsorgane** und **Lunge,** unübertroffen bei **Diabetes** (Zuckerkrankheit).

Als prophylaktisches Mittel gegen alle das **Verdauungssystem,** die **Nieren-, Galle-, Harn-,** und **Blasenfunktionen störende** Einflüsse, dabei wegen seiner reichen Menge Kohlensäure (gesammte Kohlensäure 5,517 in 1000 Theilen) ein äusserst **wohlschmeckendes, angenehmes Erfrischungsgetränk** und zur Mischung mit Wein geeignet.

In Flaschen à $^{7}/_{8}$ u. $^{3}/_{8}$ Liter vorräthig in allen Apotheken, guten Droguerien und in den **Mineralwasserhandlungen.**

☛ Auf den »Korkbrand« (Biliner Sauerbrunn) wird besonders aufmerksam gemacht, Flaschen mit Korken **ohne** Brand enthalten gefälschtes Biliner Wasser.

Curanstalt Sauerbrunn

mit allem Comfort ausgestattet. **Wannen-, Dampf-, elektrische Bäder, Kaltwasser-Heilanstalt** vollständig eingerichtet. *Brunnen-Arzt Med. Dr. Wilhelm v. Reuss.*

☛ **Biliner Verdauungszeltchen.** ☚ **Pastilles de Bilin.**

Vorzügliches Mittel, aus den Abdampfrückständen d. Biliner Sauerbrunn erzeugt, bei Sodbrennen, Magenkatarrhen, Verdauungsstörungen überhaupt.

Depots in allen Mineralwasserhandlungen, Apotheken und Droguenhandlungen.

Brunnen-Direction in Bilin (Böhmen).

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



Zu der Humoreske „Der Balkon“ von Friedrich Lorenzen. (S. 72)
Originalzeichnung von E. Buffetti.

U OF M

Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen



Jahrgang 1900
Zweiter Band

Stuttgart · Berlin · Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft


Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart




Inhalts-Verzeichnis.







Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart





Inhalts-Verzeichnis.







Um ein Wort.

Roman in zwei Büchern von Woldemar Urban.



(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

7.



Die alte Haupt- und Königsstadt Turin mit ihren geraden breiten Straßen, welche die Stadt rechtwinkelig durchziehen, und den schönen Plätzen mit ihrer regelmäßigen Architektonik ist unter allen italienischen Städten die sauberste, wohnlichste und freundlichste, sozusagen die am wenigsten italienische Stadt. Man würde sie eher für eine französische Stadt halten. Jedenfalls hat sie nicht den malerischen Schmutz und die vernachlässigte ruinenhafte Baufälligkeit, welche die übrigen italienischen Städte, besonders im Süden, auszeichnen. Auch der biderbe Volksschlag der Piemontesen unterscheidet sich sehr zu seinem Vorteil von den südlicheren Italienern. Wenn auch nicht so begabt und beweglich wie ihre südlichen Landsleute, bringen die Piemontesen es doch durch ihre Arbeitsamkeit, ihre Ausdauer und kluge Sparsamkeit weiter. Zuverlässig, solid, gesund und kräftig, mehr als alle anderen Italiener zum Humor neigend, Liebhaber von gutem und derbem Essen und einem herzhaften Trunk, sind die Pie-

montesen trotz ihrer etwas bäuerischen Art der Kern des heutigen italienischen Volkes.

Es war Ende Oktober, als Graf Enea di Monteverde mit seiner Tochter Santina und deren Bonne in Turin eintraf. Severa war mit ihrer Mutter einige Tage vorher angekommen und wohnte in ihrem eigenen, sehr geräumigen Hause am Corso del Rè, der großstädtischen eleganten Promenade.

Am dreißigsten Oktober sollte die Hochzeit gefeiert werden, und zwar in Turin, der Heimat der Braut. Ueber den Aufenthalt nach der Hochzeit war man noch nicht einig. Severa wollte durchaus nicht nach Neapel zurück, trotzdem ihr Graf Enea mehrfach die verschiedenen Gründe auseinandersetzte, wegen deren ein zeitweiliger Aufenthalt in Neapel oder doch in Sorrent erwünscht und sogar geboten war. Das Vermögen seiner ersten Frau bestand vorwiegend in Ländereien, Häusern und Liegenschaften, deren Verwaltung nur an Ort und Stelle ordentlich geführt werden konnte, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, den Besitz vernachlässigt zu sehen und um den Ertrag betrogen zu werden.

„Du hast einen Widerwillen gegen die Neapolitaner,“ bemerkte Graf Enea bei einer solchen Gelegenheit, „gestehe es nur.“

„Weshalb soll ich es leugnen? Ja, ich habe einen Widerwillen, einen wahren Abscheu gegen das Volk von Neapel, denn es kennt kein Mitleid, keine Liebe, sondern nur Leidenschaft und Genußsucht. Wie oft habe ich in der Zeitung gelesen, daß man sich um wenige Soldi gemordet hat, daß man aus Rache mit hinterlistiger Schlauheit und kaltblütiger Schurkerei die schwersten Verbrechen begangen, um eine Geringfügigkeit, um ein Wort.“

„Ich Unglücklicher!“ seufzte Graf Enea und sah sie bittend an.

„Es giebt natürlich Ausnahmen,“ warf Severa lächelnd ein. „Es wäre doch auch gar zu schrecklich, wenn eine ganze große Stadt von lauter Lumpen und Spitzbuben bewohnt würde. Aber es ist immerhin schlimm genug, wenn an einem Ort die verkommenen Elemente der Bevölkerung so stark überwuchern, daß die anständigen Leute fast die Ausnahme bilden. Ich möchte nicht an einem solchen Ort leben, ich bitte dich, laß uns nicht wieder nach Neapel zurückkehren.“

„Du mußt dort sehr traurige Erfahrungen gemacht haben.“

„Das ist auch der Fall. Ich habe gezittert und gebebt, als ich sah — Doch lassen wir das. Man muß im Leben vergessen lernen.“

Enea sah sie sinnend an. „Jetzt fällt mir auch wieder ein, daß du damals so ängstlich darauf bestandest, unsere Verlobung erst fern von Neapel bekannt zu geben. Hängt das etwa mit deinen Erfahrungen zusammen?“

„Natürlich. Aber wozu willst du wieder aufrühren, was vergangen, hoffentlich ganz vergangen ist?“

„Du hast mir damals gesagt, als ich dich um den Grund fragte, daß du mir ihn später sagen wolltest.“

„Nein, nein — noch nicht, Enea,“ bat sie ängstlich und dringend, „jetzt noch nicht. Vielleicht später, am liebsten nie. Es war zu abscheulich, zu schrecklich.“

„Ich will nicht in dich dringen. Wenn du mir deinen Grund nicht sagen willst, so lassen wir es sein. Aber es wäre doch auch möglich, daß du den armen Neapolitanern unrecht thust. Sie sind nicht so schlecht wie ihr Ruf, im Grunde nicht schlechter und nicht besser als die Leute anderwärts auch.“

„O, das ist nicht wahr!“ rief Severa heftig. „Nirgends giebt es so viele abgefeimte Halunken als in Neapel.“

„Ich will meine Landsleute nicht gerade loben, aber es läßt sich zu ihrer Verteidigung doch auch vieles sagen. Du mußt nicht vergessen, daß noch heute mehr als die Hälfte der Neapolitaner weder lesen noch schreiben kann, und die Bildung der anderen Hälfte ist auch nicht weit her. Die Erwerbsverhältnisse sind sehr schlecht, und so lumpt und bummelt das Volk in den Tag hinein, weil es eben nicht anders kann. Die Hauptursache liegt in der Verwahrlosung."

Die Abneigung Severas gegen Neapel und gegen die Neapolitaner und besonders die geheimnisvollen Erfahrungen, die sie dort gemacht haben wollte, beschäftigten Enea natürlich in hervorragender Weise, weil er darin den Grund sah, daß Severa nicht mehr nach Süditalien wollte. Nun ließ sich das aber doch auf die Länge der Zeit nicht thun. Wenn Graf Enea auch ein halbes Jahr oder auch ein ganzes von Neapel fernblieb, so mußte er schließlich doch einmal wieder dahin zurück, wenn seine Interessen nicht Schaden leiden sollten. Es mußte ihm also daran liegen, Severa von ihrem Vorurteil zu bekehren. Jetzt aber, so kurz vor der Hochzeit, war dazu die Zeit nicht günstig. Sowohl er wie auch Severa hatten selbstverständlich, wenn sie einmal allein waren, andere Dinge im Kopf, als sich über die Neapolitaner zu unterhalten, und Graf Enea hatte um so weniger Lust, die Sache wieder zu berühren, als er sah, wie unangenehm sie Severa war, und jedenfalls dazu später noch Zeit genug kommen würde.

Man einigte sich schließlich dahin, daß Graf Enea mit seiner jungen Frau nach der Hochzeit bis auf weiteres den zweiten Stock des Hauses seiner Schwiegermutter am Corso del Rè beziehen sollte. Diese Wohnung war noch vom alten, verstorbenen Commendatore de Mendrisi her in sehr gutem Zustand, jedenfalls besser als neun Zehntel

aller Wohnungen in Neapel, die des Grafen Enea eingeschlossen. Die Mutter Severas, der das Treppensteigen etwas beschwerlich war, wollte im ersten Stock wohnen bleiben.

So fand denn die Hochzeit am dreißigsten Oktober in aller Stille, wie es Severa ausdrücklich gewünscht hatte, statt. Ein ungetrübtes Glück schien sich über die ganze Familie niederzulassen, denn abgesehen von Graf Enea und Severa, die in ihrer gegenseitigen Liebe und endlichen Vereinigung das Glück fanden, war auch Frau de Mendrisi dadurch beglückt, weil nun das Haus wieder etwas mehr Sonne und Leben erhielt und nicht mehr so einsam dalag wie seit dem Tode ihres Mannes. Santina aber blühte förmlich auf und strahlte vor Wonne und Vergnügen. Sie hatte ja ihre wahre Mutter nie gesehen, und da es natürlich auch keinen Zweck hatte, dem Kinde die wahren Verhältnisse zu enthüllen, so war mit ziemlicher Bestimmtheit anzunehmen, daß sie nach Jahr und Tag Severa nicht nur für ihre neue Mutter, sondern für ihre einzige und wahre Mutter halten würde.

— — — — — — — — — — — —

Leider war auch hier das Glück kurz. Es dauerte nicht einmal einen Monat.

An einem rauhen, nebligen Novemberabend saß Graf Enea in seinem Zimmer und war mit dem Durchsehen einiger Rechnungen und Schriftstücke beschäftigt, die ihm sein Hausverwalter von Neapel gesandt hatte, als ein Diener bei ihm eintrat.

„Herr Graf," sagte dieser, „es ist ein Mann draußen, der mit Ihnen zu sprechen wünscht."

„Ein Mann?" fragte Graf Enea erstaunt. „Was für ein Mann? Hat er denn seinen Namen nicht gesagt?"

„Nein, Herr Graf. Als ich fragte, wen ich melden

solle, antwortete er mir, es würde dem Herrn Grafen wohl lieber sein, wenn er seinen Namen ihm selber sage."

„Aber —" begann der Graf wieder, vollendete aber nicht, denn in demselben Augenblick erschien in der Thür eine hohe Männergestalt in einem dunklen Ueberzieher, den Hut in der Hand.

Graf Enea hob den Schirm von der Lampe, um sich den Fremden, der so formlos sich bei ihm einführte, näher anzusehen. Der Mann hatte etwas Soldatisches an sich, obgleich er keine Uniform trug.

„Sie wünschen mich zu sprechen?" fragte Graf Enea den Mann.

„Sie sind Graf Enea Mario Benedetto di Monteverde?" fragte der Fremde zurück, indem er den Namen von einem Blatt Papier ablas, das er in der Hand trug.

„Ja, so heiße ich," antwortete Graf Enea immer erstaunter. „Wer sind Sie denn?"

Der Fremde knöpfte nähertretend seinen Rock auf und zog aus der inneren Brusttasche ein kleines, rot umrändertes Blechschild, das er dem Grafen Enea verstohlen, so daß es der Diener nicht wahrnehmen konnte, zeigte.

Erschrocken trat Graf Enea einen Schritt zurück und faßte den Mann schärfer ins Auge.

„Ein Geheimpolizist!" murmelte er unwillkürlich. „Was wollen Sie denn bei mir?"

„Es ist vielleicht besser, Herr Graf, wenn unsere Unterredung, die nur sehr kurz sein wird, unter vier Augen stattfindet."

Graf Enea gab dem Diener einen Wink, worauf sich dieser sofort zurückzog und die Thür hinter sich schloß.

„So," sagte Graf Enea dann, „bitte, nehmen Sie Platz und teilen Sie mir mit, wie ich zu diesem sonderbaren Besuch komme. Sie nehmen mir es hoffentlich nicht übel, wenn ich mich darüber wundere?"

„Nein,“ erwiderte der Geheimpolizist kurz, „ich bin auch nicht hier, um etwas übelzunehmen oder nicht übelzunehmen, sondern vielmehr um Sie auf Anordnung des Polizeidirektors einzuladen, mir behufs einer Befragung nach der Polizeidirektion zu folgen.“

„Jetzt?“ fragte Graf Enea erstaunt.

„In diesem Augenblick.“

„Aber hat denn das nicht Zeit bis morgen?“

Der Geheimpolizist folgte jeder Bewegung des Grafen mit den Augen, als ob er einen Fluchtversuch oder Widerstand befürchte.

Das entging diesem natürlich nicht. Ein unheimliches, banges Gefühl beschlich ihn, und seine Aufregung wuchs.

„Ich darf Sie nicht verlassen, Herr Graf, bis ich Sie auf der Polizeidirektion übergeben habe,“ sagte der Beamte fest und bestimmt. „Ich möchte Sie gleichzeitig in Ihrem eigenen Interesse ersuchen, kein Aufsehen zu erregen und keine böswillige Verzögerung zu veranlassen. Ich bin nicht allein hier. Ihr Haus ist bewacht.“

„Aber das ist ja die Art und Weise einem Verbrecher gegenüber. Das ist ja unerhört. Ein Graf di Monteverde sollte doch in seinem Hause vor einem solchen Ueberfall sicher sein,“ rief Graf Enea empört.

„Herr Graf, ich lehne jede Verantwortlichkeit ab für die Folgen, wenn Sie Aufsehen erregen, und muß Gewalt anwenden, wenn Sie mir nicht gutwillig folgen.“

„Aber können Sie mir nicht wenigstens sagen, um was es sich handelt?“

„Ich habe Ihnen meinen Auftrag gesagt. Weiter weiß ich nichts.“

Es entstand eine kleine Pause. Ratlos, ohne zu wissen, was er von der Sache denken sollte, sah Graf Enea den Mann an. Ein Irrtum, eine Verwechslung mußte vorliegen und ihm diese häßliche Angelegenheit zugezogen

haben, vielleicht gar eine gemeine, hinterlistige Angeberei. Aber was es auch immer sein mochte, die Sache mußte sich doch ohne weiteres aufklären, sobald er erschien.

„Also gut, gehen wir, mein Herr," sagte Graf Enea endlich. „Wir dürfen uns hoffentlich einer Droschke bedienen."

„Selbstverständlich."

Graf Enea drückte auf eine Klingel und befahl dem eintretenden Diener, ihm Hut und Mantel zu bringen. In demselben Augenblick trat Severa durch eine andere Thür aus einem Nebenzimmer in das Arbeitskabinett ihres Gatten.

„O," sagte sie, sich entschuldigend, „du bist nicht allein. Verzeih, ich wußte es nicht."

Graf Enea war in einer fürchterlichen Aufregung. „Mein liebes Kind —" stotterte er mühsam.

„Gut, gut," unterbrach ihn Severa, im Begriff, sich wieder zurückzuziehen. „Ich komme wieder, wenn du allein bist."

Das Zimmer war etwas dunkel, weil Enea den Lampenschirm wieder über die Lampe gestülpt hatte, und deshalb wurde sich Severa nicht sogleich über die Situation klar. Aber unglücklicherweise kam der Diener mit Hut und Mantel seines Herrn in diesem Augenblicke herein.

Sofort blieb sie betroffen stehen. „Du willst noch einmal ausgehen, Enea — jetzt, so kurz vor dem Essen?"

„Liebes Kind, ich muß. Ich bin sofort wieder zurück. Glaubst du, es mache mir Spaß, bei diesem Wetter noch einmal fortzulaufen? Eine dringende Geschäftssache ruft mich, aber ich bin zum Essen sicher wieder zurück. Ich lasse dich gewiß nicht warten."

Er nahm aufs zärtlichste von ihr Abschied, küßte sie wiederholt und sah ihr ins Auge. Es wurde ihm dabei so sonderbar, so bang zu Mut, als ob es sich um einen

Abschied für lange und traurige Zeit, vielleicht für ewig handle, und als er sie noch in seinen Armen hielt und ihr in die klaren und ruhigen Augen blickte, war es ihm, als erblicke er sie durch einen Schleier hindurch, nicht nahe vor sich, sondern in entsetzlicher Ferne, die das Auge fast nicht mehr durchdringen konnte.

„Du zitterst ja, Enea," sagte sie leise, „was fehlt dir denn?"

„Nichts — nichts, mein Kind. Was soll mir denn fehlen? Mich fröstelt."

„Du verbirgst mir etwas."

Er zwang sich zu einem Lachen. „Ei," meinte er, „vier Wochen vor Weihnachten! Wie sollte ich dir da nichts verbergen?"

„Wir wollen gehen, Herr Graf," ließ sich der Geheimpolizist, dem der Abschied zu lange gedauert hatte, vernehmen.

Im nächsten Augenblick standen sie schon draußen im Vorflur und stiegen die Treppe hinunter. Graf Enea war in einer seltsamen Gemütsstimmung, es schien ihm alles unsagbar traurig, die bangen Ahnungen, die ihn erfüllten, wollten nicht verstummen und nahmen ihn so in Anspruch, daß er wie im Traum neben dem Polizisten herging, immer nur von der Idee beherrscht: Was kann man von mir wollen? Es ist ein Irrtum, muß ein Irrtum sein, der sich sofort aufklären wird.

Der Wagen fuhr ihm zu langsam, und als er auf dem Polizeibureau, wohin ihn der Beamte führte, in einem kahlen unfreundlichen Raume etwas warten mußte, ehe man ihn vernahm, glaubte er vor Ungeduld vergehen zu müssen.

Endlich führte ihn sein Begleiter, der ihm noch immer nicht von der Seite ging und eine verdächtige Aufmerksamkeit auf alle seine Bewegungen richtete, in ein anderes

Zimmer, das wenigstens erwärmt und ausreichend beleuchtet war.

„Das ist er?" fragte rasch und aufgeregt ein älterer Herr, der in demselben Augenblick durch eine andere Thür das Bureau betrat.

„Zu Befehl, Herr Commendatore," antwortete der Polizist.

„Setzen Sie sich, Herr Graf," wendete sich der Polizeidirektor jetzt zu diesem und nahm selbst an einem Schreibtisch Platz, wo er sofort in einem Aktenheft zu blättern begann, als ob er etwas suche.

„Sie werden begreifen, mein Herr," erwiderte Graf Enea heftig, „daß ich begierig bin, zu erfahren, weshalb ich in dieser Weise wie ein Verbrecher aus meiner Wohnung, aus meiner Familie herausgerissen werde, ohne daß mir die geringste Erklärung dafür gegeben wird."

„Natürlich begreife ich das," entgegnete der Beamte höflich, aber doch mit einer Festigkeit, der man sofort anmerkte, daß er sich nicht verblüffen lassen wollte, „und ich bin eben im Begriff, Ihnen die Aufklärungen zu geben, soweit ich das kann und darf."

„Ich bitte sehr darum."

Der Beamte hatte gefunden, was er suchte, und fuhr fort: „Herr Graf Enea Mario Benedetto di Monteverde, geboren in Neapel, in erster Ehe vermählt mit Malvesina Luisa Concetta Teodorici — das sind Sie, Herr Graf?"

„Ja, ja, gewiß," antwortete Graf Enea heftig und ungeduldig.

„Gut. Daraufhin habe ich Ihnen hiermit zu erklären, daß Sie auf Ansuchen der königlichen Staatsanwaltschaft zu Neapel verhaftet und mit nächster Gelegenheit nach Neapel in die neuen Gefängnisse zu überführen sind."

Graf Enea machte eine Bewegung, als ob er einen Schlag erhalten hätte, und schien nicht übel Lust zu haben,

sich auf den Mann, der etwas derartiges zu sagen wagte, los zu stürzen.

„Mein Herr!“ brauste er auf.

Der Commendatore stand rasch auf und gab den beiden Carabinieri, die an der Thür standen, einen Wink, worauf sich diese sofort rechts und links vom Grafen Enea aufstellten.

„Bitte, Herr Graf,“ sagte der Commendatore gleichzeitig, „ehe Sie fortfahren, wollen Sie sich überlegen, daß wir hier keineswegs aus eigenem Antriebe, sondern lediglich in Ausübung unserer Pflicht und nach einem uns gewordenen Befehl handeln. Ich rate Ihnen, sich jede Aufregung und Uebereilung, die Ihnen hier zu gar nichts nützt, zu ersparen.“

„Ich verlange Genugthuung für diese Schmach!“ schrie Graf Enea außer sich.

„Es ist von keiner Schmach, sondern von einem Befehl die Rede, Herr Graf, der auf Grund bestimmter Thatsachen erlassen worden ist. Alles, was Sie vernünftigerweise thun können, ist, sich diesem Befehle zu fügen, da nur so anzunehmen ist, daß sich die Angelegenheit rasch und klar abwickelt. Ist Ihnen daran gelegen, so geben Sie vernünftiger Ueberlegung Gehör, damit werden Sie am weitesten kommen.“

„Ich wünsche selbstverständlich nichts sehnlicher, als so bald wie möglich die Irrtümer aufzuklären, deren Opfer ich bin,“ stieß Graf Enea, schon bedeutend ruhiger, hervor. „Aber weshalb bin ich verhaftet?“

„Das wird Ihnen selbstverständlich in Neapel gesagt werden.“

„Also Sie wollen mich nach Neapel bringen?“

„Ja. Sie reisen mit dem Nachtzuge, der in etwa zwei Stunden abgeht, dahin ab, natürlich in Begleitung.“

„Aber es wird mir doch wohl Zeit gelassen werden zur Ordnung meiner Angelegenheiten?“

„Gewiß, Herr Graf. Zwei Stunden bis zum Abgang des Zuges und so weit sich dies von hier aus besorgen läßt.“

Graf Enea biß sich die Lippen blutig vor Zorn und Scham über seine Lage und brachte nur ein unartikuliertes, trostloses Stöhnen aus der Kehle. So mitten aus dem Leben in all seiner Fülle herausgerissen, aus dem süßesten Glück hinausgestoßen in Schmach und Schande, unter Gesindel und Verbrecher, selbst wie ein Verbrecher von niedrigen Subalternen behandelt, angezweifelt in seiner Ehre, angestaunt wie ein wildes Tier hinter den Gitterstäben des Gefängnisses — das drohte ihn wahnsinnig zu machen. Und Severa, sein junges Weib, was würde sie zu all dem sagen? Wenn sie seine Schande erfuhr, was würde sie von ihm denken? Würde sie ihn auch für einen Verbrecher halten? Und was war denn nur sein Verbrechen? Was hatte er denn gethan?

„Herr Graf,“ fuhr der Commendatore nach einer Pause fort, während welcher er wohl beobachtet hatte, wie die Verzweiflung sich in den Zügen des jungen Mannes malte, „glauben Sie nicht, daß uns unser Vorgehen nicht peinlich und unangenehm ist. Unsere Pflicht hat etwas tief Trauriges, aber es ist eben unsere Pflicht. Ich will gern alles thun, was Ihnen Ihre Lage erleichtern kann. Ich stelle Ihnen bis zum Abgang des Zuges mein Bureau zur Verfügung, wo Sie Ihre Anordnungen treffen können, aber Sie müssen mir auf Ihre Ehre versichern, sich den Wachen aufs strengste zu fügen. Sind Sie unschuldig, so wird sich alles zum Besten wenden. Sind Sie aber schuldig, so empfehle ich Ihnen aufrichtiges Bekennen Ihrer Schuld. Das wird Ihre Lage in jeder Hinsicht erträglich machen.“

„Ich weiß von keiner Schuld, Herr Commendatore,“ stöhnte Graf Enea mit zuckenden Lippen.

„So fassen Sie Mut. Ein Unschuldiger trägt sein Heil in der eigenen Brust. Es wird Sie nicht verlassen. Und nun noch eines: Sie bleiben bis zum Abgang des Zuges hier mit den beiden Carabinieri allein. Die Leute haben strengsten Befehl, sich unter allen Umständen Ihrer Person zu versichern. Vergessen Sie das nicht und machen Sie keine unüberlegten Streiche.“

Stöhnend fiel Graf Enea in einen Sessel und verbarg das Gesicht in den Händen. Er hörte, wie die Beamten noch leise untereinander sprachen und dann bis auf die zwei Carabinieri, die an der Thür stehen blieben, das Zimmer verließen.

Nach einiger Zeit raffte er sich wieder auf. Er wollte sich nicht niederschmettern lassen von der Verzweiflung, er mußte überlegen und handeln. Was war in seiner Lage zu thun? Was war das Nächste, was das Nötigste?

Sein erster Gedanke war Severa, sein zweiter sein Kind. Was würde Santina sagen, wenn sie heute abend in ihr Bettchen mußte, ohne ihm den gewohnten Abendkuß zu geben? Was sollte er thun? Welche Erklärung seiner Abwesenheit geben?

„Darf ich schreiben?“ fragte er die Leute, die an der Thür standen.

„Gewiß, Herr Graf,“ antwortete man ihm. „Sie werden dort alles dazu Nötige finden.“

„Aber man wird lesen, was ich schreibe, bevor man es fortschickt?“

„Sehr wahrscheinlich.“

Er mußte mit dieser Wahrscheinlichkeit rechnen und sie hinnehmen. Er suchte nach Papier. Alles, was dalag, trug den Stempel: „Direzione di Polizia, Torino.“ Er wollte doch an Severa nicht auf einem Bogen schreiben,

der den Polizeistempel trug. Endlich trennte er ein solches Blatt auseinander, warf die Ueberschrift fort und schrieb auf die andere Hälfte:

„Meine teure Severa!

Ich bin durch eine unglückliche Verkettung verschiedener Zufälle veranlaßt, mit größter Eile nach Neapel abzureisen. Wirst Du mir verzeihen, wenn ich nicht anders als hierdurch von Dir Abschied nehme? Ich hoffe zuversichtlich, daß ich schon in den nächsten Tagen zurückkehren kann, jedenfalls bleibe ich keine Stunde länger fort von Dir, als ich muß.

Aber was auch kommen mag, verlaß Santina nicht! Nimm Dich ihrer an und sei ihr Vater und Mutter, solange ich nicht da sein kann.

Mit tausend innigen Küssen Dein

Enea.“

„Können Sie mir versichern, daß dieser Brief an seine Adresse befördert wird?“ fragte er dann seine Wache.

„Der Brief geht zunächst an die Polizeidirektion, und diese sorgt nach eigenem Ermessen für Beförderung oder nicht,“ antwortete ihm der Mann.

Was sollte er thun? Er mußte sich fügen. Nur bat er, man möge keinen Polizisten als Boten verwenden. Der Brief sollte Severa beruhigen, und deshalb durfte sie nicht wissen, daß er aus dem Polizeigewahrsam schrieb. Die Sache konnte ja nur auf einem Irrtum beruhen, er würde bald zurück sein und ihr dann alles mündlich berichten können.

Was konnte denn die Staatsanwaltschaft in Neapel von ihm wollen? Was hatte er, Graf Enea di Monteverde, mit den öffentlichen Richtern zu schaffen? Er kam zu keinem klaren Gedanken. In seinem Kopf wirbelte alles durcheinander. Alles erschien ihm wie im Traum, unklar, verschwommen, flüchtig und gespenstisch, und dieser

Zustand verließ ihn auch nicht, ja verstärkte sich noch bedeutend, als er später im Eisenbahnwagen saß und die Nachtbilder von Felsen und Bergen, Thälern, Ebenen und Städten an ihm vorüberflogen wie ein toller Spuk.

8.

Je mehr sich der Untersuchungsrichter Geminiani mit dem Fall des Grafen Enea beschäftigte, desto mehr kam er zu der Ueberzeugung von dessen Schuld, vielleicht gerade weil er den Verdächtigten noch nicht gesehen hatte. Nicht nur die Angaben der Hauptzeugen in der Sache, des Doktors Gherardi und des früheren Marinajo in der Villa Miramar, Giuseppe Maregni, belasteten den Grafen erdrückend schwer, sondern auch die ganzen Verhältnisse, unter denen sich die Vorgänge abgespielt hatten, ließen ihn in einem höchst ungünstigen Licht erscheinen. Der Tod der Gräfin Malvesina war für ihren Gemahl doch gar zu vorteilhaft gewesen, um den lieben Mitmenschen ganz zufällig zu erscheinen. Wäre sie vor der Geburt Santinas gestorben, so wäre der größte Teil ihres Vermögens an die Verwandten zurückgefallen, und Graf Enea so gut wie leer ausgegangen. So aber blieb alles in der Hand des Vaters, der nun in aller Ruhe an eine zweite günstige Verheiratung denken konnte.

Und das sollte alles ohne die geringste Nachhilfe von seiten des Gücklichen vor sich gegangen sein? Man verzeiht in Neapel seinem Mitmenschen eher seine Schuld als sein Glück, und so war es nicht zu verwundern, wenn die allgemeine Stimmung gegen den Grafen Enea ausfiel.

Unter dem Druck dieser Voreingenommenheit hatte Geminiani gearbeitet und dann die Akten an die Staatsanwaltschaft zur Beschlußfassung übergeben. Es war also kein Wunder, wenn sich diese zur Erhebung der Anklage und zur Verhaftung entschloß.

Diese Verhaftung stellte sich als schwieriger heraus, als man meinen sollte, teils weil die neapolitanische Polizei zu mangelhaft eingerichtet ist, teils weil in ganz Italien das Meldewesen lässig oder gar nicht gehandhabt wird. So fand man den Grafen Enea anfangs nicht und nahm deshalb an, er hielte sich absichtlich verborgen. Erst seine Verheiratung in Turin brachte die Behörde auf seine Spur.

In dieser Zeit, und zwar von seiner ersten Vernehmung bis zur Einlieferung des Grafen Enea in Neapel, traf Doktor Gherardi häufig im Privatverkehr mit dem Untersuchungsrichter Geminiani zusammen, ganz zufällig, wenigstens von seiten des letzteren. Geminiani ging häufig während der Abendstunden, wenn sein Bureau geschlossen war, in den großen Anlagen, die sich unter dem Namen „Villa nazionale“ am Meeresstrand hinziehen, spazieren. An den warmen Herbstabenden, wenn dort die Musik spielte, fanden sich immer eine große Anzahl Spaziergänger zusammen, die dort die frische würzige Seeluft einsogen, und so fiel es nicht auf, daß sich die beiden Herren dort öfters trafen und miteinander plauderten. Als hauptsächlicher Gesprächsstoff ergab sich ganz natürlich der bevorstehende Prozeß des Grafen Enea, und Gherardi wußte geschickt die Verdachtsmomente gegen diesen stetig zu verstärken. Ueber die Schuld des Grafen hatten beide Herren dieselbe Ansicht. Nur bezüglich des anonymen Briefes, der bei der Staatsanwaltschaft eingelaufen war, wurde eine Einheitlichkeit der Ansicht nicht herbeigeführt. Gherardi neigte der Meinung zu, daß Frau Rondini doch trotz ihres Leugnens die Herstellerin des Briefes sei; Geminiani äußerte sich dahin, daß die Wichtigkeit dieses Briefes durch die späteren Erhebungen ja vollständig in den Schatten gestellt worden sei und es jetzt ganz gleichgültig wäre, ob Frau Rondini oder irgend ein anderer der Verfasser sei.

Besonders lebhaft und häufig wurden diese Erörterungen zwischen den beiden Herren, seitdem die Staatsanwaltschaft die Anklage gegen den Grafen Enea erhoben und dessen Verhaftung verfügt hatte. Fast alle Tage fragte Doktor Gherardi: „Haben Sie ihn? Wie steht's? Wo ist er?"

Eines Tages konnte denn endlich Herr Geminiani seinem Freunde antworten: „Er kommt heute nacht hier an. Ich werde ihn mir morgen früh vorführen lassen."

Gherardi war davon offenbar angenehm berührt. Sehr gesprächig und aufgeregt erwiderte er: „Gut. Sie werden ihn sehen und wenn er natürlich auch alle Register ziehen wird, um seinen Kopf zu retten, so wird es Ihrem Scharfblick doch nicht entgehen, daß er nur Komödie spielt. Er ist ein feiner, vornehmer Mann, hübsch, mit geschmeidigen, sanften Manieren, wie sie die Frauen gern haben. Ich bin sicher, daß er auch Sie bestechen wird durch sein Aeußeres."

„Sie werden sich darin wohl täuschen, mein lieber Herr Doktor. Ich bin keine Frau."

„Ich meine natürlich nur für den ersten Augenblick. Denn im längeren Verkehr sieht man schon, daß er ein Komödiant und seine Sanftheit und vornehme Liebenswürdigkeit Maske ist, hinter der er seine klugen und scharfen Berechnungen verhüllt. Sie werden sehr vor ihm auf der Hut sein müssen."

„Lassen Sie mich nur machen."

„Ich bin doch sehr neugierig. Er wird natürlich alles auf die harmloseste Art erklären, und wo das nicht geht, leugnen. Aber auf einen Punkt möchte ich Sie noch aufmerksam machen. Als ich seiner Zeit den alten Lombardi auf die verräterischen Flecke hinwies, die sich auf den Lippen und im Munde der Toten zeigten, schien es mir, als ob seine Antwort, mit der er diese Erscheinung er-

klären wollte, etwas gesucht und gekünstelt sei wie eine Ausrede, eine Beschwichtigung meiner Bedenken. Möglicherweise hat mir Lombardi die Unwahrheit gesagt, um Aufsehen und vor allem eine Obduktion zu verhindern. Wenn aber Gräfin Malvesina wirklich, wie Lombardi versicherte, kleine Dosen Arsenik nahm, so muß Graf Enea doch davon wissen, selbst wenn Gräfin Malvesina versucht haben sollte, es vor ihm zu verbergen. Er würde also in dieser Beziehung die Angaben des alten Lombardi ergänzen oder bestätigen können. Wenn er leugnet oder sich in Widersprüche verwickelt, so wäre das sehr verhängnisvoll, denn es wäre ein Zeichen, daß auch der alte Lombardi mich absichtlich getäuscht hätte."

Geminiani stimmte dem bei. —

Mit ungewöhnlicher Spannung saß er am nächsten Morgen in seinem Bureau und befahl dem Aufwärter mit anscheinend gleichgültiger und geschäftsmäßiger Stimme, den Untersuchungsgefangenen Grafen Enea di Monteverde vorzuführen, und während der Mann fortging, um seinen Auftrag zur Ausführung zu bringen, überlegte der Untersuchungsrichter mit aller Schärfe. Die Worte des Arztes vom Abend vorher klangen ihm noch in den Ohren, und Geminiani sann darüber nach, wie er dem Grafen Enea eine Falle stellen und ihn auf die Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit seiner Aussagen hin prüfen könne.

Noch mit diesen Erwägungen beschäftigt, hörte er ein Geräusch von sich nähernden Schritten, und gleich darauf stand Graf Enea in dem Zimmer. Er sah bleicher als sonst und sogar etwas leidend aus. Er war die Nacht hindurch auf der Eisenbahn gefahren, hatte kein Auge zuthun können und war durch die marternden Gedanken, die ihn bezüglich seiner Zukunft bestürmten, nervös und erregt. Es war also nicht zu verwundern, daß ihn die Geduld verließ, als Geminiani sein Verhör wieder mit der

stereotypen Frage begann, ob er der Graf di Monteverde sei, da und dort geboren, verheiratet und so weiter.

„Herr Untersuchungsrichter,“ versetzte Graf Enea heftig, „ich habe diese Fragen in den letzten vierundzwanzig Stunden schon mehrmals beantworten müssen, und Sie werden es erklärlich finden, wenn ich nun meinerseits frage, was denn diese unerhörte Gewaltthätigkeit mir gegenüber zu bedeuten hat.“

Geminiani sah ihn aufmerksam prüfend an und antwortete ruhig und höflich: „Sie werden es sofort erfahren, Herr Graf. Sie sind beschuldigt, Ihre erste Gemahlin, Gräfin Malvesina di Monteverde, in Ihrer Villa in Sorrento ermordet zu haben, um sich ihres Vermögens zu bemächtigen und eine zweite Ehe eingehen zu können.“

Alles Blut wich plötzlich aus dem Gesicht des Grafen Enea, seine Lippen bekamen eine fahl-bläuliche Farbe, seine Wangen waren so weiß wie die eines Toten. Mit starrem Blick und schützend vorgestreckten Händen taumelte er einige Schritte zurück und stützte sich mühsam auf einen Stuhl, um nicht zu fallen. „Wer — —“ stammelte er, nach Atem ringend, „wer beschuldigt mich dessen?“

„Die hiesige Staatsanwaltschaft konnte nicht umhin, diesen Anschuldigungen näher zu treten,“ fuhr Geminiani unbekümmert und geschäftsmäßig fort, „und eine Untersuchung einzuleiten, welche genügend Verdachtsmomente ergab, um die Anklage zu stützen. Sie sind daraufhin verhaftet worden, und ich habe Ihnen jetzt einige Fragen vorzulegen und hoffe auf eine gewissenhafte Beantwortung Ihrerseits.“

„Sie dürfen daran um so weniger zweifeln, Herr Untersuchungsrichter, als die Aufklärung der Angelegenheit ja in meinem eigenen Interesse liegt. Bitte, fragen Sie.“

Trotz dieser Aufforderung schwieg Geminiani noch eine

Weile nachdenklich, als ob er über die Fragestellung, die ihm zweckmäßig und erforderlich dünkte, noch nicht ganz im klaren sei.

Erst nach einer Pause begann er wieder: „Herr Graf, Ihr damaliger Hausarzt, Cavaliere Lombardi, war vermutlich ein alter Bekannter Ihres Hauses, weil Sie ihm die Behandlung Ihrer Frau Gemahlin anvertrauten?"

„Ich kannte den alten Herrn schon von meinen Jugendjahren her. Er war schon Hausarzt bei meinen Eltern. Als er dann starb, ist in Krankheitsfällen sein Assistent, Doktor Gherardi, einigemal gerufen worden."

„Wollen Sie mir mitteilen, in welcher Weise die Bezahlung des Cavaliere Lombardi für seine Bemühungen erfolgte?"

„Lombardi bekam an jedem Neujahrstag fünfhundert Lire als Hausarzt. Das war schon von alters her so gewesen, und ich habe das beibehalten, solange er lebte. Wurde er in ungewöhnlicher Weise in Anspruch genommen, so erfolgte auch ein besonderes Honorar. Aber das war nur selten der Fall."

„So? Aber vermutlich wurde er in dem Jahr, als Ihre Gemahlin starb, besonders honoriert?"

„Nein. Wenn ich mich recht besinne, in diesem Jahr nicht."

„Sie scheinen aber darüber doch nicht ganz sicher zu sein. Es ist doch anzunehmen, daß ein solcher Todesfall in Ihrer Familie für den Hausarzt besondere Mühewaltung brachte."

„Die Krankheit meiner ersten Frau war ganz kurz. Es blieb also zu einer ungewöhnlichen Mühewaltung des Hausarztes gar keine Zeit und Gelegenheit."

„Hm. Also Sie wissen bestimmt, daß Cavaliere Lombardi dafür nicht besonders honoriert worden ist?"

„Eine ganz bestimmte Auskunft kann darüber nur

mein Ausgabebuch geben, während ich nach so langer Zeit mich auf mein Gedächtnis nicht mit voller Bestimmtheit verlassen möchte. Wollen Sie also volle Sicherheit, so geben Sie mir Gelegenheit, mein Ausgabebuch herbeizuschaffen."

„Wir werden später darauf zurückkommen. Einstweilen wollen wir uns einem anderen Punkt zuwenden. Es ist ferner gesagt worden, daß Ihre Frau Gemahlin gewohnt war, zur Herbeiführung größerer Körperfülle und eines jugendlichen Aussehens von Zeit zu Zeit kleine Dosen Arsenik zu nehmen. Was wissen Sie davon, Herr Graf?"

„Nichts. Es ist Geschwätz. Meine erste Frau hat niemals zu derartigen Mitteln ihre Zuflucht genommen."

„Verstehen wir uns recht, Herr Graf," sagte Geminiani mit Betonung jedes einzelnen Wortes, als ob ihm darauf besonders viel ankäme. „Wollen Sie damit sagen, daß Ihre erste Gemahlin dieses Mittel nie genommen oder wollen Sie nur sagen, daß Sie nichts davon wissen?"

„Ich weiß jedenfalls davon nichts und glaube auch nicht, daß es geschehen ist. Auf eine solche verrückte Idee kann nur jemand kommen, der meine erste Frau nicht gekannt hat."

„Wieso verrückte Idee? Ich möchte, daß Sie sich in dieser Beziehung etwas ausführlicher erklärten. Die Frauen haben, wie Ihnen doch wohl gewiß auch bekannt ist, manchmal sonderbare Neigungen, wenn ihre Schönheit oder sagen wir ihre Eitelkeit in Frage kommt."

„Es hieße das Andenken der Gräfin Malvesina verunglimpfen, wenn man ihr nachträglich solche — Kniffe oder Unarten, nennen Sie es, wie Sie wollen, anhängen wollte. Sie war nicht eitel, Herr Untersuchungsrichter, und viel zu verständig, als daß sie zu solchen Mitteln hätte greifen sollen. Ich wiederhole, daß, wer das ge-

sagt hat, Gräfin Malvesina jedenfalls sehr wenig gekannt hat.“

„Sie bestreiten also rundweg, daß Gräfin Malvesina jemals Arsenik genommen hat?“

„Ja,“ antwortete Graf Enea bestimmt.

Es entstand wieder eine längere Pause, weil Geminiani diese Aussage fast wörtlich niederschrieb, um sie dem Protokoll einzuverleiben.

Der Untersuchungsrichter fragte alsdann nach der Arseniktüte, von der Peppino gesprochen hatte.

Graf Enea wußte von dieser ganzen Sache nichts und erklärte sie für eine infame Lüge, er sah aber auch gleichzeitig daraus, wohin die Anklage eigentlich zielte. Er sollte seine erste Frau mit Arsenik vergiftet haben. Er wurde davon so aus der Fassung gebracht, daß die Beendigung des ersten Verhörs unmöglich wurde.

Im höchsten Grade aufgeregt und nervös brachte man ihn wieder in seine Zelle zurück. Von einer Freilassung nach den ersten Auseinandersetzungen, wie er es gehofft hatte, war gar keine Rede.

Nachdem der Untersuchungsrichter sein Protokoll fertig gestellt, verfügte er sich damit zum Staatsanwalt Petruzzi, um diesen darüber zu unterrichten.

„Natürlich legt sich der Herr Graf in allen Punkten aufs Leugnen,“ erklärte er diesem. „Und radikal, wie alle solche Neulinge in ihrer Verteidigung sind, leugnet er auch das, was eigentlich zu seinem Vorteil liegt.“

„So, so, so!“ murmelte Petruzzi eifrig lesend.

„Aber das wird sich wohl legen, wenn er erst ein halbes Dutzend Verhöre hinter sich hat,“ fuhr Geminiani fort. „Das ist ja immer so. Wenn sie erst weich werden, dann rücken sie schon mit dem oder jenem heraus.“

„Hm. Wir werden sehen. Vor Januar können wir ihn doch nicht vor die Geschworenen bringen, und bis da-

hin ist ja noch viel Zeit. Lassen Sie den Mann aber ja gut beobachten, Herr Geminiani, damit nichts passiert."

„O, das hat wohl keine Gefahr, Herr Cavaliere."

„Bei solchen Leuten hat das immer seine Gefahren. Viele können es nicht überwinden, so aus dem Glanz des Lebens in die Nacht des Elends zu verschwinden. Geben Sie also acht. Wenn etwas passiert, fällt immer ein unangenehmes Licht auf uns."

„Es wird natürlich alles geschehen, was geschehen kann, Herr Staatsanwalt, wenn ich auch nicht an Selbstmordversuche glaube. Solange jemand leugnet, hat er immer noch Hoffnung und thut sich kein Leid an."

„Besser ist besser. Lassen Sie ihn nicht aus den Augen. Das Protokoll behalte ich hier, Herr Untersuchungsrichter. Ich will die ganzen Akten noch einmal im Zusammenhang durcharbeiten."

„Sehr wohl, Herr Staatsanwalt."

9.

Es giebt Katastrophen im Leben, vor denen der Mensch verstummt und erstarrt, wie die Erde erstarrt und erstirbt unter der Härte und Not des Winters, Katastrophen, die alles Empfindungsleben im Menschen verkümmern, jede frohe Laune ersticken, jedes Lächeln auf den Lippen töten, wie der Winter Blumen und Blüten unter Schnee und Eis vergräbt.

Solche Zeit war für Severa angebrochen. In den schönsten und glücklichsten Tagen ihres Lebens war ein solcher Sturm über sie hereingebrochen, der sie vernichtete. Wie kam sie in ihrer Ahnungslosigkeit und Unschuld zu einer solchen unglücklichen, jeden Trost und Hilfe raubenden Wandlung ihres Schicksals? Womit hatte sie es verdient, daß der Mann ihrer Wahl, der ihre Stütze sein sollte für diese Welt, sich verwandelte in ein schreckliches

Phantom, in ein Gespenst, das sie nach so viel Glück und Freude der Schande und dem Unglück weihte? Durfte sie es noch wagen, sich eine Gräfin di Monteverde zu nennen, wenn der Mann, dem sie diesen Namen verdankte, in einem Abgrund von Elend verschwand?

Severa hatte schon an dem Abend, als sie ihren Gemahl mit schwerem und bangem Herzen erwartete und statt seiner den Brief erhielt, der ihr seine Abreise nach Neapel ankündigte, die fürchterlichsten Ahnungen von dem wahren Sachverhalt. Sie brachte schnell die so plötzliche und unter so sonderbaren Umständen erfolgte Abreise ihres Gemahls mit den Gerüchten in Verbindung, die über ihren Gatten in Sorrent im Umlauf gewesen waren, und von denen sie durch Doktor Gherardi Kenntnis erhalten hatte. Im Anfang hatte sie geglaubt, ihrem Gatten davon Mitteilung machen zu müssen, damit er sich dagegen wehren und dem Unfug ein Ende machen könne, indem er den ersten besten, der diese Gerüchte in Umgang zu bringen suchte, dem Strafrichter überlieferte. Wenn sie aber dann den Grafen Enea ansah, in seine freien, offenen Züge, in sein sorglos-fröhliches Gesicht blickte, wurden ihr solche schrecklichen Mitteilungen peinlich. Sie brachte sie nicht über die Lippen, auch aus Furcht, Graf Enea könne wohl gar glauben, daß sie solchen Gerüchten irgend welche Bedeutung beilege. Sie hatte sich darauf beschränkt, ihren Gatten von der Rückkehr nach Neapel zurückzuhalten, in der Hoffnung, daß die Gerüchte inzwischen verstummen würden.

Nun waren alle diese Annahmen und Hoffnungen aufs schmerzlichste getäuscht, und Severa verfiel in ihrer Angst über das Schicksal des Gatten in eine fiebernde Aufregung. Sie konnte die ganze Nacht nicht schlafen, aber sie konnte auch keinen entschlossenen Gedanken, keinen Plan fassen, der ihrem Handeln eine gewisse Richtung gegeben hätte,

denn ihre Befürchtungen waren vorläufig doch noch ohne Bestätigung. Sie hatte nur Thränen in ihrer Angst, die sie noch dazu vor ihrer Mutter sowohl wie besonders vor der kleinen Santina verbergen mußte.

Zweimal war Santina in der Nacht aufgewacht und hatte mit ihrer unschuldigen, weichen Stimme gefragt: „Warum weinst du, Mama? Wo ist der Papa?“

Sie hatte dem Kind zugeredet, so gut sie es konnte in ihrer Not, und Santina hatte sich beruhigt. Aber Severa selbst kam nicht zur Ruhe, und in der Qual ihrer eigenen Gedanken war es ihr, als ob ihr das Herz zerspringen müßte.

Sie konnte kaum den Morgen erwarten, damit sie die nötigen Schritte thun könne. In aller Frühe sandte sie eine Depesche nach Neapel an ihren Gemahl, und damit ihn diese sicher erreiche, fertigte sie sie in zwei Exemplaren aus, deren eines sie in die Villa Miramar, das andere nach der Wohnung des Grafen Enea in Neapel auf dem Corso Vittorio Emanuele adressierte.

Sie kamen beide zurück, die eine noch vor Mittag, die andere gegen Abend. Man hatte den Adressaten nicht auffinden können.

Wo war also ihr Gemahl? War es schon so schlimm, daß er sich verborgen halten mußte, oder gar —

Sie schrie laut auf, wenn sie an die schreckliche Möglichkeit dachte, die sich ihr vorspiegelte. Den ganzen nächsten Tag wartete sie in marternder Ungeduld auf eine Nachricht von Enea, aber es kam keine, und ihre Verzweiflung wurde immer größer.

Natürlich fiel ihrer Mutter die Abwesenheit des Grafen auf. Severa sagte ihr zunächst, daß er in dringenden Geschäften nach Neapel gereist sei, aber sie war nicht gewöhnt, sich zu verstellen, und so fiel sie ihrer Mutter schluchzend in die Arme und bekannte alles, was ihr Herz bewegte.

Frau de Mendrisi war über die Mitteilungen und besonders über die Befürchtungen Severas außerordentlich betroffen.

„Warum hast du mir früher niemals von diesen Gerüchten Mitteilung gemacht?" fragte sie vorwurfsvoll. „Wer weiß, ob nicht alles anders gekommen wäre."

„Aber Mutter," antwortete Severa weinend, „ich fand ja nicht einmal den Mut, ihm selbst davon zu sagen, wie hätte ich denn so fürchterliche Vermutungen zu anderen, Unbeteiligten, äußern sollen?"

„Zu Unbeteiligten! Du wirst mich doch nicht zu den Unbeteiligten bei dieser Sache rechnen? Es handelt sich um dein Glück, um deine ganze Existenz, Severa. Bedenke doch, was entsteht, wenn Graf Enea wirklich zur Verantwortung gezogen und — schuldig befunden wird."

„Mutter!" schrie Severa auf.

Frau de Mendrisi schloß ihr Kind mitleidig in die Arme und küßte sie auf die Stirn.

„Du siehst nun wohl, Severa," fuhr sie etwas leiser fort, „daß ich nicht so unbeteiligt bei den Vorgängen bin, wie du vielleicht früher angenommen hast. Ich bin deine Mutter, die sich nicht nur an deinem Glück freut, sondern die auch über dein Unglück weint. Und wenn du im Unglück nicht mehr Rat weißt und nirgends mehr Hilfe siehst, sind meine Arme dein einziger Hafen."

„Was soll ich thun, Mutter?" fragte Severa, noch immer ganz verzweifelt. Sie fühlte wohl, daß ihre Mutter recht hatte. Was war sie denn in der Welt? Ein Kind, das sich selbst nicht helfen konnte und nun auch noch für ein anderes zu sorgen hatte.

„Und — —" fuhr ihre Mutter noch leiser, wie zögernd fort, „du bist von seiner Unschuld fest überzeugt, Severa?"

Erschrocken sah ihr Severa starr ins Gesicht und wich etwas von ihr zurück.

„Was — — was willst du damit sagen, Mutter?"

„Mein liebes Kind, man sagt nicht umsonst, daß die Liebe blind macht. Wäre es also etwas so ganz Unmögliches, wenn du dich in dem Grafen Enea getäuscht hättest?"

„Mutter, ums Himmels willen!" schrie Severa leidenschaftlich erregt auf. „Raube mir nicht meinen letzten Trost, meine einzige Zuversicht, raube mir nicht den Glauben an meinen Mann!"

„Ich frage ja nur, ob du von seiner Unschuld überzeugt bist."

„So sicher wie von der Sonne am Himmel!"

„Nun sieh, Severa, ich wünsche ja natürlich nichts mehr, als daß es so sein möge, wie du glaubst, aber wenn ich dich jetzt nach den Gründen, nach den Beweisen für deine Ueberzeugung fragen würde —"

Severa machte eine abwehrende Bewegung.

„Ja doch," unterbrach sich ihre Mutter, „ich weiß schon, daß eine Ueberzeugung nicht nach Gründen und Beweisen fragt. Ich will dir auch deine Ueberzeugung nicht rauben, sondern ich möchte dich nur veranlassen, damit zu rechnen, daß andere sie nicht teilen. Was würde dir deine Ueberzeugung nützen, wenn Graf Enea vom Gericht für schuldig befunden wird?"

„O, sehr viel, Mutter! Kein Urteilsspruch der Welt kann mir meinen Glauben an meinen Mann rauben. Ich werde das Schicksal tragen, ich werde mich dem Unglück beugen, aber es wird mich nicht brechen."

„Wer weiß!" antwortete ihre Mutter schwer und bedächtig. „Du kennst die Welt noch nicht, Du weißt noch nicht, was es heißt, fremd und einsam zu sein, gemieden von den Freunden, verlästert von den Feinden, das Schicksal verfluchend, das man doch nicht ändern kann."

Severa stürzten die Thränen über die Wangen. „Ich

werde nicht allein sein, Mutter. Ich habe dich, ich habe Santina."

„Mein Kind, ich bin alt, wenn ich sterbe —"

„Mutter!"

Sie machte eine kleine Pause, dann nahm sie ihre Tochter plötzlich bei der Hand, küßte sie und sagte tröstend: „Es ist gut, mein Kind. Habe Mut. Wir werden ja sehen. Vielleicht sind unsere Befürchtungen übertrieben."

Severa atmete wirklich ein wenig auf. Sie war noch so jung, so unerfahren — was wußte sie von der Welt und ihrem Urteil, was von der Herzenseinsamkeit, von den Abgründen der Seele, die in jeder Menschenbrust liegen? In Reichtum und Ueberfluß groß geworden, kannte sie nur die Außenseite von Welt und Menschen, aber nicht ihr inneres Wesen. Die ganze Größe ihres Unglücks vermochte sie noch gar nicht zu fassen. —

Als auch am nächsten Morgen keine Nachrichten vom Grafen Enea eintrafen, gab Frau de Mendrisi dem Drängen ihrer Tochter nach, und beide Frauen entschlossen sich, nach Neapel zu reisen, um an Ort und Stelle dieser für sie unerträglichen Ungewißheit ein Ende zu machen.

Wenige Stunden später saßen die Frauen im Zuge. Während dieser dahinbrauste, hörte Severa immer und immer wieder wie ein Echo die Worte ihrer Mutter im Ohr, und dieser Nachhall wurde in seiner Wirkung immer stärker, als ob sie erst nach und nach den Sinn dieser Worte begriffe. Offenbar hatte ihre Mutter sie auf den Gedanken vorbereiten wollen, daß Enea doch wohl schuldig an dem ihm zur Last gelegten Verbrechen sein könne, und wenn sie auch keinen direkten Zweifel an der Lauterkeit ihres Gemahls ausgedrückt hatte, so klang dieser doch durch ihre Worte hindurch. Das erregte und empörte Severa, drohte sie selbst ihrer Mutter zu entfremden. Noch nie in ihrem Leben hatte sie an ihrer Mutter Kritik ge-

übt, jetzt, wo es sich um ihren Mann handelte, geschah das zum erstenmal. Diese Liebe zu Enea, die Liebe der Frau zum Manne machte sie plötzlich klug und erfahren.

Severa hatte Enea eigentlich vom ersten Augenblick, wo sie ihn sah, geliebt, nur war diese Liebe damals noch ein Keimling gewesen, den jeder Sturm hätte zerstören können. Allmählich war aber aus dem Keimling Blatt und Blüte hervorgewachsen, und jetzt erst, als ihr der Gegenstand ihrer Liebe entrissen war, erwachte diese Liebe zu ihrer vollen Gewalt und Kraft. Sie erschrak vor sich selbst, als sie sich auf dem Gedanken ertappte, daß selbst ihre Mutter, an der sie bis dahin mit kindlicher Hingabe hing, vor diesem Gefühl zurückweichen mußte.

Ihre Liebe hätte keine echte, rechte Liebe sein können, wenn sie an der Lauterkeit ihres Mannes gezweifelt hätte, und was auch immer der Zweck ihrer Mutter gewesen sein mochte, ihr Vertrauen zu erschüttern, sie hatte unrecht gethan. Severa ging im Wesen ihres Mannes auf. Wer ihn verlästerte, verlästerte auch sie.

Wohin sie diese Liebe führen würde, das wußte sie freilich nicht, sie fühlte nur, daß sie nicht anders konnte, als zu ihrem Manne stehen — mochte kommen, was kommen wollte.

Der Zug langte in der Nacht in Neapel an. In die Wohnung, die sie früher dort innegehabt, wollten die beiden Frauen aus verschiedenen Gründen nicht zurückkehren und zogen es vor, in einem Hotel auf dem Corso Vittorio Emanuele, nicht weit von der ehemaligen Wohnung des Grafen Enea, einzukehren. Severa hatte Santina natürlich mit sich genommen. Das Kind vermißte seinen Vater, von dem es noch nie so lange getrennt gewesen, in schmerzlicher Weise, und es schnitt Severa ins Herz, immer und immer wieder die Kinderstimme und die Frage zu hören: „Wo ist der Papa?“ —

Gleich am ersten Morgen nach ihrer Ankunft ging Severa nach der Wohnung des Grafen Enea, um dort Erkundigungen einzuziehen. Zitternd vor Erregung näherte sie sich dem Hause und bemerkte schon von weitem, daß die Läden im rechten Flügel des ersten Stockes, wo Graf Enea immer wohnte, wenn er in Neapel war, geschlossen waren. Im Hausflur traf sie die Pförtnersfrau, die gerade die Treppe abscheuerte, ein Ereignis, das in Neapel und selbst in den besseren Häusern ein epochemachendes ist. In den anderen kommt es überhaupt nicht vor. Die Pförtnersfrau schien sich demgemäß auch für eine der wichtigsten Persönlichkeiten im Hause zu halten, denn sie sah Severa kaum an und unterbrach ihre Arbeit während des ganzen Gespräches nicht einen Augenblick. Severa war tief verschleiert, aber auch das wäre nicht nötig gewesen, um unerkannt zu bleiben, denn sie war bisher nie in diesem Hause gewesen und deshalb auch niemand von all den Leuten hier bekannt.

„Meine liebe Frau,“ begann Severa, indem sie nach einer kleinen Münze suchte, mit der sie die Frau umgänglicher zu stimmen dachte, „würden Sie die Güte haben, mir zu sagen, wo ich den Grafen Enea treffen und sprechen könnte?“

Im reinsten Neapolitanisch legte die Frau los. „Bei Peter und Paul, Sie haben wohl den „Corriere“ gelesen und kommen nun hierher, um zu erfahren, ob alles wahr ist, was in dem Schandblatt steht? Es schreit zum Himmel. Was hat sich so ein Zeitungsschreiber um solche Familiensachen zu kümmern? Hole ihn die Pest und alle seine Verwandten!“

Ein Schmutzfleck auf der Treppenstufe, der ihre Energie momentan in Anspruch nahm, unterbrach diesen erregten Erguß.

„Sie irren sich,“ fuhr Severa höflich fort. „Ich habe

den „Corriere“ nicht gelesen und weiß nicht, was darin steht. Ich bin erst heute nacht in Neapel angekommen und habe notwendig mit dem Grafen Enea zu sprechen. Bitte, sagen Sie mir, wo er ist.“

„Ebbene! Er sitzt,“ erwiderte die Frau, ohne sich umzuschauen.

Severa verstand den neapolitanischen Dialekt sehr wenig. Gleichwohl begriff sie sofort, was die Frau sagen wollte.

Sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe und griff mit der Hand nach dem Treppengeländer, während die Frau ahnungslos weiterscheuerte und dabei erregt fortfuhr: „Madonna vera e vergine! Ich wollte, ich hätte den Redakteur einmal unter den Händen, hier in meinem Waschfaß! O, bei Peter und Paul, er sollte es gut haben. Ist so etwas erhört? Er ist der größte Lump in Neapel, und die Welt weiß, was das heißt. Mein Herr ist ein nobler Cavaliere, der mir noch am letzten Neujahrstag sieben Lire und fünfzig Centesimi geschenkt hat, und bei allen Heiligen im Himmel, nur weil ich eine brave Frau bin. Und dieser Zeitungslump spricht, er hätte seine Frau vergiftet. Ah!“

Es war wieder ein Schmutzfleck da, der diese Erleichterungen der redseligen Frau unterbrach, aber schon nach kurzer Pause begann sie abermals: „Und wie bleich und elend er aussieht, unser guter Herr!“

„Sie haben ihn gesehen?“ fragte Severa schwach und kaum hörbar.

„Ja, gestern, als wir die Betten und das andere Zeug in das neue Gefängnis schafften. Das können sie ihm nämlich nicht verwehren, diese verfluchten Pupazzi.*) Mein Herr ist ein feiner Mann und hat nicht nötig, sich in die

*) Verächtlicher Schimpfname der Polizisten.

schmierigen Strohsäcke eines königlichen Gefängnisses zu legen. Nicht einmal frische Wäsche haben sie ihm gegeben, diese Lumpenkerle, und als ich die Nachthemden in den Kasten legte, sagte unser guter Herr zu mir: „Donna Ersilia", sagte er, „halten Sie zu Hause alles in Ordnung und seien Sie brav und redlich!" Und nicht einmal das sollte er. Der grünröckige Schuft, der dabei stand, dachte schon, wir könnten uns insgeheim verständigen, oder ich könnte wohl gar Briefe oder Geschriebenes in die Nachthemden schmuggeln. Pfui, was hat Gott für Menschen gemacht!"

Severa wußte genug. Ihr war zum Sterben elend, und sie hätte sich in diesem Augenblick am liebsten zur Erde geworfen und geweint und geschrieen. Und die Frau redete in ihrer wortreichen und wenig wählerischen Art immer weiter zu ihr, die sie doch gar nicht kannte. Wenn die Frau schon zu der ersten besten, die da kam und nach der Herrschaft fragte, so redselig war, wie mochte das erst da unten in der volkreichen Stadt zugehen, wo man keine Ursache zu irgend welcher Zurückhaltung hatte!

Severa verließ das Haus. Auf der Straße angekommen, fühlte sie sich so müde und hinfällig, daß sie die erste Droschke, die ihr begegnete, nahm, um nach ihrem Gasthofe zurückzukehren.

Was nun? Was konnte und mußte nun geschehen? Sie war vollständig rat- und hilflos.

Als sie durch das Hausthor des Gasthofes ging, stand ein Zeitungsverkäufer dort. Sie kaufte ihm die letzte Nummer des „Corriere di Napoli" ab, mit der sie dann rasch die Treppe hinaufeilte. In ihrem Zimmer faltete sie das Blatt auseinander und suchte in den Spalten nach dem, was die Pförtnersfrau erzählt hatte. Dann las sie mit angehaltenem Atem und totenbleich den ziemlich langen Artikel, in dem der volle Name ihres Mannes und alle

seine Verhältnisse, auch seine zweite Heirat, angegeben waren, nur der Name de Mendrisi kam nicht vor. Der Zeitungsschreiber hatte ihn wahrscheinlich nicht gewußt. Alles übrige aber las sich wie eine Verbrecherbiographie. Und diese Figur machte ihr Mann, der Graf di Monteverde, in einer der gelesensten Zeitungen Neapels! Wie mochten erst die Bezeichnungen und Charakteristiken lauten, die im Privatverkehr von Mund zu Mund liefen!

Mit einem lauten Schrei der Entrüstung und der Scham warf sie das Blatt weit von sich und fiel selbst wie vernichtet in einen Sessel; sie weinte ihre bittersten Thränen.

So fand sie ihre Mutter. Auch diese las die Zeitung. Gerade als sie damit zu Ende war, trat der Kellner ein und brachte das Fremdenbuch. Und Frau de Mendrisi schrieb ein: „Josephina de Mendrisi aus Turin mit ihrer Tochter."

Kein Wort mehr. Die „Gräfin di Monteverde" hätte ihnen ein zu unliebsames Aufsehen zugezogen, und ohne ein Wort zu sagen oder Severa auch nur zu fragen, schüttelte Frau de Mendrisi diesen Titel ab.

10.

Die Neapolitaner selbst bezeichnen ihre Stadt als „città morta", als tote Stadt, und wenn auch dem Fremden, der zum erstenmal aus dem ruhigeren Norden nach Neapel kommt, Hören und Sehen vergeht bei dem Lärm, den diese angeblich tote Stadt macht, so hat die Bezeichnung doch eine gewisse Berechtigung. Es liegt über der ganzen Stadt eine trostlose geistige Oede, ein kultureller Verfall, von dem das Gesellschaftsleben ebenso wie Kunst, Wissenschaft und alle fortschrittlichen Bestrebungen betroffen werden. Wer an verfeinerte Theater- und Kunstgenüsse gewöhnt ist, ein anregendes Gesellschaftsleben erwartet oder

den und jenen fortschrittlichen Ideen huldigt, wird sehr bald von Neapel und von den Neapolitanern enttäuscht sein, sich entweder langweilen oder ebenfalls in die indolente Bummelei verfallen, der hier alles huldigt.

Diesen Umstand machte sich Frau de Mendrisi zu nutze, um ihrer Tochter schon nach kurzem Aufenthalt vorzuschlagen, wieder nach Turin zurückzukehren. Dazu kam noch, daß sich auch in Neapel der Winter einstellte, und wenn man auch keinen Frost und Schnee hatte, so giebt es doch Tage, wenn der Scirocco über die Stadt fegt und mit seiner schweren, bleiernen Atmosphäre alles in trübseligen Regen und grauen Schmutz hüllt, wo man die nachlässig gehaltenen Wohnungen, in denen kein Fenster und keine Thür richtig schließt, und man dem Zug und der Kälte mehr ausgesetzt ist als im Norden, sehr unangenehm empfindet.

Severa war krank. Die ewigen Aufregungen, die seelische Marter hatten ihre Nerven zerrüttet und sie in einen Zustand versetzt, der sie oft tagelang an das Zimmer und an das Bett fesselte. Gleichwohl stemmte sie sich mit aller Kraft und Entschiedenheit gegen die Absicht ihrer Mutter, nach Turin zurückzufahren. Sie hatte sich heimlich mit einem Advokaten in Verbindung gesetzt, der ihr eine Unterredung mit ihrem Gatten verschaffen sollte. Leider war sie dabei übel angekommen, nämlich an einen ganz besonderen Halunken, der sie nicht einmal darüber aufklärte, daß ihr Begehren jetzt unmöglich sei und auf keine Weise erfüllt werden könne, sondern sie durch Versprechungen hinzuhalten und zu täuschen suchte, um immer neue Vorschüsse aus ihr herauszupressen.

Severa besaß eben gar keine Lebenserfahrung. Sie war noch ein Kind und zu dem Kampfe, der ihr bevorstand, sehr schlecht ausgerüstet.

Nur ihr Wille war fest, und wenn auch ihre Mutter

fast täglich auf sie einredete und sie zur Abreise zu bewegen suchte, da ja ihre Anwesenheit in Neapel auf den Gang der Ereignisse keinen Einfluß habe und sie sich hier nur peinlichen Scenen, Schmach und Schande aussetzten, so blieb Severa ihrem Vorsatz doch treu, in der Nähe ihres Gatten zu bleiben, und wenn sie darüber sterben müßte.

— — — — — — — — — — — — —

So waren fast zwei Monate vergangen — Severa wohnte mit ihrer Mutter noch immer im Hotel Bristol auf dem Corso Vittorio Emanuele — als die Bemühungen des Advokaten einen unerwarteten Erfolg hatten. Dieser Herr hatte unter dem Druck Severas endlich wirklich eine Eingabe an die Staatsanwaltschaft gemacht, in der er für seine Klientin eine Unterredung mit ihrem Gatten erbat, obgleich er wußte, daß diese Eingabe keinen Zweck hatte. Aber auf diese Weise hatte Doktor Gherardi, der regelmäßig mit Geminiani verkehrte, erfahren, daß Severa in Neapel sei, und wo sie wohne.

Schon am nächsten Morgen stellte er sich im Gasthofe ein. „Ist Frau Gräfin di Monteverde zu sprechen?" fragte er den Portier.

„Es wohnt keine solche Gräfin in unserem Hause," antwortete dieser.

„Aber —" begann der Arzt von neuem, besann sich indessen und fuhr fort: „Ah, richtig, ich habe den Namen verwechselt. Ich meinte Frau de Mendrisi."

„Im zweiten Stock links," entgegnete der Portier, und Gherardi begab sich in das bezeichnete Stockwerk, wo ihn Frau de Mendrisi in dem gemeinschaftlichen Salon empfing.

„Nehmen Sie gefälligst Platz, Herr Doktor," sagte Frau de Mendrisi nach einer ziemlich zeremoniellen Begrüßung höflich und gemessen, „es freut mich, daß Sie uns auch in so trauriger Zeit nicht ganz vergessen haben."

„O, gnädige Frau, ich hätte Ihnen gewiß längst schon meinen Besuch gemacht und nachgefragt, ob ich Ihnen in irgend etwas gefällig sein kann, leider habe ich aber erst durch meinen Freund, den Advokaten Candido Rossi, erfahren, daß Sie in Neapel sind.“

„Candido Rossi?“ fragte Frau de Mendrisi. „Wer ist das? Den kennen wir ja gar nicht.“

„Hm, ich glaube doch. Hat er nicht im Namen Ihrer Tochter, der Frau Gräfin, ein Gesuch an die Staatsanwaltschaft eingereicht?“

„So so, das kann sein. Vermutlich wünscht sie den Herrn Grafen di Monteverde zu sprechen.“

Doktor Gherardi beobachtete bei dieser Gelegenheit Frau de Mendrisi genau, und es entging ihm nicht, daß diese höchst betreten war. Ihre ganze Art und Weise, auch der Umstand, daß sie von Severa offenbar nicht über die Vorgänge mit dem Advokaten Rossi unterrichtet worden war, ließen darauf schließen, daß sie sich gern von dem Gatten ihrer Tochter losgesagt hätte. Das gefiel dem Arzt sehr, und er verbreitete sich mit einer ziemlich angeregten Weitläufigkeit über den Fall des Grafen Enea.

„Sie glauben nicht, wie peinlich uns allen diese Angelegenheit ist,“ sagte er teilnahmsvoll, „und wie unablässig wir — ich meine die näheren Bekannten und Freunde des Grafen Enea — bemüht waren, sie im Keime zu erdrücken. Ich war ganz trostlos, als ich zuerst davon hörte, und Tag und Nacht bemüht, einen für Graf Enea günstigen Ausweg zu finden.“

„Ich bin davon überzeugt, Herr Doktor.“

„Leider führten alle Anstrengungen zu keinem Erfolg. Es ließ sich nicht hindern, daß der Prozeß aufgenommen wurde und nun wohl auch bis zum Ende durchgeführt werden wird.“

„Und was ist Ihre persönliche Meinung von der Schuld oder Unschuld des Herrn Grafen di Monteverde?"

„O, gnädige Frau, ich stehe der ganzen Angelegenheit persönlich viel zu fern, um eine eigene Meinung in dieser Hinsicht zu haben; nach dem, was mir aber von verschiedenen Seiten mitgeteilt worden ist, möchte ich fast glauben, daß Graf Enea —"

„Bitte, sprechen Sie nur ungescheut zu Ende!" drängte Frau de Mendrisi.

Doktor Gherardi machte eine kleine Pause, zuckte leicht mit den Schultern und fuhr dann mit einem eigentümlichen, verständnisinnigen Blick fort: „Wie Sie befehlen, gnädige Frau. — Ich glaube also, daß Herr Graf di Monteverde einen sehr schweren Stand haben wird. Sein Fall ist so typisch für gewisse neapolitanische Kreise, daß man unwillkürlich von anderen Fällen auf seinen schließt, das Vergehen, dessen man ihn anklagt, präsentiert sich bei der eigentümlichen Beschaffenheit des neapolitanischen Gewissens als so — selbstverständlich, daß man sehr rasch mit einer Verurteilung bei der Hand sein wird, wenn er nicht schlagende Beweise für seine Unschuld bereit hat."

Frau de Mendrisi war offenbar derselben Meinung wie Gherardi und schien von der Schuldlosigkeit des Grafen keineswegs überzeugt. „Ich wäre schon längst fort, dessen versichere ich Sie, wenn nicht Severa darauf bestände, in Neapel zu bleiben," entgegnete sie heftig.

„Es versteht sich, daß Severa es für ihre Pflicht erachtet, hier zu bleiben. Ich fürchte nur, daß ihr oder ihrem Herrn Gemahl dieses Pflichtbewußtsein keinen Nutzen bringt, und daß sie früher oder später schweren Enttäuschungen ausgesetzt sein wird."

„Natürlich. Das habe ich ihr ja auch schon alles gesagt, und ich wünschte nur, daß sie es einmal von einem

anderen, in die Sache Eingeweihten, hören könnte, um sich zu überzeugen."

„Aber gnädige Frau, nichts würde mir erwünschter sein, als gelegentlich einmal mit Ihrer Frau Tochter darüber zu reden. Wo ist sie denn? Ist sie ausgegangen?"

„Nein, nein. Sie ist nicht wohl."

„Das thut mir sehr leid. Wenn sie vielleicht meiner Hilfe bedürfen sollte —"

„O nein, so schlimm ist es nicht. Die Aufregungen, die Sorge und der Kummer haben sie angegriffen. Aber da kann kein Arzt helfen."

„Natürlich nicht. Ich halte es freilich auch für geboten, daß sich die Frau Gräfin während der bevorstehenden Verhandlungen von Neapel entfernt. Aber ich glaube, wenn ich ihr das vorschlagen würde, so würde sie gerade das Gegenteil davon thun."

„Weshalb denn?"

„Gnädige Frau, Sie wissen, welche große Hochachtung und Verehrung ich für Ihre Frau Tochter hege, aber — ich habe es leider mit ihr verdorben. Meine Teilnahme, mein Interesse an ihr hat sie verletzt, mich wohl gar bei ihr verhaßt gemacht."

„Aber ich begreife nicht —"

„Sie kann mir nicht verzeihen, daß ich sie — wahrhaftig aus den ehrlichsten Gefühlen für sie — vor dem gewarnt habe, was nun eingetroffen ist."

„Wie? Sie hätten schon vor ihrer Hochzeit mit diesem Grafen —?"

„Ich sagte ihr damals schon in Sorrent, was ihr zu sagen mir meine Pflicht gebot. Noch vor ihrer Verlobung mit dem Grafen Enea hielt ich es für nötig, ihr die Gerüchte mitzuteilen, die über ihn umliefen. Sie sehen den Erfolg meiner Warnung und werden es begreiflich finden, daß ich künftig mit ähnlichen Ratschlägen vorsichtiger sein

werde. Frau Gräfin Severa kann mir nicht vergeben, daß ich damals recht hatte."

Frau de Mendrisi sah nachdenklich zum Fenster hinaus, dann sagte sie nach einer kleinen Pause rasch: „Sie hätten es lieber mir sagen sollen. Dann wäre vermutlich alles anders geworden."

Der Arzt erhob sich. Er schien es für ratsam zu halten, seinen Besuch nicht zu lange auszudehnen, und verabschiedete sich mit der Versicherung, daß er sofort Mitteilung machen würde, wenn sich in den Angelegenheiten des Grafen Enea etwas Besonderes ereignen sollte.

„Im übrigen, Frau de Mendrisi," schloß er mit einer höflichen Verbeugung, „wollen Sie sich meiner stets als eines Freundes erinnern, der zu jeder Zeit und in jeder Sache zu Ihrer Verfügung ist."

Frau de Mendrisi konnte nicht umhin, ihm zu danken, und hatte überhaupt den besten Eindruck von ihm. Sie begriff Severa nicht, daß sie die Warnungen eines solchen Mannes leichtfertig in den Wind geschlagen und selbst zu ihr nichts davon gesagt hatte. Hatte sie der Grafentitel so sehr bestochen, hatte sie die Liebe so stark irregeführt? — —

Einige Tage später war Doktor Gherardi wieder im Hotel Bristol. Er hatte gehofft, Severa diesmal zu sprechen, aber sie ließ sich nicht sehen. Dagegen empfing ihn ihre Mutter sehr freundlich und brachte den Mitteilungen, die er ihr machte, viele Aufmerksamkeit entgegen.

Unter anderem erzählte Doktor Gherardi, daß die Hauptverhandlung gegen den Grafen Enea auf den zweiten Februar festgesetzt worden sei. Frau de Mendrisi war außer sich darüber, denn sie hatte im stillen die Hoffnung noch immer nicht aufgegeben, daß es so weit überhaupt nicht kommen werde. Gherardi suchte sie damit zu

trösten, daß ja noch immer eine Freisprechung erfolgen könne. Graf Enea habe einen der tüchtigsten Anwälte gewonnen, und so sei noch nicht alle Hoffnung aufzugeben.

Aber Frau de Mendrisi wurde mit Doktor Gherardi doch einig darin, daß es besser sei, Severa in ihrem leidenden Zustand keine Mitteilung über diese neue Phase des Prozesses zu machen, die ihr ja doch nur neue Angst und Sorge bereiten müsse, ohne daß sie etwas in der Sache thun könne.

Ueberhaupt wurde das Einvernehmen zwischen Gherardi und Frau de Mendrisi durch diese Besuche immer besser und vertraulicher, und zwar schloß sich Frau de Mendrisi immer mehr an den Arzt an, je weniger sie mit Severa zufrieden war. Gherardi erzählte ihr in seiner mitteilsamen, ausführlichen Art allerlei Geschichten, die mit dem Prozeß gegen den Grafen Enea im Zusammenhang standen, und bei dieser Gelegenheit wurde auch der Fall einer Ehescheidung erörtert, wenn Graf Enea verurteilt werden sollte. Gherardi wußte in dieser Beziehung außerordentlich gut Bescheid, als ob er besondere Studien darauf verwandt hätte. Als Italienerin würde Severa, wie er ausführte, nie eine definitive Ehescheidung erreichen, selbst wenn ihr Gatte eine entehrende Strafe erleiden müsse; aber vor einigen Jahren sei in seinem — des Arztes — Bekanntenkreise der Fall vorgekommen, daß eine Frau in ähnlicher Lage, um die Scheidung ihrer Ehe durchzusetzen, im Kanton Genf in der Schweiz Bürgerin geworden sei, worauf sie sofort geschieden wurde.

„Nun,“ meinte Frau de Mendrisi begütigend, „hoffen wir, daß es nicht so weit kommt.“

„Hoffen wir es, hoffen wir es,“ pflichtete ihr Gherardi bei, aber diese beiderseitige Hoffnung hinderte sie nicht, sich in sehr eingehender Weise über den Fall zu unterhalten und ihn nach allen Richtungen hin durchzusprechen.

Und Severa hörte im Nebenzimmer fast Wort für Wort der Unterhaltung an. Bei der wohlwollenden Zärtlichkeit, mit der ihre Mutter mit dem Arzt ihr Wohl und Wehe besprach, drückte sie Santina, die sie gerade in den Armen hielt, in wildem Weh fester an ihre Brust und erstickte ihre Seufzer und ihr Stöhnen in zahllosen Küssen, die sie dem ahnungslosen Kinde gab. Was ihre Mutter ihr prophezeit, schien sich mit einer grausamen Pünktlichkeit zu erfüllen — sie stand im Glauben an ihren Gatten, im Kampf um Ruf und Ehre mit der Welt allein! Allein, mit einem armen, hilflosen Kinde im Arm, über dessen ehrlichen Namen die Welt soeben zu Gericht saß.

„Was auch kommen mag, verlaß Santina nicht! Nimm Dich ihrer an und sei ihr Vater und Mutter.“ So stand in dem Abschiedsbrief ihres Mannes. Sie hätte nicht nur eine ehrlose, sondern auch eine gefühllose, hartherzige Frau sein müssen, wenn sie dieser Anrufung ihres Frauengemüts nicht mit ganzer Kraft der Seele hätte nachkommen wollen.

Sie konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß Gherardi in dem Prozeß gegen ihren Mann eine zweifelhafte Rolle spiele. Eben deshalb wollte sie ja mit ihrem Mann so gern sprechen, um von ihm zu erfahren, ob diesem Verdacht — denn mehr war es ja bisher nicht — irgend ein Umstand zu Grunde gelegt werden könne, und deshalb zermarterte sie sich auch den Kopf, wie sie diese Unterredung herbeiführen könne.

Nächst diesem Bestreben war es Santina, die ihre ganze Sorge in Anspruch nahm. Diese Kindesseele wenigstens wollte Severa rein und ungetrübt in all dem Jammer erhalten. Santina wußte von nichts und sollte auch von nichts erfahren. Für das Kind war Graf Enea verreist, und wenn es nach ihm weinte, was in letzterer Zeit aber immer seltener vorkam, offenbar weil Santina

ihren Vater allmählich vergaß, wie das in so früher Jugend meist der Fall ist, so tröstete Severa es damit, daß er bald zurückkommen werde. In dieser Hinsicht war Severa von einer peinlichen Gewissenhaftigkeit. Sie hatte die Bonne Santinas entlassen, lediglich aus Angst, Santina könne durch diese irgend etwas erfahren, was mit dem Prozeß ihres Vaters zusammenhing. Sie ließ sich die kleinen Dienste um Santina nicht verdrießen, nur um sicher zu sein, daß Santina nicht erfuhr, was ihre Seele verderben, ihren Frieden stören könne.

Was sich für Severa daraus für eine fürchterliche Aufgabe entwickeln konnte, daran dachte sie wohl zu dieser Zeit noch nicht. Vorläufig hütete sie die Seele des Kindes vor diesem Unglück wie ein ihr anvertrautes unschätzbares Kleinod, treu und unbekümmert um alles, was sich daraus ergeben konnte.

Seit diesem Tage betrieb aber Severa auch ihre Bemühungen um eine Unterredung mit ihrem Gemahl noch eifriger als bisher, und Herr Rossi fuhr fort, sie von einem Tag zum anderen zu vertrösten. So verging die Zeit, ohne daß sie diese Unterredung erreichen konnte, und der fürchterliche zweite Februar, der die Entscheidung über Wohl und Wehe dreier Menschen bringen sollte, brach an.

Anfänglich war Severa entschlossen, sich durch nichts abhalten zu lassen, der Verhandlung beizuwohnen. Sie hatte sich deshalb auch ihrer Mutter gegenüber nichts davon merken lassen, daß und auf welche Weise ihr der Verhandlungstag bekannt geworden war, um nötigenfalls heimlich und allein zu dieser Gerichtssitzung gehen zu können. Je näher aber der Tag kam, um so nutzloser, um so schrecklicher und unmöglicher fand sie ihr Unternehmen. Was sollte sie dort? Für sie war ja die Sache schon entschieden, auch ohne den sonderbaren Apparat, den

man die Gerechtigkeit nennt. Sie hatte ja nicht den geringsten Einfluß auf den Gang der Sache, und ein Wiedersehen mit ihrem Gatten unter solchen Umständen war für beide nur eine Qual, eine Schmach fürs ganze Leben. Und dann hätte sie Santina allein lassen müssen, gerade an dem Tag, an dem die Gefahr am größten war, denn man würde vermutlich an diesem Tag wieder allerorts von der Angelegenheit sprechen. Die Leute auf der Straße würden sich davon unterhalten, die Zeitungsjungen würden die pikante Neuigkeit in ihrer rohen, überlauten Weise in der ganzen Stadt ausbrüllen, um Käufer für ihre Blätter anzulocken. Severa zitterte, wenn sie nur daran dachte, und fühlte, daß es unmöglich sei, ihr Vorhaben auszuführen. Sie mußte bei Santina bleiben, hier war ihr Platz, hier war sie nötig und unentbehrlich, dort nicht.

„So viel steht fest," erklärte ihr ihre Mutter ziemlich energisch, „ich bleibe keine Stunde mehr hier, wenn er nicht freigesprochen wird."

Sie erwiderte nichts. Sie saß am Fenster, hatte Santina auf dem Schoß und schaute hinunter über die Stadt und den Golf, auf dem die in der hellstrahlenden glitzernden Sonne weißleuchtenden Segel glitten. Es war ein herrlicher Tag, weich und lind wehte die Luft vom Vomero herunter und bewegte die langen grünen Arme der Palmen im Hotelgarten. Die Mandarinen und Orangen leuchteten in goldiger Reife aus dem dunkelgrünen Laub der Bäume, die Mandeln setzten bereits wieder Blüten an, zartrosa, weiß oder dunkelrot, ein Frühlingstag, wie ihn so duftig und zart nur das glückliche Klima am Golf von Neapel bietet. Müde und träge hauchte der Vesuv seine gelblichen Schwefelwolken in den azurblauen, wolkenlosen Himmel, und weit in nebelblauer Ferne schimmerte die immergrüne Küste des schönen Sorrent und das romantische und malerische Bergeiland von Capri.

Wie war es nur möglich, daß in einer so glücklichen Natur, in einem so herrlichen Lande die Menschenschicksale einer so erbarmungswürdigen Hilflosigkeit, einer so erschütternden Tragik verfielen? Warum mußten Roheit, Unbildung und ihr ganzes Gefolge von Eitelkeit, Verleumdung, Niedertracht und Aberglaube sich gerade ein solches Paradies als Schauplatz ihrer Thätigkeit aussuchen?

Starke Lichter werfen tiefe Schatten.. Severa wandte die feuchten, bangen Blicke von all diesen Herrlichkeiten der Natur ab und suchte mit den Augen in dem weißlichgrauen Häusermeer des alten Neapel einen großen, palastartigen Bau mit massigen, dunklen Mauern und kleinen altertümlichen Fenstern — das Gerichtsgebäude, in dem just in diesem Augenblicke sich eine solche Tragödie abspielte. Nur ergriff sie diese mehr und erschütterte sie heftiger als die alltäglichen dieser unseligen Stadt, weil der Held dieser Tragödie ihr Gatte war.

Und es wurde dort nicht nur das Glück und die Ehre des Grafen di Monteverde verhandelt, es ging auch um ihr Glück und ihre Ehre und um diejenige Santinas.

Sie weinte, und Santina schlief. In ahnungsloser Unschuld und rührender Kinderschönheit lag sie im Schoß der Mutter, streckte die rundlichen, nackten Beinchen von sich, die sammetzarten, bräunlich angehauchten Wangen vom Schlaf gerötet.

Frau de Mendrisi ging in einer fürchterlichen Aufregung aus einem Zimmer ins andere, ohne Ruhe zu finden. Als sie sah, daß Severa weinte, blieb sie vor ihr stehen und sagte halblaut, um die Kleine nicht zu wecken: „Du weißt, daß — — daß es heute ist, Severa?“

Severa trocknete sich die Augen und antwortete leise: „Ja, Mama.“

„Bete, mein Kind, bete zu Gott und seinen Heiligen, denn zu den Menschen habe ich wenig Zutrauen!“ rief

Frau de Mendrisi auch ihrerseits mit zitternder und thränenerstickter Stimme.

Die Zeit schlich müde und langsam dahin. Die Erwartung und Aufregung der beiden Frauen stiegen von Minute zu Minute. Fortwährend schauten sie auf die Uhr und dachten im stillen: „Jetzt ist es so weit. Jetzt sind sie wohl beim Verhör oder bei den Plaidoyers oder jetzt ist es wohl schon geschehen.“ Jeder Wagen, der auf der Straße kam, schreckte sie auf. Aengstlich lauschten sie, wenn er herankam, und enttäuscht seufzten sie auf, wenn er vorüberfuhr.

„Gherardi hat mir gesagt, daß er in — — in jedem Falle sofort hierher kommt,“ sagte Frau de Mendrisi nach einer langen Pause wieder. „Wenn es geht, bringt er ihn gleich mit — ach, heilige Madonna, wenn er doch schon da wäre!“

„Sprich nicht davon, Mutter,“ klagte Severa leise, „du thust mir weh.“

Dann herrschte wieder Stille, eine lange, entsetzliche, qualvolle Stille, in der jede Minute ihre eigene Marter für sie hatte.

Das hielt Frau de Mendrisi auf die Dauer doch nicht aus, und so begann sie endlich wieder: „Du bist doch damit einverstanden, Severa, daß wir heute oder morgen abreisen — in jedem Falle?“

„Ich werde heute noch mit meinem Gatten sprechen, Mutter, was er mir sagt, wird geschehen,“ erwiderte Severa.

Hastig trat ihre Mutter auf sie zu. „Du wirst mit Enea sprechen?“

„Ja. In jedem Falle.“

„In jedem Falle? Hier oder — —?“

„— — oder im Gefängnis. Advokat Rossi hat mir zugesichert, daß einer Unterredung nach dem Urteilsspruch keinerlei Hindernisse entgegenstehen.“

„Und du willst —? In jedem Fall? Auch dort?“

„Auch dort,“ erwiderte Severa fest und bestimmt.

In diesem Augenblick trat Gherardi ein. Die beiden Frauen verstummten sofort und hingen mit ängstlichen Blicken an den Zügen des Mannes, der ihnen jetzt alles Heil oder Unheil verkünden sollte.

Doktor Gherardi machte eine tiefe und höfliche Verbeugung, setzte seinen Hut auf einen Sessel und zog die Handschuhe aus. Sein Ausdruck war sehr ernst.

„Sie kommen allein!“ sagte Frau de Mendrisi in einem hoffnungslosen Ton. Ihr war sofort klar, was geschehen sei. So wie Doktor Gherardi trat kein Glücksbote auf.

„Leider,“ erwiderte der Arzt mit einem Seitenblick auf Severa.

Diese stand sofort auf, nahm Santina auf den Arm und verließ das Zimmer. Sie brauchte gar nicht abzuwarten, bis Gherardi etwas sagte. Sie wußte, daß das Ungeheuerliche geschehen war, sowie sie den Arzt ansah. Ihre letzte Hoffnung brach zusammen. Es war alles aus.

Sie schleppte sich mühsam bis zu dem Bettchen Santinas, in das sie das noch immer schlafende Kind niederlegte. Dann breitete sie stöhnend die Arme weit aus und sank an dem Bettchen nieder. Durch die nur angelehnte Thür hörte sie die hastigen und aufgeregten Stimmen ihrer Mutter und des Doktors Gherardi.

„Fünfzehn Jahre,“ sagte der letztere.

Dann hörte sie weiter nichts. Wie ein dumpfer Druck legte es sich auf ihr Gehirn, ihre Augen umflorten sich, und mit einem gequälten Seufzer aus tiefster Not ihres Herzens sank sie bewußtlos zusammen.

Wie lange sie so gelegen hatte, wußte sie nicht. Das erste, was ihr wieder vernehmbar in die Sinne drang und sie aus ihrer Betäubung weckte, war die Stimme Santinas.

„Mama!“ rief diese ängstlich, „Mama, was ist dir? Warum liegst du auf dem Boden?“

Rasch kehrten ihr die Sinne zurück, und sie raffte alle ihre Kräfte zusammen.

„Nichts, mein Engel,“ sagte sie, sich zu einem Lächeln zwingend, „ich suchte nur eine Nadel, die ich fallen ließ. Hast du ausgeschlafen? Sollen wir spazieren fahren?“

Ein Blick aus dem Fenster belehrte sie, daß es schon spät am Nachmittag sein mußte. Wenn sie also noch heute mit Enea sprechen wollte, so durfte sie keine Zeit verlieren. Ueberhaupt hatte sie kein Recht, sich so widerstandslos ihrem Schmerz zu überlassen. Sie mußte vorwärts. Sie mußte das Leben weiterleben, obgleich ihr das in diesem Augenblick grausam und unmöglich erschien. Wenn es sich nur um sie selbst gehandelt hätte, so würde sie ihr Schicksal gesegnet haben, wenn sie dort am Boden statt einer Ohnmacht der Tod überrascht hätte. Aber es handelte sich nicht nur um sie allein. Sie mußte weiter leben, um anderer willen.

Hastig kleidete sie Santina an. Enea hatte ihr durch seinen Verteidiger den Wunsch ausgedrückt, im Falle seiner Verurteilung noch einmal sein Kind zu sehen. Severa wußte noch nicht, wie sie es einrichten konnte, daß Enea seine Tochter sah, ohne daß diese ihn sah und somit alles erfahren mußte, was sich Trauriges begeben hatte. Aber sie beschloß, Santina mit sich zu nehmen. Vielleicht ließ es sich doch einrichten.

Sie fuhr zunächst in die Stadt hinunter zum Advokaten Rossi, der sie nach dem Gefängnis begleiten sollte. Rossi sah der schönen Frau in die bleichen, verkümmerten Züge und war sofort bereit, alles zu thun, was in seinen Kräften stand. Ueberhaupt sollte Severa nun die ihr so sehr verhaßten Neapolitaner in überraschender Weise von einer guten Seite kennen lernen. Das Mitleid, das man

ihr, als der Frau des Verurteilten, von allen Seiten entgegenbrachte, war ein aufrichtiges und ungeheucheltes. Es war wirklich rührend, wie man alles that, um ihr zu Willen zu sein. Ein Verurteilter gilt in Neapel als ein Unglücklicher, den man nicht haßt oder verachtet, sondern bemitleidet.

So kam es, daß Severa trotz verschiedener Schwierigkeiten ziemlich rasch ihren Zweck erreichte, und während Herr Rossi mit Santina im Wagen vor dem Gerichtsgebäude wartete, ging sie mit der Frau eines Aufsehers durch lange finstere Korridore, durch Hallen und Säle, bis sie endlich vor einem starken eisernen Gitter Halt machten. Hinter dem Gitter befand sich ein dunkler Gang, und es wurde Severa bedeutet, daß sie hier warten solle. Der Verurteilte werde hinter dem Gitter erscheinen.

Sie nahm alle ihre Kraft zusammen, denn sie wußte, daß sie vor einer harten Probe ihrer Selbstbeherrschung stand. Also nicht einmal eine letzte Umarmung einen letzten Kuß würde man ihnen gestatten, denn das Gitter trennte sie ja. Durch die kalten Eisenstäbe hindurch sollten sie Abschied nehmen für so lange Zeit, in Gegenwart der Wachen — sie, die sich so unaussprechlich liebten!

Dann sah sie ihn kommen, den Gang entlang, eigentümlich wankend und doch hastig vorwärts stürzend, so daß ihm der Wärter kaum folgen konnte. Er hatte noch seine eigene Kleidung an, und das war für sie ein ungeheurer Trost. Sie hatte gefürchtet, daß man ihr ihn schon in Sträflingskleidung vorführen würde, und bei diesem Gedanken war ihr Blut erstarrt. Nun kam er in seiner gewöhnlichen Kleidung. Aber das war auch alles, woran sie ihn hätte wiedererkennen können, denn wie sah Enea aus! Hatte man ihn gefoltert? Die Augen weit hervorstehend, blutunterlaufen, das Gesicht totenblaß, entsetzlich abgemagert, die ganze Gestalt hinfällig,

jämmerlich elend. Das war mehr als Folter. Geminiani hatte recht behalten, als er gesagt, daß Graf di Monteverde schon weich werden würde. Graf Enea war weich geworden, das heißt er war ein elender, gebrochener und kranker Mann. Die Verhöre, das gequälte und beleidigte Gewissen, die schlaflosen Nächte, Kummer und Sorge, Haft und Gefängniskost hatten das Ihre gethan.

Severa gab sich alle Mühe, ihr Entsetzen zu verbergen, aber die Thränen, die ihr unaufhaltsam aus den Augen stürzten, konnte sie doch nicht unterdrücken. Unwillkürlich streckte sie ihm durch das Gitter ihre beiden Arme entgegen, und er ergriff ihre Hände und küßte sie unter heißen Thränen.

„Du bist da, Severa!“ stöhnte er, „bist wirklich gekommen! Das werde ich dir nie im Leben vergessen. Du weißt nicht, wie wohl mir das thut, nach all — nach all dem doch noch eine Seele, die mich liebt und an mich glaubt. Ich fürchtete schon, auch du würdest mich verlassen, wie alle mich verlassen haben.“

„O Enea! Wie schlimm muß es dir ergangen sein, um das zu glauben!“ schluchzte sie.

„Ich bin unschuldig — ja, Severa, beim ewigen Gott schwöre ich es dir, ich leide unschuldig.“

„Ich weiß es. Aber wie konnte das Gräßliche geschehen?“

„Sie wollten mein Verderben. Und ich habe ihnen nichts zu leid gethan. Peppino nicht und auch dem Schuft, diesem Gherardi, nicht.“

„Gherardi?“ entfuhr es Severa.

„Sie haben beide meine Schuld beschworen und haben beide falsch geschworen. Das war mein Verderben. Aber sei nur getrost. Mein Verteidiger hat ein Gnadengesuch an den König aufgesetzt. Wer weiß, wie bald ich wieder frei bin, und dann — —“

Er sah ihr bittend in die Augen, und sie neigte sich zärtlich immer näher an das Gitter, lehnte ihre Stirn an die kalten Eisenstäbe, und er küßte sie durch die Stäbe hindurch.

Hinter ihnen standen zwei Soldaten als Wache.

„Hole der Teufel alle Gitter dieser Welt!“ fluchte der eine. „Ich kann das nicht mit ansehen. Oeffne das Gitter, Torelli. Das geht wider 's Blut.“

„Der Schlüssel liegt in der Kanzlei, und die ist geschlossen,“ antwortete der andere.

„Hole der Teufel alle Kanzleien der Welt und alle Kanzlisten! Komm, ich kann das nicht mit ansehen.“

Die beiden Soldaten drehten sich um und gingen langsam in entgegengesetzter Richtung den Gang entlang. Auch der Wärter des Grafen zog sich etwas zurück. Severa war mit ihrem Gatten allein.

„Wenn ich schuldig wäre,“ fuhr Enea nach einer langen Pause fort, „hätte ich das alles nicht ertragen können. Ich hätte schon längst ein Ende gemacht. Aber du glaubst nicht, wie zäh die Unschuld macht. Ich werde nicht ruhen, bis mich die Welt wieder für das ansieht, was ich bin, und bis ich vor allem deiner wieder würdig bin, Severa.“

„Du bist meiner stets würdig geblieben, Enea. Nur dich und dein Unglück beklage ich,“ sagte sie zärtlich. „Was kann ich thun, um es zu lindern?“

„Höre mir zu, Severa. Du kannst nichts thun, denn du bist eine Frau, die von diesen Sachen nichts versteht. Nur um eines bitte ich dich: Schreibe mir von Zeit zu Zeit, daß ich nicht ganz abgeschlossen von der Welt bin.“

„Wohin soll ich schreiben?“

„Nach Nisida. Dorthin werde ich gebracht.“

„Und du wirst mir antworten?“

„Ich werde alles thun, was ich kann, um dir antworten zu dürfen. Wenn meine Aufführung eine tadel-

lose ist, wird man es mir nicht versagen, und ich werde vielleicht bald meine Freiheit erhalten, damit ich an der Herstellung meiner Ehre besser arbeiten kann. Wo wirst du in Zukunft wohnen?"

„Meine Mutter will nach Turin und im Sommer nach der Schweiz. Aber wenn du willst, daß ich hier bleibe, so bleibe ich hier."

„Nein, bleibe mit deiner Mutter zusammen. Sie wird dir eine Stütze sein, solange ich nicht da bin. Und, ich bitte dich, verlaß Santina nicht."

„Beruhige dich, Geliebter. Solange ich lebe, wird Santina nicht allein sein."

„Du hast sie nicht mitgebracht," sagte er tonlos und traurig, als ob er wohl begreife, warum sie es nicht gethan.

„Doch, doch. Santina ist unten im Wagen. Ich wußte nicht, wie ich es machen sollte, daß du sie sehen kannst, ohne daß sie erfährt — sie weiß nämlich von gar nichts und soll nach meinem Willen auch nie etwas erfahren."

„Du bist ein Engel, Severa, aber ich habe auch schon daran gedacht. Wenn ich jetzt nach meiner Zelle zurückgehe, komme ich an einem vergitterten Fenster im dritten Stock vorbei, von dem aus ich gerade in den kleinen Puppenladen sehen kann, der gegenüber dem Gerichtsgebäude in der Via dei Tribunali ist. Du kannst Santina dort irgend etwas kaufen, und ich werde sie sehen. Mein Wärter wird mir schon erlauben, eine oder zwei Minuten an dem Fenster zu verweilen."

„Aber dann müssen wir uns eilen, Enea, denn es wird finster," sagte sie, indem ihr wieder die Thränen in die Augen traten. Die beiden Soldaten tauchten gerade wieder in dem Gange auf, als sie Abschied nahmen. Er war lang und schwer.

Endlich riß Severa sich los. Sie mußte eilen, wenn Enea das Kind noch sehen sollte. Als sie am Ausgang des Gerichtsgebäudes ankam, nahm sie Santina hastig auf den Arm und ging mit ihr an der anderen Seite der Straße hin, wo sie auch bald den Puppenladen fand. Es fiel ihr leicht, das Interesse des Kindes an dem Spielzeug zu erregen, und Santina griff nach den ausgestellten Puppen, während der Verkäufer, ein alter lahmer Mann, immer neue herbeibrachte und mit komischer Lustigkeit alle Vorzüge seiner Ware vor Santina ins Treffen führte. Teils an den Puppen, teils an dem alten lahmen Mann selbst, der mit seinen drolligen Grimassen vor ihr hin und her tanzte, hatte Santina ein großes Vergnügen und klatschte laut in die Hände vor Freude.

Und Severa lehnte weinend ihren Kopf an den des Kindes, schaute hinauf nach dem vergitterten Fenster, wo alsbald ein bleiches, zuckendes Gesicht erschien — eine Minute, zwei Minuten — o wie kurz sie waren!

Dann war alles vorüber, und Severa führte das Kind nach dem Wagen zurück.

(Fortsetzung folgt.)





Der Balkon.

Humoreske von Friedrich Lorenzen.

Mit Illustrationen von E. Buffetti.



(Nachdruck verboten.)

Also nicht wahr, Emma, die Sache ist abgemacht? Oder ist dir die Wohnung etwa nicht recht?"

Meine Braut machte ein etwas mürrisches Gesicht, warf die Lippen auf und sagte schmollend: „Aber sie hat ja keinen Balkon!"

„Nein, einen Balkon hat sie freilich nicht, aber sie ist freundlich und sonnig. Außerdem liegt sie nur fünf Minuten von meinem Geschäft. Wie viel Zeit, die ich sonst mit Laufereien versäumen müßte, kann ich später dir widmen! Daran mußt du doch auch denken, Liebchen. Und wie ist Fritz, mein guter alter Freund Fritz, dem so sehr viel daran liegt, daß wir zu ihm ziehen, uns entgegengekommen! Er hat die Wohnung nicht nur von Grund aus erneuern lassen; nein, er giebt sie uns auch zu einem wahren Spottpreis, für nur achthundert Mark, während er sonst stets tausend bekommen hat. Ich meine, daß wir uns selbst schädigen und meinen Freund beleidigen, wenn wir sein Anerbieten ausschlagen."

Emma schaute mich flehend an und sagte: „Weißt du, ich hatte mich die ganze Zeit schon, solange wir verlobt sind, auf einen Balkon gefreut. Ich werde ja überall,

auch in der kleinsten Hütte, mit dir glücklich werden, aber so recht von Herzen glücklich würde ich doch nur in einer Wohnung mit einem Balkon — das weiß ich ganz sicher. Ich habe mir alles so schön ausgemalt, wie herrlich das werden wird, wenn wir auf unserem Balkon sitzen, uns an den schönen Blumen freuen, die wir dort gezogen haben, und auf all die Menschen herabsehen, die da unten vorübergehen. Himmlisch wird das werden, Franz, wie im Paradies wird das sein! Und wie gesund ist es, immer im Freien, in der frischen Luft zu sitzen! Da braucht man nicht in die Sommerfrische zu gehen und spart ein Heidengeld. Ach bitte, bitte, liebster, süßer Schatz, laß uns doch eine Wohnung mit einem Balkon nehmen!"

Dabei schlang sie die Arme um meinen Hals und ließ nicht nach mit Bitten und Schmeicheln, bis ich endlich, meiner besten Ueberzeugung zuwider, Fritz einen Absagebrief schrieb und mich von neuem auf die Wohnungssuche begab.

Jeder, der Berlin kennt, wird die Annehmlichkeiten dieser Aufgabe zu würdigen wissen. In einer kleinen Stadt schon bietet sie zweifellos wenig Erhebendes, in Berlin aber ist sie nur eine Kette von endlosen Mühen und Quälereien. Auch die stärkste Natur muß mürbe werden bei diesen meilenweiten Gängen, bei diesem fortwährenden Treppauf und Treppab, den Grobheiten und Zänkereien von Vizewirten und Mietern.

Auch uns ward all dieses nicht erspart. Ich war schon am Ende meiner Kräfte angelangt, als Emma, die alle Strapazen mit heroischem Gleichmut ertragen hatte, endlich erklärte: „Diese Wohnung nehmen wir!"

„Schön," erwiderte ich, „ganz meine Meinung!"

Ich wäre im übrigen auch damit zufrieden gewesen, wenn sie irgend ein finsteres Kellerloch gemietet hätte,

ich war so abgespannt, daß ich mich nach nichts anderem als nach Ruhe sehnte.



Die Wohnung, die Emma ausgesucht hatte, war freilich lange nicht so schön wie die, welche uns Fritz angeboten hatte; sie war niedriger, hatte ein Zimmer we-

niger, kostete dreihundert Mark mehr und war reichlich eine halbe Stunde von meinem Geschäft entfernt. Aber was schadete das alles, sie hatte ja einen Balkon, einen riesigen Balkon sogar — „himmlisch“ nannte ihn Emma — von dem aus man einen weiten Fernblick auf die im zarten Dunstschleier vor uns liegende Stadt hatte.

Ich fürchtete freilich, daß es mit der schönen Aussicht bald vorbei sein würde, denn drohend erhoben sich uns gegenüber die Mauern einer im Bau begriffenen großen Fabrik. Der riesige, unheimlich hohe Schornstein war bereits fertig gestellt, und es hieß, daß die Fabrik bereits im Sommer in Betrieb gesetzt werden sollte.

Doch Emma, die außer sich vor Entzücken über ihren Balkon war, beschwichtigte meine Bedenken mit der Bemerkung: „Die Aussicht kann uns gar nicht zugebaut werden. So hoch dürfen sie in Berlin nicht bauen. Ich muß das wissen, mein verstorbener Vater war Baumeister.“

Die Wohnung wurde also gemietet. Drei Wochen später traten wir unsere Hochzeitsreise an, es den Eltern überlassend, unser Nest behaglich einzurichten.

Wir bereisten die Schweiz und ein gutes Stück von Oberitalien, aber jedesmal, wenn ich meine junge Frau auf einen besonders schönen Fernblick aufmerksam machte, lehnte sie sich zärtlich an mich an und sagte schmachtend: „Hier ist es freilich sehr schön. Aber du wirst sehen, Franz, daß uns die Aussicht von unserem Balkon doch noch besser gefallen wird.“

Ich war selig, eine so anspruchslose Frau zu haben.

Bis zum letzten Tage nutzte ich meinen Urlaub aus, es war Mitte Mai, als wir wieder in Berlin eintrafen, gerade die beste Zeit, wie Emma meinte, um auf dem Balkon zu sitzen.

Emmas erster Gang war zum Gärtner. Der brachte denn auch bald vier mächtige, grün angestrichene Holz-

kasten mit Schößlingen von wildem Wein und eine Unmasse Blumentöpfe, aus denen, wie er versicherte, ein wahres Meer von farbenprächtigen Blüten hervorbrechen würde. Die Rechnung, die der poetische Mann mir darauf vorwies, dämpfte zwar meine Freude an der zu erwartenden Blumenpracht ein wenig, um so mehr, da Emma auch beim Eisenhändler einen eisernen Tisch, eine schmale Bank, drei Gartenstühle und eine große Balkonlampe mit rotem Seidenschirm bestellt hatte; aber was half es? Es war einmal der Wunsch meiner jungen Frau.

Als ich ihr gegenüber mir die Bemerkung erlaubte, daß ein Balkon doch gar nicht ein so billiges Vergnügen sei, meinte Emma pathetisch: „Aber was sind doch all diese kleinen Ausgaben gegen den unbeschreiblichen Genuß, den wir auf unserem himmlischen Balkon haben werden!“

Leider ließ nur der unbeschreibliche Genuß etwas lange auf sich warten. Denn der Wonnemonat machte seinem Namen sehr wenig Ehre. Es regnete unaufhörlich alle Tage ohne die geringsten Zwischenpausen. Nur das Tempo der niederfallenden Wassermengen zeigte einige Abwechslung, bald prasselte es in dicken Strahlen vom Himmel herunter, bald tröpfelte es nur zag und leise. Es war ein Landregen von einer Ausdauer, wie ich sie nie für möglich gehalten hätte. Im ganzen Mai hatten wir also gar nichts von dem Balkon.

Doch Emma tröstete mich: „Sei nur ruhig, Franz, wir haben ja noch den langen, herrlichen Sommer vor uns. Wie können wir den ausnutzen! Du glaubst es gar nicht, wie ich mich auf diesen Genuß freue.“

Sie hatte also schon das Wort „unbeschreiblich“ fallen lassen, und zwar, wie ich vermutete, mit voller Absicht. Von einem unbeschreiblichen Genuß konnte auch schlechterdings schon deshalb nicht mehr die Rede sein, weil die

Fabrik bereits bis zum Dachgiebel emporgestiegen war und uns die ganze Aussicht versperrte. Von irgend welchem Fernblick war nicht mehr die Rede, wir hatten jetzt nur noch die nüchternen Straßenzüge vor uns, die absolut nichts Interessantes boten.

Als ich Emma in zarter Weise darauf aufmerksam machte, daß ich dies vorhergesagt habe, meinte sie in überlegenem Tone: „Das konntest du damals noch gar nicht wissen. Es muß jetzt eine neue Bauordnung eingeführt sein. Früher, als mein Vater noch lebte, durfte man nicht so hoch bauen, das weiß ich ganz gewiß.“ —

Der Juni brachte endlich besseres Wetter, verlockend schien die Sonne vom wolkenlosen blauen Himmel. Endlich konnten wir zur Einweihung unseres Balkons schreiten.

Emma ließ denn auch gleich morgens den Kaffeetisch auf dem Balkon anrichten. Zur würdigen Feier des Tages hatte sie eine kunstvoll gestickte Decke, das Hochzeitsgeschenk ihrer besten Freundin, auf den Tisch gelegt und auch unser feines Meißner Kaffeegeschirr, die Gabe meines lieben Fritz, auftragen lassen. Außerdem prangte noch unsere schönste Vase, gefüllt mit den herrlichsten Blumen, auf dem Kaffeetisch. Das Ganze machte wirklich einen wahrhaft vornehmen Eindruck.

Frohgemut setzte ich mich und ließ mir von meiner jungen Frau, die in ihrem hellen Morgenrock und dem koketten Häubchen ganz entzückend aussah, eine Tasse Kaffee einschenken. Ich wandte keinen Blick von Emma und ließ selbst meine Zeitungen, die neben meinem Teller lagen, ganz unbeachtet, obwohl sie mich eigentlich gerade heute, der Wahlnachrichten wegen, lebhaft interessieren mußten. Ich hatte eben in meiner frohen Stimmung keinen Sinn für politische Zänkereien.

Da brauste plötzlich mit unwiderstehlicher Gewalt ein Windstoß daher und nahm unglücklicherweise gerade seine

Richtung auf unseren Balkon; in einer Sekunde war unsere ganze liebliche Idylle zerstört.



Meiner Frau wurde das Häubchen vom Kopfe gerissen, mir die Mütze; mit ausgebreiteten Fittichen segelten meine Zeitungen auf die Straße. Die Vase mit dem

prächtigen Blumenstrauß, die dem Sturme einen breiten Angriffspunkt bot, klirrte auf dem Fußboden, hochauf flatterte das Tischtuch. Wenn Emma und ich uns nicht sofort darüber geworfen hätten, wäre die ganze Bescherung auf die Erde geflogen.

Dank unserer Geistesgegenwart ging es noch glimpflich ab. Die Kaffeekanne fiel freilich um, goß ihren braunen, dampfenden Inhalt über meine helle Sommerhose und verbrannte mir dabei noch tüchtig das Bein; eine der Untertassen ging in Trümmer, eine der feinen Tassen verlor den Henkel, aber das war auch alles. Es blieb bei diesem Verlust.

Doch das Allerschlimmste, für meine Frau wenigstens, war, daß dieser unheilvolle Windstoß der Vorläufer eines anhaltenden Gewittersturmes war, so daß wir wohl oder übel ins Zimmer gehen mußten.

Nach dem Gewitter wurde es empfindlich kühl, trotz der hellen Sonne und des nur mit wenigen, zerklüfteten Wolken bedeckten Himmels. Unglücklicherweise lag unser Balkon an einer Straßenecke, von drei Seiten konnte der Wind ankommen; trotz Emmas Ungeduld war an einen Aufenthalt auf dem Balkon nicht zu denken.

Als am dritten Tage das Wetter noch nicht wärmer geworden war, hielt Emma es nicht länger aus. Trotz meiner Abmahnungen und trotz des Hinweises auf den niedrigen Thermometerstand ließ sie doch wieder den Kaffeetisch auf dem Balkon anrichten.

Fröstelnd hatte ich eine Tasse getrunken, ohne ein Wort zu sagen. Als Emma mich darauf jedoch schmeichelnd fragte: „Nicht wahr, Schatz, es ist doch himmlisch hier draußen?“ da brach es in mir los, und mit rücksichtsloser Offenheit erwiderte ich: „Ach was, Unsinn! Es ist ganz infam kalt hier.“

„Aber Franz!“

„Nun ja, das ist doch wahr. Ich friere ganz entsetzlich. Und dabei zieht es von allen Ecken und Kanten, daß es 'ne wahre Schande ist."

„Aber es weht doch gar nicht."

„Sieh dir doch 'mal die Pflanzen dort an, wie die sich auf und nieder beugen."

„Ach, der leichte Zephyr!"

„Ich danke für den leichten Zephyr. Den schönsten Katarrh holt man sich dabei weg; ich kann es nicht länger aushalten."

Damit stand ich auf und machte Miene, fortzugehen.

Erstaunt fragte Emma: „Wie, du willst schon gehen?"

„Jawohl," erwiderte ich zähneklappernd, „ich kann solchen Zug absolut nicht vertragen. Und auch dir würde ich raten, hineinzugehen, wenn du dich nicht gründlich erkälten willst."

„Ach was," versetzte Emma schnippisch, „damit hat's keine Not, ich bin nicht so verzärtelt wie du!" Schmeichelnd fügte sie aber noch hinzu: „Ach, bleib doch noch ein wenig, thu's mir zuliebe!"

Grimmig rief ich: „Gut, ich bleibe. Aber dann ruf du die Liese, daß sie mir meinen Pelz bringt, und meinen Plaid, und 'nen Schirm, den ich gegen den Zug aufspannen kann."

„Aber dann lachen uns doch die Leute aus."

„Immerzu. Ich will mich lieber auslachen lassen, als mich auf den Tod erkälten."

Damit schob ich meinen Stuhl klirrend unter den Tisch und öffnete die Thür, die nach dem Zimmer führte.

Emmas schöne Augen füllten sich mit Thränen, schluchzend rief sie: „Also selbst diese kleine Gefälligkeit schlägst du mir ab, trotzdem ich dich so bitte. Und das sechs Wochen nach der Hochzeit! Wie soll das erst später werden! Ach, ich merk' es schon, du liebst mich nicht mehr,

du hast mich gewiß nie geliebt, sonst könntest du doch nicht jetzt schon so zu mir reden!“

Laut weinend verbarg sie den Kopf in beide Hände.

„Aber Kind,“ sagte ich ruhig, „sei doch vernünftig!“

Da ließ sie die Hände sinken und sah mich mit bitterbösen Blicken an. „Also vernünftig soll ich sein? Bin also bisher unvernünftig gewesen? Na, da machst du mir ja ein schönes Kompliment. Ich bin aber ganz vernünftig. Unvernünftig ist nur der, der mitten im Sommer vor der frischen Luft sich fürchtet und auch beim schönsten Wetter hinterm Ofen sitzen will.“

Ich wollte den Arm um sie schlingen und ihr begütigend zureden, aber sie stieß mich zurück und drehte mir den Rücken. Also der erste Zank in unserer jungen Ehe und das alles nur des elenden Balkons wegen!

„Emma,“ sagte ich jetzt in ernstem Ton, „wenn du schmollen willst, meinetwegen. Ich habe weder Lust noch Zeit dazu, mich mit dir zu streiten; ich gehe jetzt. Adieu!“

„Adieu!“ rief sie zornig. „Geh nur! Vergiß nur nicht, deinen Pelz anzuziehen. Ich bleibe noch den ganzen Vormittag sitzen. So schön ist es hier draußen.“

„Meinetwegen,“ erwiderte ich kühl. „Der Balkon hat schon so viel gekostet, da kann es auf eine Doktorrechnung auch nicht mehr ankommen.“

Da schien Emma vollends die Selbstbeherrschung verloren zu haben; sie sprang auf und rief, während ihre Stimme bebte vor Zorn: „Also schon wieder wirfst du mir die paar Mark vor, die der Balkon gekostet hat! Das einzige Vergnügen, das ich habe! Gut. Du sollst dein Geld wieder haben, bis auf den letzten Pfennig. Ich werde es mir von meinem Wirtschaftsgeld abknausern. Aber jetzt sehe ich wirklich, daß du mich nicht liebst, einen deutlicheren Beweis kann es ja gar nicht geben.“

Und weinend ließ sie sich auf den Stuhl niederfallen und stützte den Kopf in beide Hände.

Ich hielt es nicht für angebracht, diesen müßigen Streit noch weiter fortzuspinnen. Schweigend entfernte ich mich.

Doch mit der Arbeit wollte es heute gar nicht gehen. Der unangenehme häusliche Auftritt kam mir nicht aus dem Sinn, immerfort klangen mir die häßlichen Worte in den Ohren, die Emma mir zugerufen hatte. Und wenn ich mir auch einzureden versuchte, daß Emma allein die Schuld trage, und daß ich nichts gethan habe, was so harte und ungerechte Reden rechtfertigen könne, mein Herz sprach Emma dennoch frei. Schließlich kam ich mir selbst wie ein Haustyrann vor. Ich machte mir die heftigsten Selbstvorwürfe; vor allem schien es mir jetzt kleinlich gewesen zu sein, so oft von den paar Groschen geredet zu haben, die der Balkon gekostet hatte. Ich sagte mir sogar, daß jemand, der so auf den Pfennig sieht, eine solche Perle von Frau gar nicht verdient, und nahm mir vor, wenn Emma es wünschte, selbst noch hundert Thaler an den Balkon zu wenden, ohne auch nur darüber ein Wort zu verlieren. Endlich beschloß ich, mittags durch ein reumütiges Bekenntnis meiner Schuld und durch ein paar herzliche Worte alles wieder gut zu machen.

Aber der Empfang, der mir am Mittag ward, war so frostig und unfreundlich, daß mir die Worte auf den Lippen erstarben. Emma schien meine Anwesenheit vollständig zu ignorieren, sie schenkte mir keinen Blick, erwiderte selbst meinen Gruß nicht. Schweigend, ohne ein Wort zu sagen, nahmen wir die Mahlzeit ein. Selbst unsere Liese mußte gemerkt haben, daß wir uns entzweit hatten, denn beim Fortgehen hörte ich, wie sie auf der Treppe einer gleichgestimmten Seele vom zweiten Stock erzählte: „Ick hab' det ja längst jewußt, dat die Küsserei bald 'n Ende nehmen würde. Nu zanken sie; nach vier

Wochen werden sie sich wohl jejenseitig verhauen. Jck hab' det ja immer jesagt, heut' is ooch jar nischt mehr los mit die Männer."

Mit einem Donnerwetter scheuchte ich Liese aus ihren philosophischen Betrachtungen und jagte sie in ihre Küche zurück. Das fehlte gerade noch, daß unsere häuslichen Angelegenheiten zum Gegenstand des Gespräches aller Klatschbasen des Bezirks würden! Daß Liese mich ohne weiteres für den schuldigen Teil erklärte und unbarmherzig über alle Männer den Stab brach, berührte mich weniger. Bei dem Solidaritätsgefühl der Frauen, die ja immer unter einer Decke stecken, war mir das ganz erklärlich.

Jedenfalls aber befestigte dieses kleine Intermezzo den Vorsatz in mir, nachzugeben, das erste versöhnende Wort zu sprechen und auf alle Fälle noch am Abend das nachzuholen, was ich eben versäumt hatte.

Aber auch der Abend brachte keine Aussöhnung. Meine Frau schlief schon, als ich heimkehrte, sie war, wie Liese mir anzüglich anvertraute, schon um Sechs zu Bett gegangen, „weil sie vor Kummer janz krank jeworden war".

Am anderen Morgen war Emma wirklich erkrankt. Sie fieberte etwas und hatte heftigen Husten, so daß ich erschreckt den Arzt holen ließ. Sie hatte in ihrem Trotz wirklich den ganzen Vormittag auf dem Balkon gesessen und sich dabei natürlich gründlich erkältet.

Der Arzt meinte freilich, es hätte nicht die geringste Gefahr, es sei nur ein ganz gewöhnliches Schnupfenfieber; ich aber war doch ein wenig besorgt, denn Emma sah blaß und angegriffen aus, und den schönen Augen fehlte ganz der frühere Glanz. Ich ließ mich deshalb auch im Geschäft entschuldigen und setzte mich an ihr Bett, um ihr Mut zuzusprechen.

Als ich mich über sie beugte und zärtlich fragte: „Geht es dir nicht schon ein bißchen besser, Liebchen?" da schlang

sie den Arm um meinen Hals und flüsterte mir ins Ohr: „Danke, es geht schon. Wie lieb du jetzt bist! Ich hab' dir auch noch was zu sagen, Franz."

Ich meinte, sie wolle nach dieser feierlichen Einleitung Abbitte leisten, und schickte mich schon an, zu sagen: „Ach, laß das nur, Schatz, ich hatte ja mehr Schuld als du." Ich Ahnungsloser! Ich wußte damals noch nicht, daß die Weiber es immer so anstellen, wenn sie etwas haben wollen.

Emma dachte nicht im entferntesten daran, mich um Verzeihung zu bitten, sie sagte nur: „Ach, Franz, ich habe eine große Bitte, willst du mir die erfüllen?"

„Selbstverständlich, Liebchen."

„Dann laß doch heute noch den Tischler kommen und auf dem Balkon zwei hölzerne Seitenwände anbringen. Weißt du, so mit matten Scheiben darin, wie Müllers sie haben. Dann kann uns der dumme Wind doch nichts mehr thun; gestern zog es wirklich ein bißchen."

Erschöpft sank sie wieder in die Kissen zurück; das kleine Eingeständnis, das in den letzten Worten lag, schien ihre ganzen Kräfte verbraucht zu haben.

Ich war durch ihre Worte allerdings ein wenig enttäuscht worden, ließ aber doch sofort Tischler und Glaser kommen. Was thut man nicht, wenn man jung und verliebt ist und eine reizende kranke Frau einen Wunsch äußert!

Bald prangten auf dem Balkon zwei massige, mit Glasscheiben versehene Schutzwände, die jedem Sturm trotzen mußten. Die Geschichte kostete freilich über fünfzig Mark, aber Emma äußerte eine so herzliche Freude über diese Vervollkommnung ihres geliebten Balkons, daß mir das Geld nicht leid that.

Unsere Hoffnung, jetzt ungestört auf dem Balkon sitzen zu können, verwirklichte sich indessen leider nicht. Der

Schutz der Seitenwände erwies sich als sehr mangelhaft, da der Wind gerade von vorn kam. Dieser boshafte Südwestwind wehte den ganzen Juni, von häufigen Regenschauern begleitet, und es war unter diesen Umständen gar nicht daran zu denken, auf dem Balkon zu sitzen.

Der Juli endlich machte dem Sommer Ehre. Es regnete nicht, es wehte nicht, kurz, es war, wie Emma sagte, „das himmlischste Wetter von der Welt". Sie hatte deshalb morgens auch wieder auf dem Balkon decken lassen und saß mir nun freudestrahlend gegenüber, in wortlosem Glück den würzigen Trank Arabiens schlürfend.

Da plötzlich ein entsetzliches Krachen und Klirren! Eine große, schwere, schwarzgrüne Masse kam von oben herab, zerschlug das ganze Geschirr in Stücke und überschüttete uns mit einer Flut von Erde und Trümmern.*) Von oben aber rief eine Stimme: „Ach Jotte doch, mein schöner Blumenpott!"

Jawohl, der schöne Blumenpott! Da lag er auf den Trümmern unseres Geschirrs. Er selbst freilich hatte dieses Attentat mit vollständiger Vernichtung büßen müssen, war nur noch ein Haufen Schmutz und Scherben, ein sinniger Beweis für die alte Wahrheit, daß jede Schuld sich auf Erden rächt.

Selbstverständlich konnte ich mich damit nicht zufrieden geben; wutschnaubend eilte ich die Treppe hinauf, um klingende Sühne für den Frevel zu fordern. Leider stellte es sich jedoch heraus, daß das unheilvolle Geschoß Eigentum einer armen Witwe war, die hoch oben im Dachstock ein bescheidenes Stübchen bewohnte. Da war keine Entschädigung zu holen. Ja, auf Emmas Bitten schenkte ich der alten Frau, die außer sich vor Verzweiflung über das Unglück war, noch einen neuen Blumenpott und ließ

*) Siehe das Titelbild.

außerdem von unserem Tischler eine feste Holzgalerie vor ihrem Fenster anbringen, damit sich ein solcher Zwischenfall nicht noch einmal ereignen konnte.

Am Abend aber, nach Schluß des Geschäftes, ging ich mit Emma in eine Porzellanhandlung und erstand ein Meißner Kaffeegeschirr, wie wir es einst besessen hatten. Denn was würde sonst Fritz gesagt haben, wenn er bei einem Besuch sein Geschenk nicht mehr vorgefunden hätte. Der Spaß kostete mir über hundert Mark und trug keineswegs dazu bei, meine ohnehin schon recht lauwarme Begeisterung für unseren Balkon zu erhöhen.

Acht Tage lang ging ich ihm grollend aus dem Wege. Aber auch Emma suchte ihn nur selten und dann nur für wenige Minuten auf, bis sie mir zögernd gestand, daß es auf dem Balkon jetzt gar nicht mehr auszuhalten sei.

Diesmal war es weder der Regen noch der Wind, sondern die einst so heiß herbeigesehnte liebe Sonne, die sie aus ihrem Paradiese vertrieb. Fast den ganzen Tag sandte sie ihre Strahlen auf den Balkon herab, die Steine fühlten sich glühend heiß an, ein großer Teil der Blumen war bereits verdorrt, in der Wüste Sahara konnte es nicht wärmer sein. Wenn wir den Balkon benutzen wollten, mußten wir uns ein Sonnendach, eine sogenannte Markise, machen lassen.

Emma erreichte es denn auch wirklich, daß ich einen Tapezierer holen ließ und die vierzig Mark bezahlte, die der freundliche Mann für sein Segeldach forderte.

„Es ist ja das letzte Mal, daß du etwas für den Balkon ausgiebst,“ tröstete mich Emma.

„Das hoffe ich auch,“ erwiderte ich grimmig. „Wenn das noch lange so weiter gehen sollte, würde mich dein Balkon bankerott machen.“

Ich würde all diese Ausgaben leichter verschmerzt haben, wenn wir wenigstens etwas von dem Balkon ge-

habt hätten. Aber der Aufenthalt dort konnte jetzt nur ein sehr fragwürdiges Vergnügen bereiten. Selbst Emma gab das zu. Von der vielgerühmten frischen Luft war nichts zu merken, wir saßen, von drei Seiten eingeschlossen, das leinene Dach über uns, wie in einem Schwitzkasten da, und der Staub und der Dunst, die von der Straße aufstiegen, trugen auch nicht dazu bei, die Annehmlichkeiten des Aufenthaltes zu erhöhen.

Emma freilich, die noch immer nicht ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, daß der Balkon doch noch 'mal ein Paradies werden würde, schob die ganze Schuld auf die greuliche Hitze und meinte, wenn die nachgelassen habe, werde alles wieder gut. Ich dagegen konnte diesen Optimismus nicht teilen; ich ärgerte mich jedesmal, wenn ich den Balkon nur sah, und wäre, da die Wohnung auch sonst manchen Anlaß zu Klagen bot, lieber heute als morgen ausgezogen. Doch hütete ich mich vorläufig noch, derartigen ketzerischen Anschauungen Ausdruck zu geben.

Aber es schien nun, daß selbst der mehr als zweifelhafte Genuß, den der Balkon jetzt bot, uns nicht gegönnt sein sollte; ein ungnädiges Geschick schien uns alles rauben zu wollen.

Da wir gegen die Unbill der Elemente, die sich früher gegen uns verschworen hatten, hinreichend geschützt waren, mußte der Feind schon von einer anderen Seite kommen. Und er kam wirklich so heimtückisch und mit so viel Gewalt und List, daß wir keine Schirmwehr gegen ihn errichten konnten.

Auf einmal, als wir morgens auf dem Balkon saßen, wehte eine kleine Flocke auf den Tisch, lautlos und anmutig wie eine Schneeflocke, nur leider nicht so weiß, sondern schwarz, kohlpechrabenschwarz. Gleich darauf lag noch eine Flocke da, geschäftig segelte noch eine herbei und noch eine und noch eine. Und, ehe wir uns noch

recht besonnen hatten, war alles von Tausenden und aber Tausenden schwarzen Flocken bedeckt.

Diese ungebetenen schwarzen Vögelein nahmen auf nichts Rücksicht, sie fielen in die Tassen, färbten den Zucker schwarz, senkten sich in die Kelche unserer wenigen Blumen, setzten sich in meinem Schnurrbart fest und bildeten phantastische Verzierungen auf dem hellblonden Haar meiner Emma.

Aergerlich suchte ich nach einer Erklärung für dieses Phänomen. Lange brauchte ich nicht danach zu suchen. In der Fabrik drüben hatte man zum erstenmal die Kessel geheizt, kerzengerade stieg aus dem mächtigen Schlot eine schwarze Wolke zum Himmel auf. Der gefällige Wind aber zerteilte diese Wolke in Myriaden Atome und trieb sie gerade auf uns zu.

Empört flüchteten wir ins Zimmer. Was den Elementen allein nicht gelungen war, das erreichten sie jetzt mit Hilfe der Fabrik; der Aufenthalt auf dem Balkon war uns ganz und gar unmöglich gemacht. Mochte es schlechtes oder „himmlisches" Wetter sein, mochte der Wind aus Nord oder aus Süd wehen, das war ganz gleich, die schwarzen Flocken fanden doch immer mit unheimlicher Regelmäßigkeit ihren Weg zu uns; in kürzester Frist hatte eine hohe Schicht von schwarzem Ruß das Paradies begraben, von dem meine Emma so schön geträumt hatte. Ich bin fest davon überzeugt, daß sie ihm doch einige heimliche Thränen nachweinte, wenn sie auch mir gegenüber niemals sich's merken ließ, wie nahe ihr der Verlust gegangen.

— — — — — — — — — — — —

Eines Nachts wachte ich durch ein leises Geräusch auf, legte mich jedoch gleich wieder aufs Ohr, in der Meinung, daß mich nur der Wind, der heulend um das Haus brauste, geweckt habe. Nach einer Weile wiederholte sich jedoch

das verdächtige Geräusch. Das konnte unmöglich der Wind sein. Schnell sprang ich aus dem Bett, machte Licht und öffnete die Thür zum Nebenzimmer. Da sah



ich, wie eine dunkle Gestalt, die vor meinem Schreibtisch gekniet und sich an dem Schloß zu schaffen gemacht hatte, hastig aufsprang und auf den Balkon eilte. Ich natürlich

wie der Blitz hinterher, ohne meiner leichten Nachtkleidung zu achten.

Leider kam ich aber doch zu spät, um den Spitzbuben zu erwischen. Ich sah nur, wie er sich über die Brüstung schwang und sich an einem am Geländer befestigten Strick herabließ. Zweifellos war er auch an dem Strick heraufgeklettert und so in unsere Wohnung gelangt. Glücklicherweise war es ihm nicht gelungen, etwas mitzunehmen; er hatte uns nur das gute Zimmer voll Ruß geschleppt und mit dem Brecheisen sehr unschöne Verzierungen an meinem Schreibtisch angebracht.

Aber nun war meine Geduld zu Ende, keinen Tag mehr wollte ich in dieser verwünschten Wohnung bleiben, wo man dank dem famosen Balkon Gefahr lief, beraubt und ermordet zu werden.

In aller Frühe suchte ich meinen Freund auf, der, wie ich wußte, seine Wohnung noch nicht vermietet hatte. Ohne weitere Vorrede, ohne ihn von unserem Mißgeschick in Kenntnis zu setzen, fragte ich: „Fritz, können wir gleich bei dir einziehen?"

Da umarmte er mich voller Freude und rief: „Natürlich könnt ihr das. Es freut mich sehr, daß ihr doch noch zu mir kommt. Und ihr sollt sehen, daß ich mich dafür auch dankbar beweisen werde. Ich werde sofort meinen Baumeister kommen lassen, der soll euch den schönsten Balkon anbauen, den man sich denken kann."

„Um Gottes willen nicht!" rief ich erschreckt. „Meine Frau bekommt Krämpfe, wenn sie bloß das Wort „Balkon" hört."





Von Zermatt auf den Gornergrat.

Bilder aus den westlichen Zentralalpen.

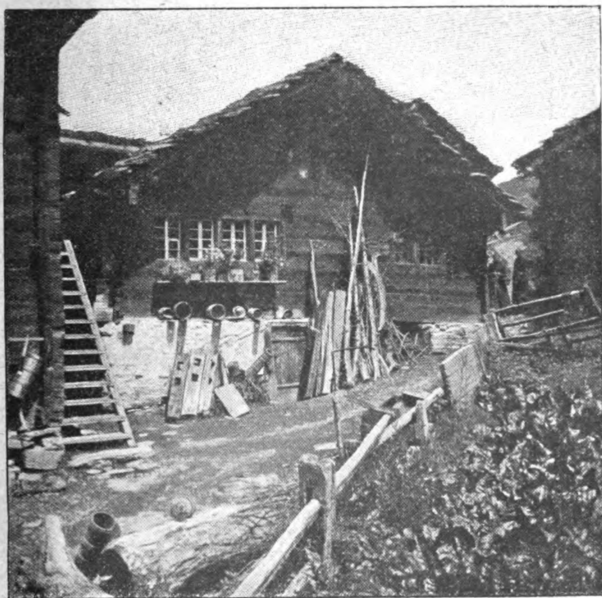
Von Georg Hellbrunn.

Mit 14 Illustrationen.  (Nachdruck verboten.)

Zwischen dem Großen St. Bernhard im Südwesten und dem Simplonpaß im Nordosten, unter dem das Bergmassiv gegenwärtig mittels eines Tunnels durchbohrt wird, zieht sich ein Hochgebirge hin, das mit Recht wegen des kühnen Aufbaues seiner Hochgipfel und seiner ausgedehnten Eis- und Schneefelder als der großartigste und gewaltigste Abschnitt der gesamten Alpen gepriesen wird. Dieses Hochgebirge der westlichen Zentralalpen führt den Namen der Penninischen oder Walliser Alpen; bezeichnender würde es allerdings die Monterosakette heißen. Der Name Walliser Alpen umfaßt ja streng genommen nur die im Kanton Wallis, der von allen Schweizergegenden noch am meisten die alte Eigenart bewahrt hat, befindlichen Gebirgsteile; er würde somit den Südhang der Monterosakette ausschließen, dagegen den Südhang der Finsteraarhorngruppe u. s. w. mit umfassen.

Beinahe hundert Kilometer weit erstreckt sich diese mit Gletschereis umpanzerte Riesenmauer, zwischen deren Türmen und Zacken nicht weniger als 140 Gletscher bis

in die Thäler hinabreichen. Gegen zwei Dutzend ihrer Hochgipfel überschreiten die Höhengrenze von 4000 Meter, während der arithmetische Durchschnitt aller Gipfelhöhen einen Mittelwert von über 3500 Meter ergiebt. Und da die mittlere Sattelhöhe bloß um etwa 300 Meter dahinter



Typisches Walliser Haus.

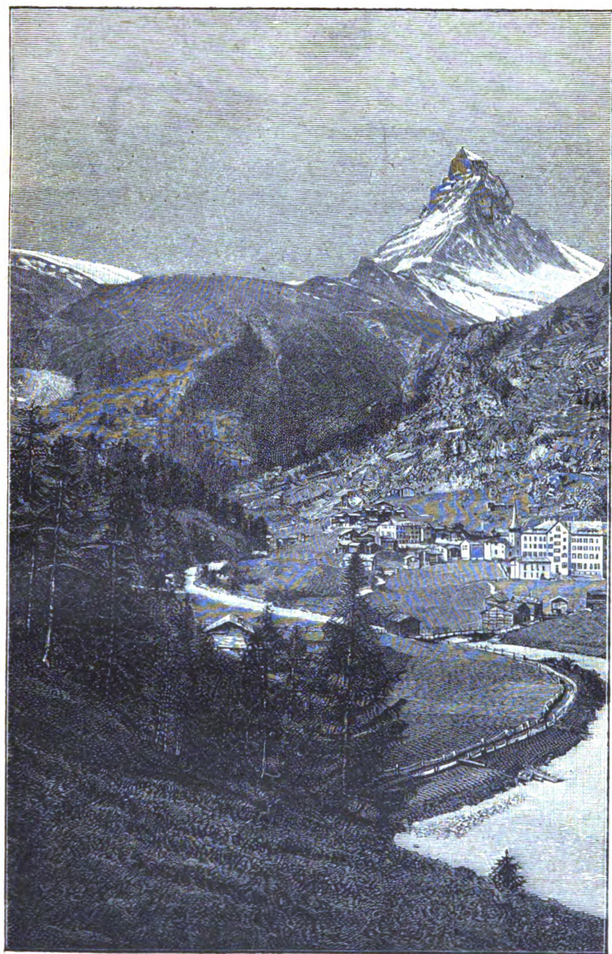
zurücksteht, so lassen diese Zahlen die Penninischen Alpen in der That als ein Hochgebirge von mauerartigem Aufbau erscheinen, dessen Kammhöhe die aller übrigen Alpen übertrifft.

Von Visp oder Vispach im Rhonethal, Station der Bahn Villeneuve—Brieg, an der Mündung des Vispthales, führt seit 1891 eine Eisenbahn durch dieses Hoch-

thal nach Zermatt. Der äußerst interessante Schienenweg ist eine Adhäsionsbahn, an sechs Stellen mit zusammen 8000 Meter Länge aber auch Zahnradbahn nach Abtschem System, mittels der die höheren Thalstufen erklommen werden. Die Bahn ist schmalspurig gebaut und hat sechs kleine Tunnels, sowie viele kleine Brücken.

Sie beginnt in Visp hinter dem Bahnhof der Rhonethalbahn, zieht sich zuerst an der Westseite der Stadt und dann am rechten Ufer der Visp entlang, deren geröllreiches Bett die ganze Thalsohle einnimmt. Weiterhin führt sie unter der Neubrücke hindurch, übersetzt die Visp auf einer eisernen Brücke, um nun mittels einer langen Zahnradrampe zur Station Stalden emporzusteigen. Der folgende Abschnitt bis St. Niklaus, dem prachtvoll gelegenen Hauptorte des Thales, ist der anziehendste und in der Anlage schwierigste der ganzen Linie. Es folgen die Stationen Randa und Täsch, wo der Reisende zur Linken die Trümmer eines gewaltigen Bergsturzes erblickt, unter denen ein ganzes Dorf begraben liegen soll.

Wenn das enge Vispthal, das zuletzt kaum Raum für Bahn und Straße läßt, sich plötzlich öffnet, liegt auf grünem Wiesenplan malerisch das Dorf Zermatt vor uns. „Aber kaum," beschreibt A. v. Schweiger-Lerchenfeld sehr zutreffend den ersten Eindruck auf den Reisenden, „daß ein flüchtiger Blick diesen wunderbaren, vom Eis der Gletscher umglänzten Fleck Erde streift. Schier gebannt hält man an und erhebt zagend den Kopf, verloren im Anblicke jenes schemenhaften Gebildes, das im Hintergrunde des Bildes in die Bläue des Himmels aufstarrt. Dieser erste Anblick des Matterhorns (französisch: Mont Cervin) ist das ergreifendste Bild, das die Alpen aufweisen. Man wird irre an der Vorstellung von der materiellen Natur der festgefügten Hochgebirge und denkt an die spukhafte Blendung eines Zaubers, an



Das Matterhorn, von Zermatt aus gesehen.

ein phantastisches Luftgebilde der Fee Morgana. Es giebt in den Hochgebirgen der Alpen zahlreiche großartige Gestaltungen — aber es giebt nur ein Matterhorn." Ganz übereinstimmend damit urteilt ein Franzose, Laveleye:



Die grossen Hotels von Zermatt.

„Die übrigen Hochgipfel, wie die Jungfrau, der Monterosa oder der Montblanc, sind nur die Spitzen eines hohen Felsenkammes, den sie nicht allzu bedeutend zu überragen scheinen. Das Matterhorn dagegen steigt in die Wolken isoliert, und die Schneefelder, die sich an seinem Fuße ausdehnen, um mehr als sechstausend Fuß überhöhend. Man hat gewissen scharfen Spitzen den Namen

„Zahn“ (Dent) gegeben; keiner aber verdient ihn mehr als dieser. Er gleicht einem Eckzahn, dem Hakenzahn eines wilden Tieres oder noch mehr den Zähnen jener antidiluvianischen Haie, die man in den Schichten der Sekundärzeit findet. Man könnte glauben, eine Woge des Urmeeres von geschmolzenem Granat zu erblicken,



Kleine Verkäufer längs der Bahnlinie.

die in die Lüfte emporgehoben wurde und dann gerade in dem Augenblick erstarrte, da sie in Spiralen wieder niederstürzen wollte. Das Matterhorn erhebt sich nicht in aufeinanderfolgenden Stockwerken: es schießt in die Höhe.“

Das Matterhorn (4482 Meter) gehört als beherrschende westliche Eckbastion der Monterosagruppe an, und seine schlanke Felsenpyramide ragt auf der Grenze gegen Italien empor. Der Paß zwischen Matterhorn und Monterosa ist das Matterjoch (3322 Meter), auch St. Theodulspaß

genannt. Dieser höchste unter den gebräuchlichen Alpenübergängen verbindet Zermatt, den Hauptort des Walliser Matterthals, mit dem piemontesischen Val Tournanche (Dora Baltea).

Zermatt ist nächst Interlaken und Chamonix die hervorragendste Alpenstation und bildet schon seit geraumer Zeit das bevorzugte Ziel der Hochtouristen. Es hat neuer-



Das Stationsgebäude der Gornergratbahn in Zermatt.

dings aber auch für bequemere und weniger auf Hochgipfel erpichte Reisende eine besondere Anziehung gewonnen durch die im August 1898 dem Betrieb übergebene Gornergratbahn, die einstweilen höchste Bergbahn Europas. Sie geleitet die Scharen der Reisenden jetzt ganz mühelos zu jenem berühmten Aussichtspunkt, der von jeher das Hauptziel aller nach Zermatt kommenden Touristen bildete. Sie ist aber auch zugleich eine Gletscherbahn und führt uns mitten in die großartigste Gletscherwelt hinein, die das Hochgebirge aufzuweisen hat.

Lange hat es gewährt, bis ein bequemer Zugang zu diesen Hochgebirgswundern eröffnet wurde. Die Zermatter selbst sträubten sich dagegen, das Idyll ihres Thales den



Der Schwarzfluhtunnel mit dem Ausblick auf das Matterhorn.

modernen Verkehrsmitteln zu erschließen, allein der von Jahr zu Jahr anschwellende Verkehr ließ sich zuletzt gar nicht anders mehr bewältigen.

Um das Jahr 1838 war Zermatt ein vergessenes einsames Hochthal, in das jährlich nur zehn bis zwölf Be-

sucher gelangten. Es gab im Dorfe eine einzige Gaststätte, zu der dann im Verlauf der nächsten beiden Jahrzehnte noch zwei kleine Herbergen hinzukamen. Im Jahr 1855 zählte man 1600 Besucher, ums Jahr 1880 bereits gegen 10,000, und mit Eröffnung der Visp—Zermattbahn stieg die Zahl auf mehr als das Doppelte, nämlich 22,000. 1895 kamen 26,000 Fremde nach Zermatt, und im Jahre 1898 schon gegen 40,000 — eine Zahl, die seit der Eröffnung der Gornergratbahn sich stetig steigern dürfte.

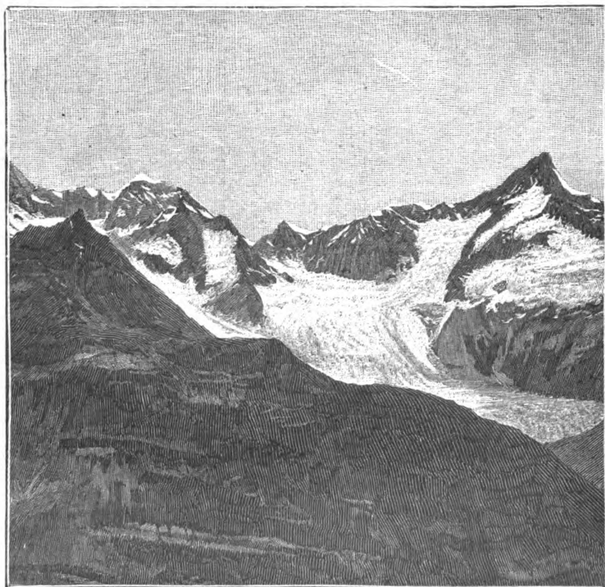
Mit diesem raschen Anwachsen der Besucher hat die Vermehrung der Gaststätten gleichen Schritt gehalten, und in Bezug auf die Stattlichkeit und die treffliche innere Einrichtung der Hotels und Pensionen steht Zermatt hinter keinem Orte der Schweiz zurück. Da sind in erster Linie die von der bekannten Familie Seiler gehaltenen Gasthöfe zu nennen: das Hotel du Mont-Cervin, Hotel Zermatt und Hotel du Mont-Rose; in ihrem Besitze sind außerdem die Hotelpension Riffelalp, oberhalb Zermatt am Wege zum Riffelberg, und die von ihr gepachteten Gasthäuser: Hotel Riffelberg, auf der Höhe des Riffelberges, und das Schwarzsee-Hotel (2½ Stunden von Zermatt). Dann die vor dem Dorfe Zermatt, nahe beim Bahnhof gelegenen Hotels Terminus, d'Angleterre, Gornergrat und Bellevue. Sie alle sind gerüstet, die während der Saison in Scharen herbeiströmenden „Bergfexe" aufzunehmen, zu denen sich aber auch stets genügsamere Sommerfrischler zu dauerndem Aufenthalt gesellen. Aus allen möglichen Nationen rekrutieren sich die fremden Gäste, hinter deren buntem Gewühl die einheimische Bevölkerung im Hochsommer beinahe ganz zurücktritt. Auffallend groß ist unter der letzteren die Zahl der Schuster, die man überall nageln und klopfen sieht und hört. Daneben stellen die Bergführer ein Kontingent von etwa hundert Mann, unter denen sich



Das Matterhorn, von der Riffel aus gesehen.

weitbekannte „Koryphäen“ befinden, die natürlich meist schon lange im voraus bestellt sind.

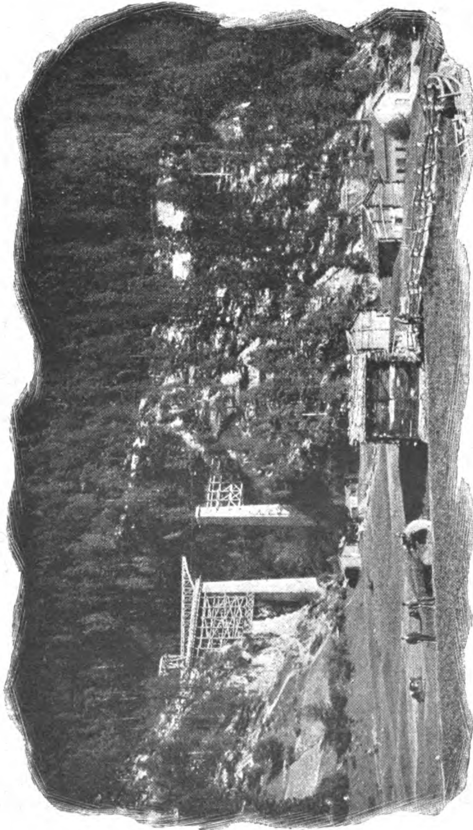
Die Kletterer und Gipfelstürmer spielen die Hauptrolle in diesem „Mekka der Hochtouristen“, und im Hochsommer dürfte wohl kaum ein Tag vorübergehen, an dem nicht



Aussicht von der Riffel vom Oberen Gabelhorn bis zum Weisshorn.

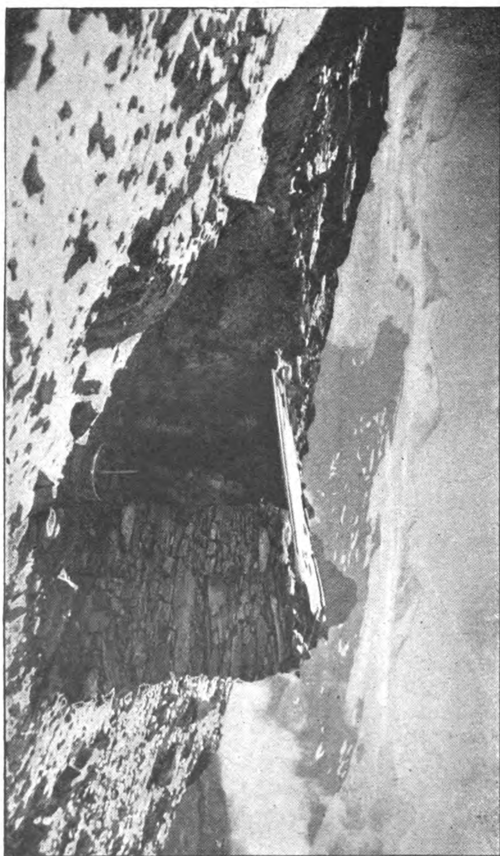
von Zermatt aus ein Dutzend schwierigster Gletscher- und Alpentouren ausgeführt werden. Allein auch für minder Geübte und Kräftige fehlt es nicht an zahlreichen Ausflügen nach Punkten, von denen aus man mitten in das Herz der Hochgebirgswelt hineinschaut. Namentlich vom Gornergrat, den wohl jeder der nach Zermatt kommenden Tausende besucht, bietet sich eine Rundsicht von wahrhaft überwältigender Großartigkeit.

Bisher war die auf 2252 Meter über dem Meere emporführende Brienzer Rothornbahn der höchste Schienenpfad Europas; die Gornergratbahn aber dringt bis zur


Die Montierung der Eisenbrücke über die Findelenschlucht bei Zermatt.

Höhe von 3136 Meter (1516 Meter über Zermatt) vor. Nordamerika allerdings besitzt eine noch erheblich höher hinaufreichende Bergbahn, die auf den Pikes-Peak in

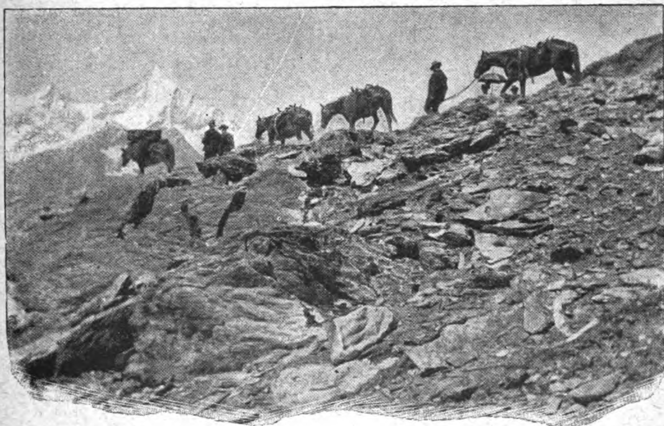
Colorado, die ihren Ausgangspunkt bei 2015 Meter und ihren Höhepunkt bei 4260 Meter hat. Sie befindet sich



Eine Feldschmiede der Gornergratbahn im Schnee.

jedoch unter dem 39. Breitegrade, also etwa dem gleichen wie die südlichsten Teile von Italien, wohingegen Zermatt und Gornergrat unter dem 46. Breitegrade liegen.

Am 11. Juni 1896 wurde die Herstellung der Gornergratbahn den Unternehmern Haag und Greulich in Biel um die Summe von drei Millionen Franken übertragen, denen es gelang, den ungewöhnliche Schwierigkeiten bietenden Bau binnen zwei Jahren fertigzustellen. Zunächst wurde mit der anfänglich dem Unternehmen keineswegs freundlich gesinnten Gemeinde Zermatt ein Kaufvertrag



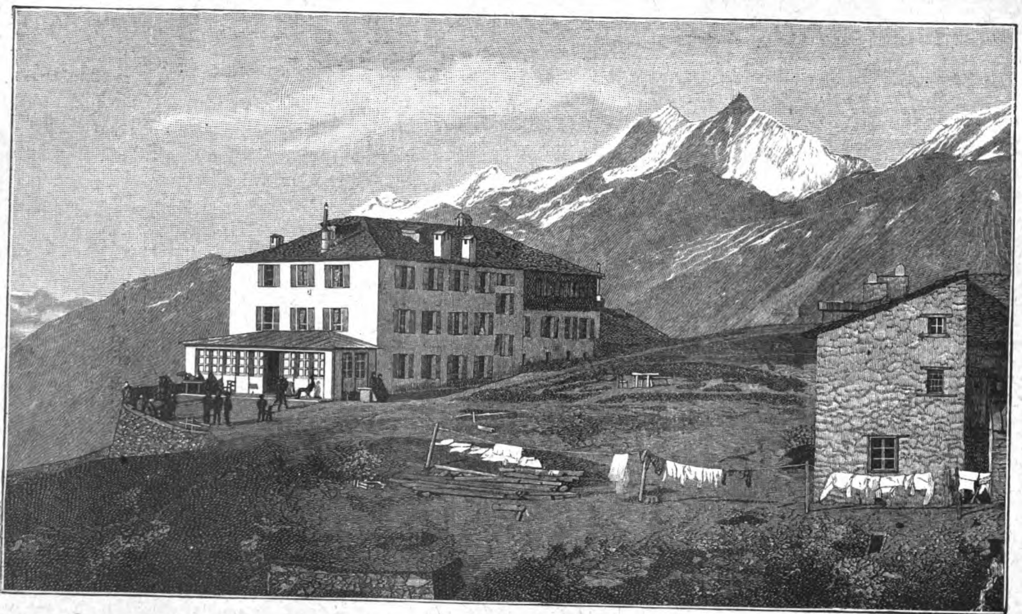
Maultiere im Abstieg.

abgeschlossen, worin diese die erforderliche Wasserkraft aus dem Findelenbach, sowie den für die Bahnlinie nötigen Grund und Boden gegen eine Pauschalsumme von 100,000 Franken abtrat. Die Bahn ist eine Zahnradbahn mit 1 Meter Spurweite und sogenannter Abtscher Zahnstange; Maximalsteigung 20 Prozent; der Betrieb erfolgt elektrisch. Dem vom Findelengletscher kommenden Findelenbach werden 1000 Liter in der Sekunde entnommen und mit dieser Wassermenge und einem nutzbaren Gefälle von 100 Meter drei Turbinen von je 250 Pferdestärken betrieben; nötigenfalls kann auch noch eine vierte

aufgestellt werden. Elastische Kuppelungen verbinden mit den Turbinen direkt die elektrischen Wechselstromgeneratoren, deren hochgespannte Ströme (5400 Volt) an drei verschiedenen Stellen der Bahnlinie mittels Transformatoren in solche von nur 540 Volt Spannung umgewandelt werden. Die drei Drähte der Hochspannleitung folgen nicht der Bahn, sondern werden auf abgekürztem Wege zu den Transformatorenstationen geführt, von denen aus die Kontaktleitung gespeist wird. Diese besteht aus zwei starken Drähten, die der Länge nach über der Bahn verlaufen und an Querdrähten, die in Abständen von immer 25 Metern an je zwei Holzstangen angebracht sind, hängen. Die Rückleitung geschieht mittels der Schienen.

Die elektrische Lokomotive ist mit einem 60 Personen fassenden Wagen verbunden, nötigenfalls kann noch ein zweiter offener Wagen mit 50 Plätzen angekuppelt werden. Lokomotive und Wagen besitzen natürlich elektrische Beleuchtung. Ganz besondere Sorgfalt hat man den Bremsvorrichtungen zugewendet, um die Sicherheit des Betriebes allen Zwischenfällen und Störungen zu entziehen. Nicht unerwähnt bleibe, daß die elektrischen Motoren der Lokomotive auf der Thalfahrt nach Ueberschreitung einer gewissen Geschwindigkeit stromerzeugend wirken, wodurch erstmals das Gewicht des abwärts fahrenden Zuges zur Wiedergewinnung elektrischer Energie ausgenutzt wird.

Das neue Stationsgebäude der Gornergratbahn erhebt sich gegenüber dem Bahnhof der Visp—Zermattlinie aus dem Wiesenplane von Zermatt. Es verdient ganz besondere Anerkennung, daß die Unternehmer neben den technischen Erfordernissen auch die landschaftliche Schönheit stets im Auge behalten haben. Der Schienenstrang ist mit möglichster Schonung der Bergesidylle angelegt; er schmiegt sich den natürlichen Formen des Berges sorgfältig an und beeinträchtigt an keiner Stelle durch störendes Hervortreten

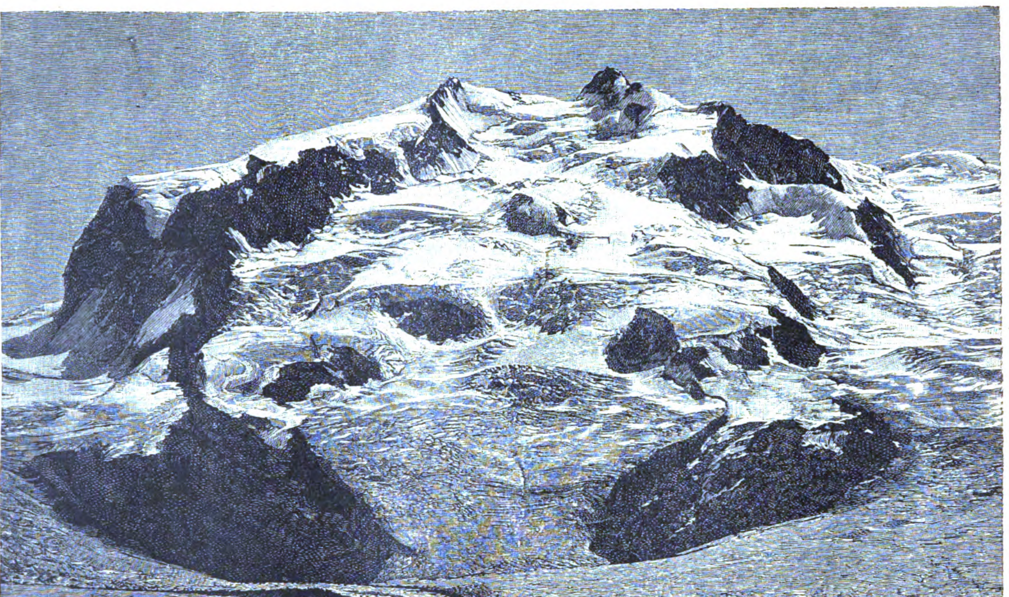


Dom und Täschhorn, vom Riffelberg aus gesehen.

das Landschaftsbild. Man steigt in die schönen, luftigen Wagen und wird dann in anderthalb Stunden sanft und leise, als ob man sich in einem Lift befände, auf die Höhe des Gornergrats emporgehoben, wobei an dem Fahrgast all die charakteristischen und wechselvollen Bilder vorüberziehen, die man sonst nur auf recht anstrengenden Hochtouren in die Region des ewigen Schnees gewinnen kann.

Die Bahn zählt fünf Stationen: Zermatt, Ausweichstelle Findelenbach, Riffelalp, Riffelberg, Gornergrat. Sie durchquert zunächst das herrlich grüne Zermatter Thal; im Hintergrund tauchen Gabelhorn und Zinaler Rothorn mit ihren Schnee- und Gletscherfirnen auf, und bald ist die erste Brücke erreicht, die über die wildschäumende Visp führt. Nun steigt die Bahn an der Berglehne, fast immer im Wald versteckt, langsam empor bis zur zweiten Brücke, welche die schmale und tiefe Schlucht des Findelenbachs überschreitet, zu dessen Linken ein Sturzbach niederfällt. Diese Brücke mit drei Oeffnungen von je 28 Meter Stützweite und zwei gemauerten Mittelpfeilern von 48 Meter Höhe ist das hervorragendste Bauwerk der ganzen Linie; ihre Montierung war seiner Zeit eine technische Meisterleistung. Hier befindet sich auch der große Behälter für das Wasser, das dem Findelenbach entnommen und dann in mächtigen eisernen Röhren in die unterhalb der Brücke errichtete Kraftstation geleitet wird.

Auf einem breiten Steindamm geht es durch Lärchenwald zur Schwarzen Fluh mit mehreren kurzen Tunnels. Nach dem Passieren des einen von ihnen steht plötzlich wieder wie in einem Rahmen die kühne Silhouette des Matterhorns vor uns, aber nur für einen Augenblick; erst von der Höhe des Riffelberges und noch mehr vom Gornergrat aus werden wir es in seiner ganzen Entfaltung überblicken können. Beim Austritt aus dem vierten, längeren Tunnel bietet sich als nicht minder glänzende

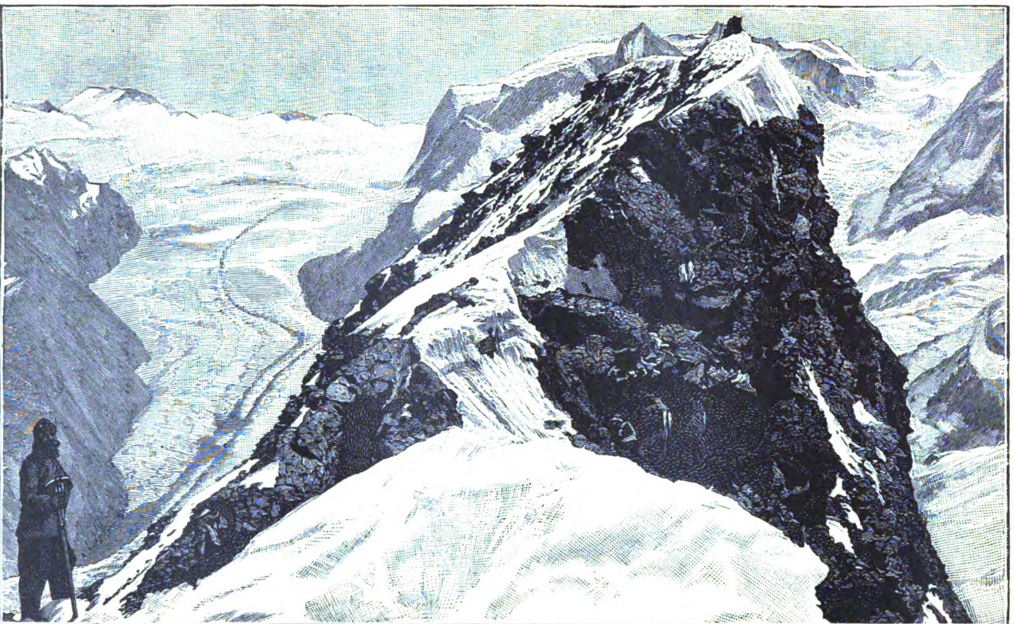


Blick auf den Monterosa vom Gornergrat aus.

Ueberraschung der Ausblick nach der anderen Seite, auf die Gipfel der Berner Alpen, unter denen das Bietschhorn besonders gewaltig emporragt.

Die Station Riffelalp (2227 Meter) ist erreicht und mit ihr bereits der Uebergang vom Waldesgrün zur sterilen Gebirgslandschaft. Das von A. Seiler im Jahr 1884 erbaute Hotel Riffelalp, bei dem sich auch eine englische und eine katholische Kapelle befinden, steht zwischen Matten am oberen Rande des Lärchen- und Arvenwaldes, mit dem der westliche und zum Teil auch der nördliche Hang des Riffelberges bestanden ist. Diese Gaststätte bietet ein überaus behaglich eingerichtetes Alpenheim, das vielfach auch ganze Familien, namentlich Engländer, zu längerem Sommeraufenthalte beziehen. Unmittelbar hinter der Station beschreibt die Bahn einen großen Bogen, wobei sie eine mächtige alte Moräne durchschneidet, deren lockerer Schutt bedeutende Schwierigkeiten für den Bahnbau bereitete und die Errichtung gewaltiger Mauern erheischte. Weiterhin ist die Bahnlinie in den festen Fels des Grundgesteins eingeschnitten.

Schon jetzt wächst das Matterhorn mit jeder Minute großartiger empor; daneben die beiden Gabelhörner, das Rothorn mit seinen Gletschern und die stolze Pyramide des Weißhorns. Eine zweite Pyramide, das Bietschhorn, schließt das Visplthal im Norden ab, und je höher uns die Lokomotive führt, um so kühner steigen auch die Spitzen der Mischabelhörner: Täschhorn (4498 Meter) und Dom (4554 Meter) empor. Nur wenige Minuten von dem weltbekannten Hotel Riffelberg oder Riffelhaus, welches das höchstgelegene Telegraphenbureau Europas beherbergt, hält wiederum der Zug: Station Riffelberg (2570 Meter). Hier ist der Reisende bereits in eine hochalpine Scenerie versetzt, und die Südwestaussicht mit dem Blick auf das Matterhorn und weiterhin vom Oberen Gabelhorn



Auf dem Gipfel des Matterhorns.

(4073 Meter) bis zum Weißhorn (4512 Meter) ist nicht minder großartig wie die Südostaussicht.

Auch bei der Weiterfahrt entrollen sich stets wechselnde Bilder. Bald schaut man hinüber auf den Schwarzsee mit seinem Gasthaus, bald hinaus auf die Berner Alpen; während der ganzen Fahrt aber steht die Pyramide des Matterhorns vor uns. Nach dem Durchfahren eines fünften kleinen Tunnels kommt ein breiter, blendender Schneerücken auf der entgegengesetzten Seite in Sicht: das Breithorn mit dem zerklüfteten Kleinen Matterhorn. Daneben tauchen die Spitzen der Zwillinge empor, und immer weiter wird jetzt der Kreis. Der gewaltige Lyßkamm thut sich auf, von dessen Schneedach in den Mittagsstunden die Lawinen niederdonnern, das Lyßjoch, und plötzlich ertönt wie aus einem Munde der Ruf: der Monterosa!

Langsamer gleitet der Zug in das Geleise der letzten Station: „Gornergrat, alles aussteigen!“ Sie befindet sich auf einem kleinen windgeschützten Plateau, von dem eine viertelstündige Wanderung die Reisenden zu dem weltberühmten Aussichtsgipfel (3136 Meter) emporführt, auf dem die Gemeinde Zermatt das Hotel zum Gornergrat erbaut hat.

Der Gornergrat ist ein auf der Hochfläche des Riffelberges aufragender Felskamm. Sein riesiger Wall begleitet den Gornergletscher auf seiner Nordseite, und von seiner Höhe überschaut das Auge eine der großartigsten und umfassendsten Panoramen der Alpenwelt. Wir stehen hier am Rande eines mächtigen Absturzes, und zu unseren Füßen breitet sich ein Eis- und Firnmeer aus, das sich vom Weißthor im Osten bis über das Matterhorn im Westen erstreckt. Die Rundschau ist einzig schön und spottet jeder Beschreibung; am meisten entzückt der Blick auf die in unmittelbarer Nähe zum Himmel emporsteigen-

den eisigen Zinnen der Monterosagruppe und auf die kühn-gewaltige Felspyramide des Matterhorns.

Der Monterosa ist, wie wir hier sehen können, nicht etwa ein einzelner Berg, sondern ein großartiger Gebirgsstock, der übrigens von der italienischen Seite noch imposanter erscheint. Deutlich tritt die höchste Dufourspitze (4638 Meter), die zweithöchste Erhebung Europas, hervor; ihr zunächst kommt in dem der Hauptrichtung nach von Süden nach Norden streichenden Kamme das Nordend (4612 Meter). Die Dufourspitze wurde erstmals 1855 durch den Engländer Smyth erreicht, und seitdem wiederholten sich die Aufstiege in rascher Folge. Für geübte Bergsteiger bildet sie jetzt keine Gefahr mehr, ist aber höchst anstrengend und erheischt von dem Sattel ab völlige Schwindelfreiheit. Die Tour läßt sich vom Riffelhaus hin und zurück in vierzehn Stunden machen.

Der Gipfel des Matterhorns (4482 Meter) wurde am 14. Juli 1865 zuerst erstiegen, und zwar von einer englischen Gesellschaft: Whymper, Lord Fr. Douglas, Ch. Huison und Hadow, begleitet von drei Führern. Die Spitze wurde glücklich erreicht, aber auf dem Rückwege verunglückte die Expedition. Nur Whymper und zwei Führer entgingen der Katastrophe, die jedoch nicht verhindert hat, daß das Matterhorn seither häufig bestiegen wurde. Die Besteigung kann sowohl von Zermatt als von Breuil (im Val Tournanche) aus unternommen werden und ist neuerdings durch die Anlage von zwei Schutzhütten, sowie durch das Anbringen von Ketten zum Emporklettern an den gefährlichsten Stellen einigermaßen erleichtert worden. Immerhin ist sie aber auch jetzt noch nur ganz geübten, schwindelfreien Bergsteigern mit Führern ersten Ranges anzuraten.

Dergleichen ist nicht jedermanns Sache; wer aber auch nur vom Gornergrat aus das titanenhafte Gebilde des

Matterhorns geschaut hat, wird davon tief bewegt werden und einen unvergeßlichen Eindruck mit heimbringen. Es begreift sich daher, daß nunmehr aus allen Himmelsgegenden die Fremden herbeiströmen, um dieses Genusses teilhaftig zu werden und die neueste alpine „Sensation“, diese mit Zuhilfenahme der Elektricität zu stande gebrachte mächtige technische Schöpfung zu bewundern.





Der Calmbacher.

Eine Schwarzwaldgeschichte von Luise Westkirch.



(Nachdruck verboten.)

Das Wirtshaus lag nicht am Bahnhof, sondern weiter hinunter an der Enz, eingekeilt zwischen zwei großen Holzsägereien. Es war kein Wirtshaus für die Kurgäste, die mit der Bahn von Wildbad herüberkamen, auch nicht für die Touristen, die den Schwarzwald durchstreiften; nur die Holzhändler, die ihre Ladung Fichtenstämme von den Bergen herunter zum Sägemüller brachten, kehrten dort ein, die Fuhrleute und die guten Bürger von Höfen selbst, das schon vor Jahren in seiner engen Thalspalte dalag, gerade wie noch jetzt, geradlinig, blitzsauber und ein wenig steif dazu wie die frischgesägten Bretter auf den Holzstapelplätzen, die unabsehbar zu beiden Seiten des Flüßchens sich hinzogen. Das Holz gab dem Dorf seinen Charakter. Die Leutchen lebten von ihrem Holz, sie wohnten drinnen; ihre Gedanken und Hoffnungen drehten sich um das Holz. Ihre Luft war erfüllt vom Kreischen der Sägen, die es schnitten; sein Duft übertäubte siegreich alle Blumendüfte ihrer Gärten. Und ein Anflug seiner trockenen, steifen Vortrefflichkeit war übergegangen in ihr Denken und Fühlen, ihr Wollen und Handeln.

Die Hahnenschenke mit ihrem neuen Schindeldach, der weißen Galerie, die sich vor den Fenstern ihres Ober-

geschosses hinzog, den rechtwinkeligen Blumenbeeten vor ihrer Thür paßte vortrefflich in diese hölzerne Umgebung. Was aber grell davon abstach, das war der braune Bursch, der lässig und müßig auf der Holzplanke ihres Gemüsegartens saß. Sein blaues Blusenhemd war malerisch unordentlich auf der Brust umgeschlagen. Einen Schlapppantoffel hatte er am Fuß, der andere lag im Gras. Er war barhäuptig, aber sein dickes Haar sah aus wie eine Pelzkappe. Unordentlich vor Ueberfülle hing es ihm ins Gesicht, ein ganz spitzbübisches Gesicht, voll lauernder Schelmteufelchen, dergleichen unter den ehrbaren Bärten der Höfener sonst nicht zu hausen pflegen.

Aus großen Augen guckte er träumerisch auf das Stückchen verbleichenden Abendrots über den schwarzen Fichten an der Berglehne gegenüber, auf die hellen Fenster der Wirtsstube unten und am längsten und träumerischsten auf ein kleines, dunkles unter dem überhängenden Dach auf der Galerie.

Jetzt bewegte sich hinter den Scheiben ein Schatten. Da begann der Bursch leise zu singen:

„Geld hab' i und Edelstein —
Bloß gehört's net mein.
Die Nas' trag' i hoch —
Und a Lump bin i doch.
Trira, trirum,
Des Mädel ischt dumm.
Wär' des Mädel gescheit,
Hätt's mi net gefreit —"

Hier flog klirrend das kleine Butzenfenster auf, ein Mädchenkopf erschien darin wie ein Bild im Rahmen, ein junges, zornrotes Gesicht.

„Dalketer Bub — unguter! Kannscht net einmal Ruh' geben? Muscht allweil die Leut' ärgere?"

„Bärbel!"

Der Bursch war lachend an der Planke herabgeglitten in den Garten, hatte mit den Händen den unteren Rand der Galerie erfaßt, sich daran emporgezogen und überkletterte das Geländer.

„Um so ein'n gestiefelten Kater wie den Grötzinger wirscht du dich doch net ins Zeug legen!"

„Mir gefällt er," trotzte sie. „Der Grötzinger ischt ein feiner Mann, ein Kaufmann, hat 'n schöne Stand in der Wildbader Kolonnad'. Der weiß, was sich gehört. Wann er in ein Haus gehe möcht', nachher geht er zur Thür 'nein un net zum Fenschter, un so oft er mit einem Mädel red't —"

„So oft thut er's anlüge."

„O du!" Sie hob mit einer Art mütterlicher Entrüstung die Arm zum Himmel. „Man sollt' wirklich net meinen, daß ein ernschthafter Mann wie mein Vatter dich großgezogen hat. Aber an dir ischt halt ein jedes gutes Beispiel verloren. Du bischt und bleibscht halt — — ein Calmbacher!"

„Gott sei's gedankt!"

„I glaub's, daß es dir gefallt, dein Calmbach," zürnte sie weiter. „A Ort, wo net eine Gass' gradläuft, net ein Haus grad zum andern steht; wo die Leut' im Sonnenschein umeinander liegen und die Arbeit ungeschafft lassen. A bildsauberer Ort! Bei uns in Höfen, wo auf Ordnung gehalten wird un jeder die Hände rührt, da findscht dann natürlich alles schlecht."

„Naa, alles net," versicherte der Bursch ernsthaft. „Eine Sach' hat Höfen, die ischt arg gut; viel zu gut für Höfen. Die thät' eigentlich nach Calmbach gehöre. I überleg' noch, ob i's net mitnehm' —"

„Da wär' ich wirklich begierig."

„Die Bärbel Stadinger halt."

„Allweil ischt's aber genug!"

In hellem Zorn wollte die Dirne das Fenster zuschlagen. Der Bub schob rasch seinen Arm dazwischen, und da er in die Fensteröffnung griff, erwischte er einen von Bärbels Zöpfen. Daran hielt er sie fest wie an einem Zügel.

„Bischt net dumm, Mädel,“ sagte er leise, „bischt ja froh, daß ein Calmbacher dich auf den Armen 'rumgetrage hat un hat dich gelehrt, was die Höfener net können: grad in die Sonn' gucken un lachen — lachen! Weischt noch, wann i dir als a Kirsch vorgehalten hab'? Erst hascht herzhaft lache müssen, eh' i sie dir ins Goscherl gesteckt hab'. So hascht 's Lache gelernt. Geh her, weis', daß du's noch kannscht. Lach emal! I hab' auch 'was für dich in der Tasch'.“

War's die warme Hand, die ihre Flechte hielt, waren's die Schelmenaugen, die so dicht vor ihrem Gesicht blitzten, oder die Erinnerung an die Kinderzeit, auf die sich der Bursch berief — es ging nicht mehr mit der Entrüstung.

Bärbels Mund verzog sich, nicht zum Lachen, aber auch nicht in Zorn, eher in Wehmut.

„Du stellscht dich immer noch, als ob wir Kinder wären. Aber der Mensch kommt doch auch einmal zur Vernunft.“

„Der Höfener Mensch gewiß. Wir Calmbacher, weischt, wir steh'n mit der Vernunft net auf'm beschte Fuß.“

„A jeder kommt derzu, Poldl. I hab' dich schon immer bedeuten wollen, aber net das Herz und net die Gelegenheit dazu gefunden. Ich kann dir'sch heut' so gut sagen wie ein andermal. Guck, es gehört sich net mehr, daß du so — so brüderlich mit mir verkehrscht, wann wir auch zusamme groß geworden sind. Es gehört sich net.“

Er zog die Brauen in die Höhe. „Ach so, es gehört sich net —“

„Naa. Du bischt —“

„A Bettelbub, den dein Vatter aus lauter Gutheit in sein Haus genomme hat,“ ergänzte er gemächlich. „A ganz gewöhnlicher Schmiedgesell bin i —“

„Wie du das vorbringscht!“

„Dahingegen die Bärbel ischt a reiche Wirtstochter —“

„'s ischt doch die Wahrheit,“ sagte die Dirne einfach. Wenn die Höfener logen, so logen sie nicht aus Zartgefühl.

Poldl guckte sie an und nickte. „Hascht recht. 's gehört sich net. I seh's ein. Aber — gelt, Bärbel, arg lieb habe wir uns doch gehabt? — 's ischt lang her, natürlich. Du warscht so hoch.“ Er hielt die Hand deutend an die Fensterbrüstung, und da das Mädchen zögerte, zuzustimmen, verbesserte er sich: „Naa, noch viel länger ischt des her. Halb so hoch warscht halt erscht. In der Wieg', mein' ich, im Steckkissen, da bischt mir arg gut gewese. Ja, aber des weiß i ganz gewiß.“

Jetzt mußte sie wider Willen lächeln. „Zu der Zeit, des bestreit' i net.“

„Damals, wie i dir 's Lache beigebracht hab'. No, an die Zeit hab' i halt denkt, wie i geschtern nach Wildbad bin zur Musik.“

Wieder hob Bärbel in Entsetzen die Hände. „Nach Wildbad bischt zur Musik, wo's so viel Geld koscht't! Ja, Bub, du kommscht dein' Lebtag auf kein' grüne Zweig net.“

„Da hat mich dann in dem Grötzinger seiner Budik ein schöner Silberschmuck angeblinkt. Un weil das kleine Mädel, an das i grad hab' denken müssen, immer sein Patscherl ausgestreckt hat nach allem Glitzrigen, da hab' i ihm halt den Schmuck mitgebracht. Da —“

Er nahm aus einer Schachtel einen breiten Silberanstecker von hübscher durchbrochener Arbeit.

Die Bärbel schrie auf, als sie den Schmuck sah, vor

Entzücken und Schreck. „Bub! Bub! Leichtfertiger! Wo hascht des viele, viele Geld her'kriegt zu einem so koschtbare Stück?"

„Des Geld? — Des hab' i halt zufällig grad gehabt."

„Gehabt hascht's?"

„A Schmiedgesell kriegt oft einen Extragroschen. Gefällt dir der Schmuck? Ja? — Soll i dir 'n anstecken?"

Sie wehrte ab. „Naa, naa, Poldl. I mein' — des kann i ja gar net von dir annehme."

Aber ihre Augen hingen leuchtend an dem schönen Stück.

„Bärbel," sagte der Schelm mit niedergeschlagenen Augen, „du weischt doch am beschten, was dein Vatter an mir armem Bub gethan hat, un du selber au. Und i hab's net dir un net ihm je vergelten können. Wirscht mich doch net kränke un mich jetzt abfahre lasse mit meinem Geschenk?"

„Freilich, wann's a so gemeint ischt," stammelte sie verwirrt.

Er befestigte ihr langsam die Nadel am Halsausschnitt, schweigend. Sie fand auch kein Wort. Das Blut stieg ihr so heftig in die Wangen, daß ihr ganz schwindelig wurde.

„I dank' dir," sagte sie, als er fertig war, mit erstickter Stimme. „Un i hab' dir 'was abzubitten. I hab's heilig net gewußt, daß du so viel Gemüt und a solche Erkenntlichkeit in dir hascht. Aber es freut mich, Poldl, es freut mich mehr, als ich sagen kann." Sie streckte ihm bewegt die Hand hin.

Da wurd's stärker als er, er konnte nicht ernsthaft bleiben.

„O, du dummes Ding, du!" platzte er heraus. „Du Höfener Dickkopf! Meinscht wirklich, daß du mir nur im Steckkissen gut gewese wärscht? — Scharmuzier nur

mit deinem Wildbader Kaufmann. Heiraten thuscht doch den Calmbacher Bettelbub'n, der dich 's Lache gelehrt hat, un — halt 's Küsse derzu!"

Und ehe sie ihr Entsetzen über diese ganz unerwartete und hinterlistige Frechheit überwinden konnte, zog Poldl sie an sich und drückte seinen Mund auf ihre Lippen.

Sie wollt's nicht leiden, aufschreien, die Stimme versagte ihr. Sie wollte sich losringen und war keiner Bewegung fähig. Etwas in ihrem Herzen gab dem Unverschämten recht. Sie hätte sich selbst zerreißen mögen vor Zorn und Scham. Aber ihn ins Gesicht zu schlagen, wie sie's begehrte, dazu versagte ihr die Hand, und die Lippen, die er küßte, ließen sich nicht bezwingen, ihn Lügner zu heißen.

Als er sie endlich losließ, schlug sie stumm das Fenster zu zwischen sich und ihm. Das war alles, was sie zur Abwehr vermochte. Dann fiel sie taumelnd auf den nächsten Stuhl.

An ihrem Hals sein Schmuck raubte ihr den Atem, als wär's seine Hand, die da läge. Sie versuchte, ihn abzureißen, aber ihre vor Beben ungeschickten Finger konnten ihn nicht losbekommen. Da brach sie hilflos in Schluchzen aus.

Poldl war derweil über die Planke zurückgeklettert. Die Hände in den Hosentaschen, leise pfeifend, schlenderte er um das Haus herum.

Vor der Hinterthür stand der Hahnenwirt, ein behäbiger Mann wie alle Gerechten in Höfen. Die Muskeln in seinem Holzgesicht verzogen sich nie, aber ein Ausdruck von Schlauheit hatte sich im Lauf eines an Erfolgen reichen Lebens darin eingefressen.

Er zwinkerte Poldl aus zugekniffenen Augen an.

„Kommscht au endlich heim? Zeit ischt's. A Fuder Wein liegt auf'm Hof. Geh, Poldl, schaff mir's geschwind 'rein."

Poldl lachte.

„Brauchscht net allweil zu lache," verwies der Wirt gereizt. „Lache koscht't Zeit un bringt nix ein. Schaffen macht reich."

Poldl lachte noch viel spitzbübischer, aber er trollte sich langsam zu dem beladenen Wagen.

Melchior Stadinger hatte seiner Zeit den verwaisten Knaben aus dem Nachbardorf keineswegs lediglich aus Barmherzigkeit in sein Haus genommen. Vom ersten Tag an mußte der Poldl sich sein Futter redlich verdienen, und es war dem Wohlthäter ein arger Querstrich, als gleich nach der Einsegnung Meister Grießlacher, der Calmbacher Schmied, den Buben, der eigensinnig vom Holz zum Eisen strebte, unentgeltlich in die Lehre nahm. Hindern konnte Stadinger es nicht, aber er bestand darauf, daß sein Ziehkind nach wie vor in seinem Haus wohnen bleibe. So mußte Poldl vor und nach der Arbeit die Stunde Weg zwischen Calmbach und Höfen laufen und danach bis spät in die Nacht dem Pflegevater zu Diensten stehen. Im stillen lachte der nicht wenig über den „verrückten Calmbacher", der einem hungrigen Buben Lehre und Mittagbrot gab, ohne zum Entgelt auch nur die Morgen- und Abendarbeit seines Lehrlings zu genießen.

Jetzt war der Poldl längst Gesell, zahlte für Bett und Tisch und schaffte dazu, als müßte er's abarbeiten.

„Des thut er wegen der gar net gut zu machenden Dankesschuld gegen mich," pflegte der Hahnenwirt, die Daumen im Aermelausschnitt und sich auf den Hacken wiegend, den verwunderten Höfenern auseinanderzusetzen. Der Poldl lächelte jedesmal verschmitzt dazu. Er kannte besser den Grund. Der hatte zwei kastanienbraune Zöpfe, so dick wie ein Pferdeschwanz, und ein Paar Guckerln, die durchaus nicht so herb in die Welt blicken wollten, wie die Bärbel als brave Höfener Dirne gern gewollt hätte.

Als Poldl das Fuder Wein besorgt und sich gewaschen hatte, kam er auch in die Wirtsstube, setzte sich hinten in den Winkel, stützte die Ellenbogen auf und besah sich das Treiben.

Es war schon spät, jeder Tisch besetzt. Die Bärbel mußte sich tüchtig tummeln. Sie trug seinen Schmuck nicht mehr, aber ein schönes Seidentuch hatte sie umgeknüpft, und in Gang und Gebaren, während sie eilig zwischen den Tischen hin und her lief, im Blick der Augen, die über ihn hartnäckig wegsahen, lag etwas Herausforderndes, die bewußte Absicht, zu gefallen. Das konnte nicht wundernehmen, denn ganz dicht beim Schenktisch saß Arnold Grötzinger; er mochte mit dem Neunuhrzug von Wildbad herübergekommen sein.

In weißem Faltenhemd und großknöpfigen weißen Manschetten saß er da, in schwarzem Gehrock und mit einem Leutnantsscheitel, ein hübscher und außerordentlich freundlicher junger Mann. Um seine Mundwinkel stand auch jetzt noch der Ausdruck gewinnender Zuvorkommenheit, mit der er den Wildbader Kurgästen seine Schmucknadeln, Armbänder und Halsketten anzupreisen pflegte. Es sah immer aus, als würde er gleich sagen: „Auf Ehre, meine Dame, Schöneres und Solideres finden Sie auf dem ganzen Schwarzwald nicht."

Melchior Stadinger leistete ihm Gesellschaft, wichtig und würdig, neun Zehntel Hausherr und nur ein Zehntel Wirt.

Jetzt hob Grötzinger sein Schoppenglas dem Hahnenwirt entgegen. „Das Wohlsein Ihres Fräulein Tochter."

Stadinger lachte, ein trockenes Lachen wie klapperndes Holz. „Mein lieber Herr Grötzinger, darauf haben Sie schon manches Glas getrunken."

„Verdenken Sie mir's?"

„Behüt'! Ein sauberes Mädel ischt die Bärbel un —

no jo! — a Bettlerin ischt es au net. I lass' mich net lumpen. Tausend Gulden geb' i meiner Einzigen gleich mit in die Eh'."

„Ja, wer's machen kann wie Sie. Prost, Stadinger."

„Was heißt „mache"? I thu's. Wann i's sag', thu' i's. Aber des beding' i halt aus: mein Schwiegersohn muß zum mindschten das Gleiche einzubrocken habe. Gleiches Gewicht auf beiden Schalen, nachher steht die Wag' fein stad."

„Sehr richtig. Gewiß, Herr Stadinger. Nur, selbstredend, sind's nicht die Gulden allein, die Gewicht geben. Stand und Bildung, ein gutes Geschäft, ein ehrlicher Charakter —"

Der Hahnenwirt unterbrach. „Was Sie da aufzähle, mein lieber Grötzinger, des ischt wie der Zuckerschaum auf einer Tort': es sticht in die Augen. Was mich angeht, i pfeif' auf des Zeugs."

Grötzinger wurde rot bis unter seinen Leutnantsscheitel. „Je nun, Herr Stadinger, Sie wissen, mein Schwager ist doch der Besitzer der großen Steinschneiderei bei Durlach —"

„I weiß, i weiß. Sein' Sach' ischt es ja, was Sie in der Wildbader Kolonnad' verkaufen."

„Ich bin gut gestellt, Herr Stadinger, das können Sie glauben, Salär und Prozente —"

„Da gratulier' i."

„Allerdings nicht selbständig."

„Ja, sell ischt schad!"

Grötzinger strich seinen Schnurrbart. „Aber in ein oder zwei Jahren werd' ich mein eigenes Geschäft anfangen, gewiß in zwei Jahren. Wenn Sie mir auf dahin so etwas wie eine feste Zusage geben könnten, Herr Stadinger! Ehrlich — ich kann mir eine Zukunft ohne Fräulein Bärbel nicht mehr denken. Und was die Em-

pfindungen Ihres Fräulein Tochter anlangt, da glaub' ich, hoff' ich —"

Wieder lachte Stadinger. „Zwei Jahre! He-he-he! Zwei Jahre! Das ischt ja eine halbe Ewigkeit, mein lieber Grötzinger."

Und da gerade in seiner grünen Joppe der Förster eintrat, wollte der Wirt sich ihm zuwenden.

Grötzinger hielt ihn am Arm fest. „Herr Stadinger, geben Sie mir ein gutes Wort. Mit einer Aussicht arbeitet sich's leichter."

„Meiner Six, was is da viel zu reden? Schaffen Sie den Kuchen zum Zuckerschaum. Nachher werden wir sehen."

Und er begrüßte nun wirklich den Förster.

Zur selben Zeit drängten hinten die Holzknechte den Poldl, daß er ihnen eins singen solle. Seit der Bursche sich eine Zither gekauft hatte, blieben auch Herrschaften oft stehen, um ihm zuzuhören. Er fiel auf. In Höfen war sonst niemand musikalisch außer der Lehrerstochter. Aber wie sehr die auch ihr schwindsüchtiges Klavier martern mochte, sie brachte nie solch hübsches Lied zusammen, wie der Poldl sie dutzendweise aus dem Handgelenk schüttelte.

Gerade als er jetzt zu spielen anhub, hielt Arnold Grötzinger die Bärbel auf ihrem Weg auf.

„Fräulein Bärbel, haben Sie heut' gar keinen Augenblick Zeit für mich?"

Einen blitzschnellen Blick warf Bärbel nach Poldls Ecke. Dann setzte sie sich an Grötzingers Tisch. Das hatte sie noch nie gethan, es mußte aber doch einmal Fortgang in ihre Angelegenheit kommen.

Im Saal war's still geworden, nur zwei Stimmen hörbar, die Grötzingers, die leise in Bärbels Ohr von seinen Gefühlen wisperte, und Poldls Baryton. Das ging umschichtig.

„Meines Schwagers Haus müßten Sie sehen, Fräulein Barbara. Ein Palast! Wirklich, ein Palast. Sie wissen doch, mein Schwager ist der Besitzer der großen Steinschneiderei bei Durlach.“

„— Mein Liebchen ist verschwunden,
Das dort gewohnet hat —“

sang der Poldl.

„— Worauf es in erster Linie ankommt, Fräulein Barbara, das ist, daß die Herzen sich verstehen —“

„— Sie hat mir Treu' versprochen,
Gab mir ein' Ring dabei —“

Bärbel faßte die Worte nicht mehr, nur die Stimmen schlugen an ihr Ohr. Sie sah steif Grötzinger an und dachte: „Tragen thut er sich nobel,“ und: „So also sieht mein zukünftiger Mann aus!“ Er gefiel ihr nicht übel, nur störte es sie, daß im Feuer seiner Beredsamkeit die eine Hälfte seines langen Schnurrbarts melancholisch herabgesunken war, während die andere unternehmend in die Höhe stand. Diesen unsymmetrischen Schnurrbart starrte sie an und hatte das närrische Gefühl dabei, als sei der Mann daran doppelt, vielmehr, als seien das zwei Menschen übereinandergezogen wie ein Paar Strümpfe, ein vom Schicksal geduckter, scheuer und ein verwegen zufahrender.

Grötzinger, den ihre Zerstreutheit und der Singsang verdrossen, stieß ungeduldig seinen Schoppen auf den Tisch.

„Bitte sehr, Herr Stadinger, lassen Sie sich nicht stören. Fräulein Bärbel, ich dulde keinenfalls, daß Sie sich bemühen. Wo bleibt denn Ihr Knecht? Der hat doch auf der Welt nichts zu schaffen. He! Wirtschaft!“

Poldl ließ den letzten Ton seines Liedes hübsch ausklingen. Dann erst stand er auf, nahm das leere Glas vom Tisch, füllte es und setzte es an seinen Platz zurück,

vor Bärbel vorüberreichend, die mit großen trotzigen Augen, steif wie eine Holzpuppe, dasaß.

„Gesegn's Ihnen Gott, Herr Grötzinger."

Grötzinger betrachtete den Burschen mit gerunzelten Brauen. „Dies laute Singen ist doch sonst nicht in Höfen Sitte gewesen, deucht mir."

Poldl nickte grinsend. „I bin halt a Calmbacher, Herr Grötzinger."

„Ach so, aus dem Schmutznest sind Se! Man sollt's nicht glauben, Fräulein Stadinger, daß Höfen und Calmbach Nachbardörfer sind. Um fünf Jahrhunderte zurück! Jedem Fremden fällt's auf! Ein Unterschied wie Tag und Nacht."

„Ja freilich, verschieden sind die beiden schon," stimmte Poldl bei. „Und das ischt so zu'gangen: Wie der Herrgott unser Thal fertig gehabt hat, da hat er mit einem Aug' lache müsse über seine Schönheit un mit dem andere weine über die Dummheit von dene Menschen drin. Un da hat sich's getroffen, daß er mit dem lachenden Aug' grad Calmbach angeguckt hat. Davon ischt dann für immer ein Sonnenstrahl auf dem Ort un auf seine Leut' hänge gebliebe."

„Der Tausend! Märchen erzählen können Sie auch?" spöttelte Grötzinger. „Ja, ja, in Calmbach kann eben jeder alles — außer sein Gewerb', das ihn ernährt."

„Es nährt sich auch sonst mancher gut," versicherte Poldl treuherzig, „und nit grad von seinem Gewerb'."

Grötzinger machte eine kleine vornehme Handbewegung, so etwa, wie wenn er den Staub von den schwarzen Rheinkieseln abtupfte. Sie besagte, daß er es bereute, sich mit diesem Menschen in ein Gespräch eingelassen zu haben. Er reichte Bärbel mit rundgebogenem Arm seinen vollen Schoppen.

„Fräulein Stadinger, ich bitt' schön."

Bärbel nahm langsam das Glas aus seiner Hand, hob es an die Lippen und nippte daran. Dabei sah sie aber nicht Grötzinger an, sondern Poldl, nicht freundlich, bitterbös, herausfordernd, aber so steif, als könnten ihre Augen nicht los von ihm.

Von diesem steifen Ansehen kam es, daß sie das Schoppenglas nicht in Grötzingers Hand zurückgab, auch nicht richtig auf den Tisch stellte, sondern halb auf die Kante, so daß es umfiel und trotz Grötzingers raschem Zugreifen der Wein ihm über die Kniee floß.

Poldl lief gleich, holte ein frisches Glas und sagte noch viel spitzbübisch freundlicher als vorhin:

„Gesegn's Gott, Herr Grötzinger. — Bärbel, soll i dir'sch auch halten, 's Glas, wann du dem Herrn Grötzinger zutrinke thuscht?"

„I trink' net mehr." Sie stand auf, ging von Grötzingers Tisch quer durch die Wirtsstube mit rotem Kopf, und da sie am Schenktisch ihren Vater erwischte, kniff sie ihn in den Arm.

„Vatter! Der Bub, der Poldl, muß aus'm Haus. Gelt, sagscht's ihm noch heut'."

Stadinger spitzte die Lippen. „Hat's wieder 'was gesetzt zwischen euch? — Geht mich nix an! Der Poldl hat 's Hausrecht hier wie du. Vertragt's euch halt."

Er kehrte seiner Tochter ärgerlich den Rücken. Einen Knecht vor die Thür setzen, der nicht Kost noch Lohn beansprucht, wegen einer Weiberlaune, da müßt' er nicht der Melchior Stadinger sein.

Poldl saß schon wieder in seiner Ecke und sang unter dem lauten Lachen der Holzknechte ein funkelnagelneues Lied nach einer Walzermelodie:

„I armer Mann,
Was fang' i an?
In a jedem Städtel

Hockt mir a Mädel.
A verlassenes Mädel
In jedem Städtel!
Wollt' i all die frei'n,
Müßt' i nach Türkenland 'nein."

Grötzinger wurde nervös. Er fand, daß auf einmal gar zu viele Augen ihn anguckten. Und er wandte eben den Kopf, den Wirt suchend, um ihn scharf zu machen gegen einen so unmanierlichen Gesellen, als die Thür aufging und eine kümmerlich gewachsene Person hereintrat. Ihr schlichtes blondes Haar war glatt aus dem blassen Gesicht zurückgestrichen, auf dem Rücken trug sie einen Tragkorb randvoll von Erbauungsbüchern. Bunte Haussegen, Heiligenbilder, Bibelsprüche in goldener Umrahmung bedeckten seine Außenseite.

Bärbel ging höflich auf die Eintretende zu. „Grüß Gott, Bücher-Nandl."

„Grüß Gott, Hahnen-Bärbel."

Poldl brach sogleich seinen Gesang ab, kam aus seiner Ecke hervor und nahm dem schwachen Persönchen den schweren Korb vom Rücken. Merkwürdig zart that er's, mit einer fast ehrfürchtigen Sorglichkeit.

Die Nandl setzte sich auf einen Stuhl. „Grad a bissel raschte möcht' i. Weischt, Bärbel, i hab' nach Dobel 'nauf müsse um frischen Vorrat. Die Kurgäscht' sind in diesem Sommer ganz wild auf meine Haussegen. 's ischt a arg gutes Jahr. Kommscht denn du net nach Wildbad 'nauf?" Und keine Antwort abwartend sprang sie ab: „Grüß Gott auch, Nachbar Grötzinger."

Sie hatte den Kaufmann angesehen und nicht die Wirtstochter, während sie das hastig hervorsprudelte.

Grötzinger machte ihr eine seiner hübschen Verbeugungen. „Schönen guten Abend, Fräulein."

Nandl aß das Butterbrot, das Bärbel brachte, sie

nippte am Wein. Dabei gingen ihre dunklen, fast wimperlosen Augen beständig zwischen dem Milch- und Blutgesicht Bärbels und dem etwas blasierten des eleganten Schmuckhändlers hin und her, und dann wieder darüber weg in alle Ecken und Winkel des Raumes, über alle Gesichter. Es war, als machten diese scharfen glänzenden Augen unaufhörlich Momentaufnahmen zur Aufbewahrung in einem nie versagenden Gedächtnis.

Grötzinger sah auf seine Uhr. Er wollte den letzten Zug nicht verpassen und empfahl sich.

Kaum war er draußen, da warf auch die Nandl ihren Tragkorb auf den Rücken, griff zum Stecken und stapfte mit zerstreutem „Behüt' Gott miteinander" aus der Thür. Das freundliche Anerbieten Poldls, ihr die Last bis zum Bahnhof tragen zu wollen, hörte sie gar nicht.

Mit drolliger Grimasse sah ihr der Bursch nach. „Jetzt möcht' i bloß wisse, Bärbel, warum daß die zwei net eingehakt zusammen fort'gangen sind."

Bärbel richtete sich straff auf. „Eingehakt?!" fragte sie gedehnt.

„Aber freilich," fuhr Poldl gelassen fort, „wann der Grötzinger alle seine Bräut' führe wollt', nachher müßten ihm erscht zehn Arme wachsen."

In Bärbel stieg ein Zorn herauf, daß ihr schwarze Schatten vor den Augen tanzten. Hätte sie nicht im menschengefüllten Saal dem Burschen gegenüber gestanden, diesmal würde sie ihn ins Gesicht geschlagen haben. Der allein war schuld daran, daß sie nicht vorwärts kam mit ihrem erwählten Schatz. Seine schnöden Spottreden legten sich ihr allemal wie Schlingen um die Zunge, so oft sie dem Kaufmann ein wärmeres Wort gönnen wollte. Ihre Entrüstung fand nur ein Wort, das sagte sie: „Pfui!"

Er sah ihr spöttisch ins Gesicht. „Hat er dir arg gut gefalle, der Musje, mit seine verwaschene Karpfenaugen

und seinem steifgestärkten Bruschtlatz? Ja? — No, kannscht jo türkisch werden."

Die Röte wich von ihren Wangen, sie wurde blaß, kalt vor Hitze. Leise, durch die Zähne zischte sie ihm zu: „Daß du's weischt: er hat heut' um mich angehalte. 's ischt alles in der Reih'. I heirat' ihn."

Das war das Trumpfas in ihren Karten.

Aber der Poldl lachte nur dazu. „Du heiratscht ihn? So?"

„Ja."

„Bärbel, wann du den Grötzinger heiratscht — nachher —"

„Was?"

„Nachher heirat' i deine Großmutter."

„Da kann i dir nur raten, 's Aufgebot zu bestelle. Sobald er 's Nötige beisammen hat, werd' i seine Frau."

„Ehnder net? — No, dann pressiert's jo net."

Hier flog die Saalthür so kräftig ins Schloß, daß der Wirt auffuhr. „Sakra! Was ischt's mit dem Mädle?"

Poldl zuckte mit seiner Spitzbubenmiene die Achseln. „I weiß net. 's muß a starke Zugluft geh'n."

— — — — — — — — — — — —

Arnold Grötzinger wanderte die Straße am Enzufer entlang zur Brücke. Zwischen den schwarzen Bergkuppen rechts und links flimmerten die Sterne wie riesige Leuchtkäfer. Auf der Erde in der engen Thalspalte war's dunkel. Kaum schimmerte hinter einzelnen Fensterscheiben ein Lichtstrahl. Auf der laternenlosen Straße begegnete ihm niemand. Niemand störte ihn in seinen unruhig jagenden Gedanken.

An sich war die Bärbel eine Frau, wie ein Mann sie sich begehrt, der warmes Blut in den Adern hat und sich auf Weiberschönheit versteht. Das einzige Kind des Höfener Hahnenwirts mußte obenein als eine vorzügliche

Wahl gelten für einen, der in unserer Welt des Oben und Unten das zwingende Verlangen spürt, nach Oben zu treiben. Und wahrlich keinem Korkstöpsel ist dieser Trieb je unausrottbarer eigen gewesen, als er Grötzingers ehrgeiziger Seele innewohnte. Nur hatte er ihn bis jetzt nicht befriedigen können. Denn was immer er unternehmen mochte, stets hatte es sich gefügt, daß zum Gelingen ihm gerade nur das letzte bißchen fehlte. Sein Vollbringen verhielt sich zu seinem Wollen immer wie eine sehr kurze Decke zu einer sehr langen Matratze: wie er auch zerren und reißen mochte, die beiden deckten einander nie.

Zuletzt war er von seinem Schwager, halb aus Mitleid, als Verkäufer nach Wildbad gesetzt worden. Daß er dort keine Seide spann, wußte er selbst am besten. Weder in zwei noch in zehn Jahren würde er ein eigenes Geschäft anfangen können, es sei denn von der Bärbel oder seines Schwagers Geld. Wenn er Bärbels Mitgift gewann, würde ihm sein Schwager ein Darlehen nicht verweigern. Und wenn der Schwager ihm das nötige Geld vorstreckte, würde er Bärbels Mitgift gewinnen. Das war wie ein festgeschlossener Ring. Gelang es ihm, an irgend einer Stelle ihn zu durchbrechen, so traute er sich's wohl zu, den Schwiegervater durch den Schwager und den Schwager durch den Schwiegervater in einen Wettlauf zu seiner Unterstützung hineinzuhetzen. Nur den Anfang galt's zu finden, den Stützpunkt, von dem aus er wie einst Archimedes die Welt zu bewegen hoffte.

Da fiel ein weißer Stern gerade vor ihm herunter, einen langen Lichtstreif durch den schwarzen Himmel ziehend und hinter den dunklen Tannen der Bergkuppen verschwindend.

Und im selben Augenblick blitzte ihm durchs Hirn die Erinnerung an eine Sache, die er vor Monaten in

einer Zeitung gelesen. In New York hatte sie sich abgespielt oder in London.

Er blieb stehen, geblendet von dem fallenden Stern oder der aufflammenden Idee in seinem Hirn.

Da war's, als ob die Dunkelheit um ihn sich plötzlich zu einer Gestalt verdichtete. Die stand unversehens vor ihm auf der Enzbrücke und sprach:

„Arnold —"

Grötzinger fuhr zusammen. „Wer ist da?"

„I bin's. Kennscht mi nimmer? Die Bücher-Nandl. I muß dich was fragen, Arnold."

„Hast du dazu nicht immer Gelegenheit? Den ganzen Tag stehen wir zusammen in der Wildbader Kolonnade."

„Net vor den Leuten. Net am hellichten Tag. Jetzt, hier muß i dich fragen. Arnold, wie denkscht? Wann wirscht mir mein' Sach' zurückgeben?"

„Das, das willst du mich fragen? Das hatt' ich allerdings nicht — von dir erwartet. Du weißt doch am besten, daß ich arm bin, völlig mittellos."

Grötzinger sprach gekränkt.

„So will i dich 'was andersch fragen, Arnold. Wann wirscht mir dein Wort halten? Sieben Jahr' hab' i auf dich gewartet."

„Ich bin nicht in der Lage, jetzt zu heiraten, Nandl, das mußt du doch einsehen."

„Vor sieben Jahren wärscht in der Lag' gewesen, damals, wie i dir meiner Mutter Erbteil hingeben hab'."

„Ich hatte eben Unglück im Geschäft — immer Unglück."

„Unglück! — Un jetzt willscht mich ganz verlassen," fuhr sie erregt fort. „Der Höfener Wirtstochter, der Bärbel, gehscht nach. Es ischt mir gesteckt worden. I wollt's mit Augen seh'n, drum bin i gekommen. Net wegen der Haussegen. I hab' von der Sort' mehr, als

i verkauf'. I hab's gesehen. Arnold, i will dir net verzählen, wie i dich gern gehabt hab', was i für dich gethan hab' und gelitten auch. Wie i wegen deiner verfallen bin mit meinem Vatter, der dich besser kennt hat als wie i; wie i einem braven Burschen den Abschied geben hab', um deinetwillen —"

„Ich denk', du willst mir all das nicht verzählen. Oft genug hast du's schon gethan. Unterdessen fährt uns der Zug fort."

„'s isch net mehr lang, was i dir zu sage hab'. Und auf einer Brück' redet sich derlei arg gut. Da sperrt kein drittes die Ohren auf. Also, von deiner Lieb' hab' i nix mehr zu erwarten, von deiner Rechtschaffenheit auch net. Aber zum Narr'n halten laßt sich die Nandl Sterzer net. Des sag' i dir und darauf kannscht glei' das Sakrament nehme: du wirscht dein Bärbel net ehnder zur Kirch' führen, bis du mir net mein' Sach' bei Heller und Pfennig zurückgezahlt hascht —"

„Gut, so werd' ich dir's zurückzahlen."

„Von der Bärbel ihrem Geld, net wahr?"

„Gleichviel wovon, du bekommst's. Da sei ruhig. Du bekommst's. Aber daß ich dir die häßlichen Worte nicht vergessen werde, die du heut' in meiner Verlegenheit zu mir gesprochen hast, das wirst du auch begreifen. Ich zahle dir meine Schuld, und dann ist's aus zwischen uns, ganz aus. Ich kenne jetzt deinen Charakter."

Er wandte ihr den Rücken. Mit langen Schritten ging er über die dröhnenden Holzplanken der Brücke.

Die Nandl hatte das Geländer gefaßt. Sie blieb stehen. Auf der Station drüben pfiff der einfahrende Zug. Auch sie hatte die Bahn benutzen wollen. Zwei Stunden marschieren würden ihre Kniee kaum noch leisten können. Sie blieb aber doch stehen.

Aus! Das war's ja lang schon. Aber gesagt hatte

er's noch nie. Die Unumstößlichkeit, das volle Gewicht der Thatsache empfand sie erst im Augenblick des offenen Bruchs. Aus! Aus! Des Lebens Hoffnung, des Lebens Freude! Könnte auch die Liebe in dem dummen Herzen aus sein mit dem Wort! Die Liebe, die lebendig geblieben ist sieben Jahre lang, neue Nahrung gesogen hat aus täglichem Sehen, die aus jeder Mißhandlung verjüngt hervorgegangen ist! Ob die sterben kann, solange ein Atemzug die enge Brust des Mädchens hebt? Aber am Ende ist's gar nicht mehr Liebe, was da drinnen bohrt. Am Ende ist's nur der Zorn. Der Zorn, daß sie nicht ein zehnmal größeres Vermögen hat als das hingegebene, ein zehnmal größeres als die Bärbel, damit — ja, damit sie es nochmals hingeben könnte und den Treulosen daran festhalten trotz allem.

Nein, sie würde es ihm nicht geben! Er würde um sie werben, und sie, sie würde hart und stolz bleiben. O, das wäre! Das wäre! Er würde leiden, endlich er! Nicht immer nur sie, sie! —

Arnold Grötzinger stieg in ein leeres Coupé, und während der Zug die Thalkrümmungen entlang rasselte, die großen Sterne ihm ins Fenster lugten und der Lichtschimmer der kleinen Deckenlampe über die Sitze und Netze ihm gegenüber zitterte, sagte er sich immerfort: „Das war das Letzte. Nun hab' ich ja gar keine Wahl. Es ist gut, es ist recht gut so."

Dabei dachte er allerlei krauses Zeug, an den Bergwirt, der hinter seinem grünen Tannenvorhang in schwüler Gewitternacht sein verschuldetes Wesen anzündete, daß nur die vier nackten Mauern stehen blieben, und nun ein großer Hotelbesitzer in Frankfurt war; an den Bankkassierer, der mit anertrautem Geld spekulierte, glücklich spekulierte, vom Gewinn ein großes Bankhaus gründete und als ein Ehrenmann und Musterbürger zu Grab getragen wurde.

So schlimm würde er's nicht treiben. Direkt das Zuchthaus riskieren — nein. Nur so eben mit dem Aermel streifen, weil mit der schwerfälligen Ehrlichkeit leider nicht vom Fleck zu kommen war. Nur durch ein bißchen Schlauheit Frau Fortuna unter die Arme greifen. Du lieber Gott! Wenn man die Erfolgreichen der Erde zwingen könnte, das Geheimnis ihres Erfolges klarzulegen — wie viele wohl ohne solch kleine Nachhilfen sich auf das rollende Glücksrad geschwungen hätten?

Er ging vom Bahnhof nicht geradeswegs heim. Er wanderte durch die öde und dunkel liegenden Straßen des altberühmten Städtchens, durch die Trinkhalle schritt er, auf deren Steinfliesen seine Absätze laut hallten, und weiter die geschlossenen Kaufstände der Kolonnade entlang. Wie dunkel die Bäume auf der Ueberseite schatteten! Und welche Einsamkeit! Kein Lichtschimmer, kein Laut, keine Menschenstimme. Hier mußte sein Stand sein, der letzte. Die Nandl Sterzer saß mit ihren Schriften schon jenseits des Kolonnadendachs. Tastend streckte er die Hand aus, stolperte und stieß mit dem Knie gegen seinen eigenen Ladentisch. Aergerlich horchte er. Niemand kam. Der Nachtwächter mochte in einer nahen Schenke sich zu den Anstrengungen seines Berufes stärken.

Grötzinger ging weiter. Nun hörte er auch seinen eigenen Schritt nicht mehr auf dem weichen Promenadenweg, nichts als das Rauschen der Enz und ab und an der Schrei des Waldkauzes. In diesem den ganzen Tag über von wimmelnden Menschenscharen belebten Revier war er allein. Und Dunkelheit unter den hochragenden Platanen und Rüstern, eine Dunkelheit, die etwas Greifbares, Körperliches hatte, sich den Wandernden auf die Seele legte.

Hopsa! — Da wäre er fast den hohen Uferhang hinab in die Enz gerollt. Er überlegte einen Augenblick, dann

kletterte er langsam, sacht, hinunter, und im Klettern grub er mit dem Finger ein wenig in der schwarzen Erde unter den überhängenden Baumwurzeln. Weich und feucht war sie hier im ewigen Baumschatten, unter dem Sprühschaum der in unzähligen Wasserfällen zu Thal stürzenden Enz.

Grötzinger kletterte wieder auf den Weg und tastete sich zu einer Bank. Dort saß er lange in Gedanken verloren. Es kam niemand. Niemand begegnete ihm, als er endlich durch die Anlagen zurückkehrte.

Aber an den Stufen der leeren Trinkhalle stand etwas, spukhaft, schattenhaft. Auf dem Rücken der Auswuchs des Tragkorbes schnitt schwarz in die Schwärze der Nacht.

Ihm stockte der Fuß, der Atem. War's die Nandl? Schon zurück von Höfen? Und was that sie mit dem schweren Korb da mitten in der Nacht? Ihm war, als ob die Augen förmlich glühten, mit denen sie ihn ansah, als er vorüberschritt, Funken sprühten wie Katzenaugen. Zu denken, daß er diese Spinne je hatte heiraten wollen!

— — — — — — — — — — — —

Das Wetter war umgeschlagen. Wolkenwand um Wolkenwand schob sich über die Kuppen der Schwarzwaldberge, stieß sich an den hohen Fichten und ergoß platzend ihren Inhalt in das Thal der Enz, die schaumbedeckt zwischen ihren Ufern hinjagte.

Schlecht Wetter war auch in der Hahnenwirtschaft. Poldl fehlte. Einfach weggeblieben war er, und gerade am Samstag trieb er sich herum.

Stadinger brummte und sah scheel auf die Tochter, die er im Herzen beschuldigte, daß sie ihm den nützlichen Helfer aus dem Hause trieb.

Am Morgen hatte Poldl sich freundlich erboten, der Bärbel nach Feierabend die Birnen aus dem Obstgarten

ernten zu helfen, der zehn Minuten stromabwärts von Höfen lag. Er that das alle Jahre, und dies Obstbrechen war immer ein kleines Fest für beide gewesen. Aber seit dem Kuß am Kammerfenster fürchtete Bärbel sich vor ihm. Sie fühlte, sie konnte ihn nicht mehr bändigen, und das Blut stieg ihr zu Kopf bei der Vorstellung, daß er seine Dreistigkeit wiederholen, sie in die Arme nehmen könnte zwischen den Büschen und Bäumen des einsamen Gartens.

In ihrer heißen Angst sagte sie hastig mit abgewandtem Gesicht: sie habe mit dem Muskochen zu thun; Resi, die Magd, könnte mit dem Poldl ins Obstbrechen gehen.

Da hatte der Bub den Mund in seiner besonderen Art verzogen und war von der Arbeit in Calmbach nicht heimgekehrt.

Der Abend rückte vor. Immer stärker rauschte der Regen, Poldl kam nicht.

„A ganz a dummes Ding bischt mit deiner Zimperlichkeit,“ zürnte der Hahnenwirt, dem die Tropfen von der Stirn liefen von der Anstrengung des Aufwartens.

Bärbel, die auch hochrot im Gesicht war, verantwortete sich. „I muß dem Buben seinen Standpunkt klar machen. Da giebt's nix, was der sich sonscht net erlauben thät.“

Stadinger zuckte verächtlich die Achseln. „Wo eine Grütz' hat, die wickelt einen Buben um den Finger, ohne sich 'was zu vergeben. Aber Dummheit ischt ein Gottesgeschenk.“

Bärbel hatte die Thränen in den Augen vor Entrüstung. Jetzt wurde sie auch noch ausgescholten wegen des leichtsinnigen Menschen!

Endlich ging der letzte Gast.

Mit zornigem Griff drehte Bärbel hinter ihm den Schlüssel in der Hausthür um und schob, gegen den Hausgebrauch, auch noch den Riegel vor. Der Poldl mochte zusehen, wo er Unterschlupf fand.

Aber sie schlief nicht. Angekleidet lag sie auf ihrem Bett, hörte den Regen rauschen, wartete und ärgerte sich.

Es dämmerte schon, als sie endlich Poldls Schritt erkannte. Er legte die Hand auf den Drücker der Hausthür. Mit Schadenfreunde hörte sie ihn den Schlüssel ins Schloß stecken, um aufzuschließen. Dafür war gesorgt, der Riegel hielt. Ob er rufen würde? Sie rührte sich nicht. Er mochte zusehen. Der Regen prasselte, als ob Erbsen in einem Sieb gerüttelt würden. Nein, er ging weiter. Ganz leise ging er ums Haus herum. Sein Kammerfenster klang.

Hatte er das Hofthor etwa betrügerischerweise nur angelehnt, um sich auf alle Fälle einen Weg ins Haus offen zu halten? Eine so hinterlistige, vorbedachte Vereitelung verdienter Strafe empörte das Gerechtigkeitsgefühl der rechtschaffenen Bärbel. Im nächsten Augenblick stand sie auf dem hölzernen Altan.

„Kommscht wirklich noch heim? Wie a Dieb durchs Fenschter? A saubere Mod'! Schämst di net?"

Er hob den Kopf. „Ei guck, 's Bärbel! Des ischt aber lieb von dir, daß du extra die Nacht auffitze thuscht, um auf mich zu warten."

„I auf dich warten?! Fallt mir gar net ein. Zu schaffen hab' i gehabt. I kann mir halt keine gute Tag' machen wie der Herr Poldl."

Er nickte. „Wirklich, ein arg guter Tag ischt's heut' gewesen. Ein arg guter Abend dazu in Wildbad."

„Mer sieht dir'sch an," versicherte sie, ihn spöttisch musternd. Seine Kleider trieften, an seinen Stiefeln klebte der Schmutz der Landstraße.

„Ja, der Weg daher war a bissel naß. Schad' aber nix. Morgen ischt's Sonntag. Da schlaf' i aus. Geh, Bärbel, wann du schon munter bischt, könntscht mir grad die Thür aufriegle. Die Passage hier ischt a bißle eng."

„Thut mir leid. In einem ordentlichen Haus wird zu nachtschlafender Zeit keine Thür aufgeschlossen.“

Bärbel warf die Kammerthür hinter sich ins Schloß.

Aber während Poldl, nachdem er ächzend seine breiten Schultern durch das schmale Fenster gezwängt hatte, reulos schlief wie ein Murmeltier, begannen allgemach mildere Gefühle sich im Herzen der Dirne zu regen. Ein Waisenkind! Ein Calmbacher Strudelkopf und gänzlich unberaten! Ungewarnt wenigstens sollte er nicht ins Verderben rennen. Sie wollte noch einmal mit dem Verkommenden reden. —

Während ihrer Morgenarbeit, die sie pünktlich schaffte, arbeitete sie sich ihre Rede aus, eine überzeugende Rede; sie selbst war ganz gerührt davon.

Aber erst als sie zum Kirchgang angekleidet in die Stube trat, fand sie den Poldl. Er saß frühstückend am offenen Fenster. Auf dem Weinlaub um den Rahmen blinkten die Regentropfen der Nacht in einem falschen Sonnenstrahl.

Bärbel legte das Gesangbuch auf den Tisch und setzte sich dem Burschen gegenüber.

„Poldl, guck, i sag' dir'sch net im unguten. I sag's als deine beschte Freundin, als deine Schwester sag' i's, un i red' ernschthaft. I will's ja glauben, der Herr Pfarrer hat's letschten Sonntag noch auf der Kanzel versichert, daß an einen lustigen Buben große Versuchungen herantreten. Aber wie du dein Leben verwüschtest, das muß einem das Herz abdrücken. Denk doch nur nach! Besinn dich, was soll werden, wann du a jeden Pfennig, wo du verdienscht, durchbringe thuscht, verjubiliere, statt dir 'n hinzulege für die Not, für deine alten Tag'? I frag' dich, Poldl, was soll auf die Letscht aus dir werden?“

Poldl hörte ruhig die rasch fließende Rede der eifrigen Dirne an. Sie kam ihm so putzig „höfnerisch“ vor, daß

er der Versuchung nicht widerstehen konnte, sie durch eine Calmbacher Teufelei zusammenzureißen.

„Was aus mir werden soll? Ei no, vor allem der Bärbel Stadinger ihr Mann."

Wenn er darauf gerechnet hatte, das Mädchen aufbrausen zu sehen, so täuschte er sich. Thränen traten ihr in die Augen. Ihr blasses Gesicht hatte etwas von der rührenden Geduld der Märtyrerinnen.

„Wirklich, du machscht's den Leuten schwer, es gut mit dir zu meinen. Net zwei Minute kannscht ernschthaft reden."

„I bitt' schön! Ischt die Lieb' keine ernschthafte Sach'?"

„Die Lieb' zwischen uns beiden net."

„Ach so! Weil i a lumpiger Schmiedgesell bin? Ja, aber wann der Schmiedgesell Geld hat, was dann? — Un i hab' Geld. Bärbel Stadinger, Hahnenwirtstochter! Da! Schau her!"

Er griff in die Tasche und hielt Bärbel eine Handvoll Silbergulden vors Gesicht.

Verblüfft, erschrocken starrte sie darauf. „Poldl! Wo hascht das viele, viele Geld her?"

„Ja, gelt, da pfeift der Vogel andersch."

„Wo hascht das Geld her, Poldl?"

„I bin a Calmbacher, weischt's ja. Die werden alle mit einer Wünschelrut' in den Händen geboren. 'leicht hab' i heut' nacht einen Schatz gehoben. Aber schau, hochmütig bin i deswegen net. I hol' dir deine Frühbirne doch noch 'runter, wann du willscht."

„Die hab' i geschtern selber geholt," sagte sie tonlos, an allen Gliedern zitternd und gänzlich aus dem Gedankengang ihrer schönen Rede geworfen. „I schaff' un zerquäl' mich bei Tag und bei Nacht, daß i meine Pflicht und Schuldigkeit zuweg' bring' — un du —"

„I zerquäl' mich net bei Tag und net in der Nacht. Wann i schaff', thu' i's, weil i a Freud' hab' zu schaffen. Un wenn i ausruh', thu' i's, weil i a Freud' hab' zu ruhen. Des ischt halt Calmbacher Art. In Höfen machen sie aus der Arbeit eine Straf' un aus der Ruh' eine Arbeit. Schad't nix. I gewöhn' dir die Höfener Mucken schon noch ab."

Bärbel hatte sich aufgerichtet. „Thu, was du magscht," sagte sie gekränkt. „Du hascht's fertig gebracht, i nehm' kein' Anteil mehr an dir. Werd a Lump, wann's dir gefallt. Unsere Wege werden sich net oft mehr kreuzen."

„Da könntscht recht haben," erwiderte er leichthin. „I mach' fort von Höfen."

„Du ziehscht nach Calmbach zu deinem Meischter?" fragte sie rasch.

„Behüt'! Viel weiter."

Bärbel fand auf einmal kein Wort. Sie fand kaum Atem. In ihrer Jähheit traf die Ankündigung sie wie ein Keulenschlag. Der Poldl fort! Der Poldl, der immer da gewesen war, seit sie sich ihrer selbst bewußt wurde, der sollte auf einmal nicht mehr da sein! Ja, dann war's ja gar nicht mehr dieselbe Welt. Mitten in ihrer Betäubung empfand sie eine dumpfe Verwunderung darüber, daß ein paar Worte so weh thun konnten. Das war ja völlig, als risse ihr etwas in der Brust auseinander. Instinktiv drückte sie die Hand auf das Herz, als müßte sie's zusammenhalten. Sie rang mit aller Kraft gegen ihre Erregung, und auf einmal hatte sie ihr schönes Höfener Gleichmaß wieder.

„'s ischt gut," sagte sie langsam. „'s ischt vielleicht das beschte. Zu uns hast doch schon lang net mehr gehört. I wünsch' dir von Herzen, daß du 's Glück finden mögscht draußen in der Welt, i wünsch' dir's. Aber i kann mir net helfen, i fürcht' halt —"

Da brach sie ab. Der Druck in ihrer Brust wurde unerträglich. Noch eine Silbe, und sie würde in lautes Schluchzen ausgebrochen sein.

Er stand auf und betrachtete sie mit seinem spitzbübischen Lächeln. „Bärbel! Soll i wiederkommen — zu deiner Hochzeit mit dem Grötzinger?“

Wie ein Ruck ging's durch ihren Körper, wie ein Peitschenschlag. Spott in dieser Stunde! Spott von ihm, um dessen Seele sie weinte! Es gab nichts, was sie ihm in diesem Augenblick nicht hätte anthun können.

Da huben mit hellem Klang die Kirchenglocken zu läuten an. Sie drückte hastig das Gesangbuch an die Brust. „I will für dich beten,“ sagte sie.

Aber wie rasch sie sich wandte, der Poldl sah noch die Thränen, die sie vergeblich verhindern wollte, ihr über die Wangen zu laufen.

Gänzlich ungerührt schlenderte er in den Hof. Der Hahnenwirt hatte ihm eine Menge Sonntagspflichten aufgepackt, alles, was für Haus und Vieh zu besorgen war. Poldl that noch ein übriges. Dem gestriegelten Gaul steckte er ein paar rote Nelken hinters Ohr. Die Kühe bekamen nicht nur frische Spreu, sondern auch noch ein paar grüne Reislein rechts und links neben die Raufe. Und vor einer Schwalbe, die zwitschernd vom niederen Deckenbalken herab ihn beäugte, blieb er stehen.

„Schwälble, gelt, du weischt's? 's Neschtlebaue ischt eine ausbündig luschtige Sach'. Aber i mein' bald, du muscht eine Calmbacher Schwalb' sein, weil du dir die Zeit nimmscht, dich drüber zu freu'n.“

Quer über den Hof kam wie ein Wirbelwind Melchior Stadinger gestoben, den Arm voll Schoppengläser, in der Hand zwei Schüsseln mit Butterbröten.

„Poldl — Poldl! A Faß Schillerwein 'rauf! Es kommt a Gesellschaft“.

Im Vorbeigehen riß er noch den grünen Zweig von der Stallthür. „Nix wie Narrenspossen hat der Bub im Kopf." Er hätte ihm gern wegen seines gestrigen Ausbleibens den Kopf gewaschen, aber er gönnte sich zu seinem Vergnügen niemals Zeit. Erst das Geschäft! —

Als Bärbel zwei Stunden später aus der Kirche heimkam, war die Wirtsstube überfüllt. Matthes Schellhaas, der Neuenbürger Holzhändler, führte das Wort.

„Hahnenwirt, Ihr kennt doch auch den Grötzinger? Den Arnold Grötzinger aus Wildbad. Jetzt, dem haben sie heute nacht die Bude ausgeräumt."

„Die Bude ausgeräumt?!" Alle Gespräche in der Stube stockten.

Bärbel griff rasch nach einem Stuhl. Erfüllte sich ihre Prophezeiung so rasch? „Die Bude ausgeräumt? Heut' nacht!"

„Freilich wohl. Kisten und Kasten erbrochen, die Ladenkasse dazu. Alles haben sie ihm weggetragen: Broschen, Ringe, Nadeln, Schmetterlinge, Ketten, was er gehabt hat. Kostbare Stücke sind drunter gewesen. In der leeren Bude steht er und rauft sich 's Haar, der arme Kerl!"

Die Bauern, die Händler, die Holzfäller, was nur in der Schenke beisammen war, drängte sich um den Neuenbürger.

Hatte man Verdacht? Wer konnte der Thäter sein?

Ja, seine Visitenkarte hatte er halt nicht hinterlassen. Die Gendarmerie war auf der Suche. Man hatte gleich nach Stuttgart telegraphiert. Entkommen würde er wohl nicht. Es mußte übrigens jemand sein, der die Gelegenheit kannte. Denn der Nachtwächter hatte keinen Lärm gehört und gesehen auch nur ein paar Bursche, die gegen Mitternacht singend durch die Trinkhalle gezogen waren. Schellhaas wußte nicht, ob der Mann sie gekannt hatte.

Bärbel ging auf ihre Kammer. Das Schluchzen, das ihr seit dem Morgen in der Kehle steckte, ließ sich nicht länger zurückdrängen.

Als sie mit roten Augen wieder herunterkam, saß Poldl auf der Bank am Stall und übte sich ein neues Stück auf seiner Zither ein.

„Weischt's schon?" fragte sie und sah ihm scharf ins Gesicht. „Dem Grötzinger haben sie heut' nacht sein' Sach' gestohlen."

Er lachte, während er weiter nach der Melodie des Liedes suchte. „S e i n' Sach' ischt es wohl net gewesen, un sein Schwager kann's verschmerzen."

„Fühlscht denn net die Schand' für uns all', daß so 'was im Enzthal hat passieren können?"

„Im Enzthal sind schon größere Schlechtigkeiten passiert."

„Schlimmeres als so 'was kenn' i net."

Er blieb gelassen. „Ja, ja, 's ischt a Fressen für die Höfener. Wann's um Geld und Gut geht, da stecken sie brav die Köpf' zusammen. Aber weswegen heulscht denn d u? Für deinen Vatter ischt die Geschicht' ja viel wert. Deine ganze Aussteuer verdient er heut'." Er unterbrach sich. „Alleweil hab' i's aber gewiß!" Und mit sicherem Anschlag spielte er die gefundene Melodie herunter.

Bärbel wandte ihm den Rücken. —

Am Nachmittag war die Wirtsstube gedrängt voll. An allen Tischen wurde nur von dem Wildbader Diebstahl geredet. Man erzählte Einzelheiten.

Grötzinger hatte um acht Uhr wie alle Abend seinen Verkaufsstand geschlossen, sorgfältig die starken Holzläden vorgelegt, die Hängschlösser vor die eisernen Schutzbarren gehängt. Dann war er geradeswegs in seine Wohnung heimgekehrt, wo er blieb. Als die Tochter seiner Wirts-

leute um elf Uhr abends noch einmal auf den Hof ging, um Wasser zu holen, hatte sie durchs Fenster ihren Zimmerherrn gesehen, wie er schreibend am runden Tisch mitten im Zimmer saß, so vertieft, daß er sogar vergessen hatte, den Hut vom Kopfe zu nehmen, offenbar hatte er an der Monatsbilanz für seinen Schwager gearbeitet, denn die lag noch neben dem Tintenfaß, als im ersten Tagesgrauen der Bäckerjunge, der Brötchen nach der Rosenau hatte bringen wollen, den Bestohlenen mit der Unglücksbotschaft weckte. Grötzinger war notdürftig bekleidet an seinen Stand gestürzt, wo er inmitten eines Menschenauflaufs schon den Polizeikommissar vorfand. Die Holzläden wiesen schwache Spuren eines Brecheisens auf, die Schlösser aber waren mit gutschließenden Nachschlüsseln geöffnet und nur eines davon zerbrochen, was klar bewies, daß die Raubthat von langer Hand vorbereitet sein mußte durch einen, der im stande war, sich Nachschlüssel zu verschaffen.

Melchior Stadinger hatte schon das dritte Fäßchen heraufrollen lassen. Sein Holzgesicht strahlte. In der Stille seines biederen Gemüts wünschte er sich für jeden Sonntag so einen kleinen Einbruchsdiebstahl — bei anderen natürlich.

Nur eine Ecke des Saals zeigte sich verhältnismäßig teilnahmlos an dem Ereignis des Tages. Dort klimperte Poldl sein neuestes Lied einer kleinen Zuhörerschaft von Holzknechten vor, die, Habenichtse so wie er, sich wenig drum aufregten, ob der Geldbeutel eines Protzen einen kleinen Aderlaß erlitt.

Plötzlich that die Thür sich auf, weiter als die Höfener, die sparsam auch mit dem Raum sind, den sie beanspruchen, Thüren zu öffnen pflegen, und herein trat ein Polizeikommissar im Dienstanzug, gefolgt von zwei Landjägern.

Da wurde es still wie in der Kirche beim Vaterunser.

Gerade auf den Hahnenwirt schritt der Kommissar zu.

„Melchior Stadinger, haben Sie hier im Hause einen jungen Burschen, Leopold Metzger, seines Handwerks Schmiedegesell?“

„Freilich wohl,“ bekannte der Hahnenwirt, blaß vor Schreck. „Da unten sitzt er.“

Der Kommissar gab den Gendarmen einen Wink. „Niemand verläßt das Lokal.“ Dann öffnete er die Thür zur angrenzenden Stube.

„Herr Wirt auf ein Wort. Fräulein Stadinger, ich bitt' schön.“

Er ließ Vater und Tochter in die Stube treten, schloß die Thür und zog sein Buch aus der Tasche.

„Also dieser Leopold Metzger —“

„I will hoffen, daß er nix ausgefressen hat, der Lausbub,“ sagte der Hahnenwirt, der seine Sprache wiedergewann. „'s ischt a blutarmes Calmbacher Waisenkind, wo i aus Barmherzigkeit aufgezogen hab'.“

„War Metzger gestern abend bei Ihnen zu Haus?“

„Nein.“

„Wann ist er heimgekommen? Wissen Sie das?“

Der Hahnenwirt, der einen guten Schlaf hatte, wußte es nicht.

Der Kommissar sah Bärbel an. „Die Frage ist an Sie mit gerichtet. Wann ist der Bursch gestern heimgekommen?“

„Die Turmuhr hat grad Drei geschlagen gehabt.“

„Wissen Sie das genau?“

„I hab' aus'm Fenschter mit ihm gered't.“

„Hat er Ihnen gesagt, wo er gewesen ist?“

„Er ischt in Wildbad gewesen.“

„Ging er öfter dorthin?“

„In der letschten Woch' mehrmals."

Ihre Lippen zitterten nicht, ihre Stimme war fest. Sie wußte es selbst nicht, daß ihre linke Hand sich so fest zusammenballte, daß die Nägel ins Fleisch drangen.

Der Kommissar wandte sich wieder zu Stadinger. „Haben Sie in der letzten Zeit etwas Auffallendes in seinem Wesen bemerkt?"

Der Wirt besann sich und schüttelte den Kopf.

„Ich meine, war er aufgeregt oder niedergeschlagen oder ungewöhnlich lustig? Oder hat er größere Aufwendungen gemacht, Dinge gekauft, die viel Geld kosten?"

„A Windbeutel ischt er immer gewesen, wie die Calmbacher halt sind," erklärte Stadinger, „hat alles gleich verlumpe müssen, wann er amal a paar Groschen verdient hat. Aber so a Schlechtigkeit hätt' i ihm doch net zugetraut —"

„Wieviel verdiente er wohl?"

„No, sein Meischter, der Griesbacher in Calmbach, hat ihm einen guten Lohn gezahlt. Auch Trinkgeld hat's gesetzt, wann die Bauern ihre Gäul' haben beschlagen lassen."

„Eine größere Summe Geldes haben Sie nicht bei ihm gesehen?"

„Geld?" Stadinger lachte. „Mein lieber Herr Kommissar, Geld hat bei dem kein Mensch net zu sehen gekriegt. Des ischt ihm all gleich durch die Finger 'gangen."

Der Kommissar wandte sich mit fragendem Blick zu Bärbel. „Und Sie, Fräulein?"

„I hab' Geld bei ihm gesehen."

„Du?!" Dem Hahnenwirt war die Aussage nicht lieb.

„Was wahr ischt, muß i sagen, Vatter."

„Wann?" fragte der Beamte.

„Heut' morgen."

Der Kommissar öffnete die Thür und rief in die Wirtsstube: „Leopold Metzger!"

Der Bursch kam. Die Gendarmen stellten sich der eine an die eine, der andere an die andere Thür.

„Leopold Metzger, wo haben Sie sich gestern abend aufgehalten?"

„I bin in Wildbad gewesen."

„Wo sind Sie in Wildbad gewesen?"

„Auf dem Windhof bin i mit ein paar Burschen gesessen."

„Wer waren die?"

„I mein', es sind ein paar von der Papierfabrik gewesen. Auf die Namen besinn' i mich net."

„Sind Sie mit diesen Burschen nach Wildbad zurückgegangen?"

„Naa. I bin noch sitzen geblieben."

„Ganz allein? Das ist doch sonderbar."

Poldl antwortete nicht.

„Wie lange blieben Sie noch sitzen?"

„Es mag nach Elf gewesen sein."

„Dann sind Sie nach der Stadt zürück?"

„Ja."

„Auf der Landstraße?"

„Nein, durch die Anlagen."

„Dort ist's zu der Zeit ja stockdunkel."

Poldl zuckte die Achseln. „I bin da gegangen."

„Es ist richtig. Sie sind durch die Kolonnade gekommen. Der Nachtwächter hat Sie in die Trinkhalle einbiegen sehen. Haben Sie nichts Verdächtiges wahrgenommen?"

„Net das allergeringschte, Herr Kommissar."

„Hm. Dem Kaufmann Grötzinger ist gestern nacht der Laden aufgebrochen, an Geld und Schmucksachen ungefähr tausend Gulden geraubt worden. Wissen Sie nichts davon?"

„Was die Leut' hier verzählt haben, Herr Kommissar."

„So! Und woher rührt denn das viele Geld, das Sie heute morgen in der Tasche hatten?"

„Das Geld?"

„Das Sie der Tochter des Hauses heute gezeigt haben."

Poldl sah Bärbel an. Die stand wie ein Steinbild. Ihre Augen senkten sich nicht vor seinen. Sie funkelten ihn an mit unbarmherzig hartem Glanz.

„Woher haben Sie das Geld?"

Poldl hatte die Lippen schon zu einer Antwort geöffnet. Er schloß sie wieder. Sein Gesicht nahm einen merkwürdig ernsten, verstockten Ausdruck an.

„Sergeant Weinholz," sagte der Kommissar zu dem Gendarmen, „durchsuchen Sie das ganze Haus, vor allem die Kammer des Leopold Metzger. — Herr Stadinger, bitte, führen Sie die Beamten."

Unterdessen schrieb der Kommissar Alter, Namen, Heimat Poldls in sein Buch. Dabei ermahnte er ihn väterlich, wie es seine Art Spitzbuben gegenüber war, eine feine Art, die ihm zu manchem Erfolg verholfen hatte.

„Wenn Sie guten Rat annehmen wollen, Metzger, so sparen Sie uns Mühe und sich Verdruß. Legen Sie ein offenes Geständnis ab. Was soll das Leugnen? Es liegen erdrückende Verdachtsgründe gegen Sie vor, Ihre eigene Aussage, die Ihrer Wohlthäter hier, dann das Zeugnis des Nachtwächters, die Art des Einbruchs selbst, die Schlösser sind von der Hand eines Fachmannes geöffnet. Zu allem Ueberfluß hat der Bestohlene Sie die Tage vorher des öfteren beobachtet, wie Sie sich an seinem Stand zu schaffen machten. Also halten Sie uns nicht auf. Sagen Sie, wo Sie das gestohlene Gut verborgen halten."

Poldl hob den Kopf. „Herr Kommissar, wann Sie's

eilig haben, dann sollten Sie sich net bei mir verweilen. Die Zeit ischt verloren. I weiß von der Sach' nix."

„Wie Sie wollen," entgegnete der Beamte. „Es wird sich ja ausweisen, ob von den Grötzingerschen Wertgegenständen sich etwas hier im Hause findet oder sonst eine Spur."

„Oder eine Spur." Der Bärbel schoß das Blut siedend zu Kopf. Der Schmuck in ihrer Kammer, von dem noch kein Mensch wußte, den er ihr vor vier Tagen geschenkt hatte, nachdem er durch Gott weiß welche noch verborgene Schandthat in seinen Besitz gelangt war! Und jetzt würde man ihn finden, bei ihr finden! Das Geschenk des Spitzbuben. Mit Fingern würden die Menschen auf sie deuten als seine Genossin. Nein! Dem Schimpf kam sie zuvor! Es galt, jede Gemeinschaft mit dem Nichtswürdigen zu zerreißen."

Eilig rannte sie aus der Thür, ohne auf den Zuruf des verwunderten Kommissars zu hören.

Die Gendarmen kehrten jetzt zurück. Sie hatten von den vermißten Schmuckgegenständen nichts gefunden, nur zwei Goldstücke in einer Kragenschachtel in Poldls Kammer und in seinem Schrank einen fast neuen Anzug.

Unzufrieden wollte der Kommissar persönlich eine neue Durchsuchung vornehmen, als Bärbel wieder eintrat, in der Hand ein Kästchen.

Da Poldl dies Kästchen sah, stieg zum erstenmal während dieses Verhörs eine dunkle Röte in sein Gesicht. Er streckte die Hand aus, wie um das Mädchen zurückzuhalten.

„Bärbel!"

Sie sah an ihm vorüber. Sie sprach schnell, als habe sie Furcht davor, sich zu besinnen.

„I darf's net verschweigen, Herr Kommissar. I will keinen Anteil haben an ungerechtem Gut. Den Schmuck

da hat der Poldl mir vor zwei Tagen geschenkt — aus Dankbarkeit, hat er gesagt, weil er in unserem Haus aufgezogen worden ischt. Aus Dankbarkeit — wo er uns mit so einem Undank lohnt."

Sie warf das Geschmeide vor dem Burschen auf den Tisch.

„Da hascht dein' Gab' zurück! Geh mir aus den Augen, Dieb, elendiger!"

Der Kommissar nahm den Schmuck in die Hand. „Das ist allerdings ein merkwürdiges Geschenk für einen Schmiedegesellen. Leopold Metzger, Sie sind verhaftet! Sergeant Henze, legen Sie dem Gefangenen Handfesseln an."

Poldl, der noch immer mit flammendem Gesicht auf die Thür gestarrt hatte, durch die die Bärbel, ungestüm, wie sie gekommen, wieder hinausgerannt war, zuckte bei dieser Anordnung zusammen. Einen Augenblick wich er scheu zurück. Er sah aber, daß nichts zu ändern war. Er biß die Zähne aufeinander und bot seine Hände dar.

In ihrer Kammer, neben dem aufgerissenen Schubkasten, aus dem sie den Schmuck hervorgewühlt hatte, stand die Bärbel, beide Hände fest auf das Mieder gepreßt. Sie meinte, sie müßte es zusammenhalten, damit ihr Herz es mit seinem wilden Schlagen nicht auseinanderriß, das Mieder und die Brust dazu.

Durch die kleinen Scheiben sah sie, wie der Poldl fortgeführt ward, gefesselt zwischen den beiden Gendarmen. Halb Höfen gab ihm das Geleit, höhnend umtanzten ihn die Kinder auf der Gasse.

Sie fühlte kein Mitleid. Daß er das hatte thun können! Er, er, gerade er! Ihr das anthun — ihr! Die so auf Rechtschaffenheit hielt. Sie verwickeln in seine Schande! Der Tod wäre ihr dafür nicht zu hart erschienen.

Als der traurige Zug den Bahnhof erreichte, ging sie

wieder hinunter in die Wirtsstube. Die war fast leer. Den wenigen Zurückgebliebenen sagte der Hahnenwirt seine Meinung über den Lumpen, den er sich zur Strafe seiner Sünden im eigenen Haus großgezogen hatte. Fast Wort für Wort sagte er, was die Bärbel in ihrer Kammer soeben gedacht hatte. Aber als die laute Stimme es über die Wirtsstube schrie, daß es an den Wänden wiederhallte, in dem Winkel sich brach, in dem Poldl mit seiner Zither zu sitzen pflegte, ertrug das Bärbel plötzlich ihre eigenen Gedanken nicht mehr. Sie floh hinaus in den Garten, zum erstenmal in ihrem Leben durstige Gäste umsonst mit den Gläsern klappern lassend.

In die dichtverwachsene Pfeifenstrauchlaube flüchtete sie sich, verkroch sich in den dämmerigsten Winkel. Aber das war gefehlt, denn dort sah die Erinnerung sie mit Poldls Augen an und sprach zu ihr: „Weißt du noch? Hier haben wir gespielt miteinander, hier hast du auf deiner Schiefertafel ehrbar gerechnet und er hat dich das Lachen gelehrt.“

Sie sprang auf.

„Weißt du noch?“ fragte das Blumenbeet vor der Laube. „Die Levkojen da hat er für dich gepflanzt.“

Hastig strebte sie vorüber. Der Rosenstock haschte ihr Kleid mit scharfem Dorn. „Weißt du noch? Meine Rosen hat er für dich gepflückt.“

Sie lief zurück in ihre Kammer. Aber sogleich blinzelte das Fenster sie an. „In meinem Rahmen hat er dich geküßt. Nicht acht Tage sind's her. Weißt du noch?“

Da legte sie ihre Stirn auf das Fensterbrett und weinte, wie sie nie in ihrem Leben geweint hatte.

Ihr Zorn löste sich in Schmerz, in einem rasenden, wütenden Schmerz. Was der Unselige auch begangen haben mochte — schade, schade war's um ihn. Schade

um seine hellen Augen, um sein frohes Lachen, über das sie sich so oft geärgert hatte. Es hat keinen Wert, solch ein Lachen. Sie wird sich doch krank danach sehnen. Es schafft nichts, aber sie wird's vermissen wie den Sonnenschein, auf den man auch schilt, wenn er zu aufdringlich wird. Wenn sie's auch nie hat Wort haben wollen, wenn sie's auch bis jetzt selber nicht gewußt hat, in Wahrheit hat sie in den Buben hineingeschaut wie in die Sonne selber. Nun ist die Sonne vom Himmel gefallen.

Sie ringt die Hände.

„O lieber Gott da droben! Warum hascht mich net gestern abstürzen lassen vom Birnbaum und 's Genick brechen, daß ich den heutigen Tag net hätt' zu erleben brauchen?!"

Als sie ihres Vaters Schritt auf der Stiege hörte, schob sie rasch den Riegel vor die Thür. All ihre Höfener Gescheitheit war aus den Fugen. Eine einfältige hilflose Dirn lag sie vor ihrem Bett auf den Knieen und weinte. —

Am Morgen wusch sie sich die Thränen vom Gesicht und ging an ihre Arbeit. Viel gab's zu thun. Er fehlte ja. Das Vieh im Stall sah sie verwundert an, als sie das Futter brachte. Nach ihm schien sie's zu fragen. Sie biß die Zähne zusammen. Es war so; man mußte sich drein finden. Nur schien's ihr, als wäre ein großmächtiger Schwamm über die bunte Welt gefahren und hätte all die leuchtenden Farben davon weggewischt. —

Am Abend kam Arnold Grötzinger. Der hatte zwei bewegte Tage hinter sich. Sobald er am Montag morgen seine Bude aufmachte und den kleinen Reservevorrat, den er in seiner Wohnung aufzubewahren pflegte, feilzubieten begann, drängten sich die Käufer vor seinem Tisch, Einheimische wie Kurgäste. Jeder wollte die Geschichte der Raubthat von ihm selbst hören. Dabei kauften die Leute.

Er hatte so gute Geschäfte in der ganzen Saison nicht gemacht. Noch am Abend mußte er um eine neue Sendung telegraphieren. Freilich, die Kehle war ihm trocken und der Kopf heiß. Unglaublich, was die Menschen alles wissen wollten! Und wie sie den Schauplatz des Verbrechens anstarrten, jeder Lehrbub ein Detektive in der Knospe!

Eine Erwägung kehrte immer wieder: den Wachsabdruck von Schlössern zu nehmen, forderte Mühe, Zeit, Umstände. War Grötzinger denn in den Tagen vorher gar nichts Verdächtiges aufgefallen?

Grötzinger hatte dann einen besonders hübschen Aufschlag seiner blauen Augen.

„Verdacht? Ein Mann, der mit Wertgegenständen handelt, muß immer auf seiner Hut sein, nicht wahr? Man beobachtet manches. Aber man spricht nicht alle seine Beobachtungen aus. Wer mag einen Menschen unglücklich machen?"

Nun, ein Schmiedegesell war ja gefangen gesetzt worden. Ob Grötzinger glaube, daß der der Dieb sei?

Grötzinger wollte gar nichts glauben, gar nichts. Auch nichts bestreiten. Er kannte den unglücklichen Menschen, und nötig hatte der's eigentlich nicht zu stehlen, aber wenn die Leute nicht zufrieden sind mit dem Stand, in den Gott sie gesetzt hat, nicht wahr? Richtig sei, daß der Bursch sich in den letzten Tagen auffallend viel an seinem Stand zu schaffen gemacht habe. Und dann sprach er von sich, bedauerte seinen armen Schwager, der solch schweren Verlust erlitt. Er hatte selbstverständlich gleich an ihn telegraphiert. Leider war er gerade in Geschäften in Berlin, und es mochten immer noch ein oder zwei Tage verstreichen, ehe er in Wildbad nach dem Rechten sehen konnte.

Von den anderen Ständen lauschten die Verkäufer

herüber. Sie machten heute ohnehin keine Geschäfte. Die Bücher-Nandl hatte ein ganz „verdrehtes" Gesicht bekommen vor Aufregung. Seit Jahren zum erstenmal sah man eine fleckige Röte auf ihren Backenknochen.

Grötzinger wandte nicht ein einziges Mal den Kopf nach ihrer Seite. Aber er fühlte ihre Augen unablässig wie zwei Stacheln im Rücken. Es peinigte ihn, es verschlug ihm die Rede. Ein unheimliches, hexenhaftes Geschöpf! Seit ihre schwarze Spukgestalt ihn an jenem Abend auf der Höfener Brücke und später in der Trinkhalle erschreckt hatte, meinte er überall sie zu sehen, auch wo sie nicht sein konnte, wie in seiner Kammer des Nachts. Und noch an einem anderen Ort war sie an ihm vorbeigestrichen unter tiefhängenden Wolken in klatschendem Regen, in einer Finsternis, die nicht die Hand vor den Augen erkennen ließ. Natürlich war das eine Hallucination gewesen.

Am Abend verlief sich die Menge. Die Verkäufer in der Kolonnade schlossen ihre Läden. Grötzinger, der vorsichtshalber seine kostbaren Waren jetzt mit in seine Wohnung nahm, war noch beschäftigt, die einzelnen Stücke in einen flachen Kasten zu ordnen.

Da trat die Nandl an ihn heran, den gepacktn Tragkorb schon auf dem Rücken. Rings um die Außenseite hatte sie die Haussegen gesteckt, daß sie wie eine Strahlenglorie ihr dürftiges Persönchen umgaben. Hoch über ihrem Kopf leuchtete in Goldbuchstaben: Ueb' immer Treu' und Redlichkeit. An der rechten Schulter mahnte ein Blatt: Und nähme ich Flügel der Morgenröte, ich entflöhe dir nicht. An ihrer linken verkündete ein anderes: Ich bin die Wahrheit, spricht der Herr, wer in der Wahrheit bleibt, der bleibt in mir!

So ging's bis zu ihren Knieen herunter. Und aus diesem Kranz mahnender, drohender Worte starrten ihre stecknadelscharfen Augen ihn an, wie den ganzen Tag

über, nur jetzt nicht von der Seite, sondern gerade ihm ins Gesicht.

Das brachte ihn auf. „Was willst du?“ herrschte er das Mädchen an.

Sie trat noch näher. „Vor was erschrickst denn du? Fürchtest du dich vor Gottes Wort da oder vor mir?“

Er zuckte die Achseln. „Gott brauch' ich nicht zu fürchten und dich fürcht' ich erst recht nicht. Du hast mir noch kein Wort der Teilnahme an meinem Unglück gesagt — du allein von allen nicht. Vielleicht gönnst du mir's gar. Aber du brauchst nicht bange zu sein. Was ich versprochen habe, das halt' ich dir trotzdem.“

Sie nickte. „Unglück — dein Unglück — da sprichst du einmal wahr.“

Dann verstummte sie wieder. In dem strengen Gesicht zwischen den im Abendrot flimmernden goldenen Bibelworten war etwas Richterliches und eine tiefe Trauer zugleich.

Grötzinger packte in fliegender Hast.

Nach einer Weile fuhr die Nandl fort: „Schau, Grötzinger, für den Schmied ischt's aber auch ein Unglück.“

„Willst du mich vielleicht dafür verantwortlich machen,“ fragte Grötzinger gereizt, „wenn er ein Lump und Dieb ist?“

Sie stützte die Arme auf den Verkaufstisch. „Ischt er das?“

„Weiß denn ich's? Frag die Herren vom Gericht, die ihn aburteilen.“

„Du wirscht auch Zeugnis gegen ihn ablegen müssen, Arnold Grötzinger.“

„Dann sag' ich, was wahr ist. Drei Tage hat er umeinander gestanden vor meinen Sachen, hat meine Steine angesehen mit Augen, als könnt' er gar nimmer

loskommen davon. Und mit Schlüsseln weiß ein Schmied eben auch Bescheid."

„Ja, nachher wird er wohl verurteilt werden."

Grötzinger kramte weiter, ohne zu antworten.

Sie stand noch immer und sah ihn an. Es war, als wartete sie auf etwas.

„Weischt, Grötzinger, die Leut' sagen, daß der Metzger halt auch ein Aug' auf die Höfener Wirtstochter gehabt hat."

„Wenn das wahr wär'," rief der Kaufmann heftig, „dann gehörte der Bursch nicht ins Zucht-, sondern ins Narrenhaus."

„Meinscht? Ja, du bischt ein gerechter Mann, ein rechtschaffener. Du darfscht Steine werfen auf die anderen."

Er brauste auf. „Jetzt ist's genug! Ich verbitt' mir die Redensarten. Der Kopf schwirrt mir ohnedies. Meine Schuld bezahl' ich dir; da brauchst du nicht bange drum zu sein. Uebrigens habe ich nichts mehr mit dir zu schaffen."

Den Kasten unter den Arm nehmend, wanderte er mit weiten Schritten zur Stadt.

Die Nandl faltete langsam die knochigen Finger. In der tiefen Abendeinsamkeit, der Stille, die nur das Tropfen des Regens von den Baumblättern unterbrach, sprach sie ein Gebet.

„Lieber Gott im Himmel, vergieb mir meine Sünd'. Aufbegehrt hab' ich all die Jahre gegen dich, weil du mir den Mann net hascht geben wollen, an den i mein thörichtes Herz gehängt hatt', weil du mir den Notpfennig für meine alten Tag' hascht nehmen lassen. Heut' erkenn' ich's, daß du's allerwegen treu mit mir gemeint hascht und mich gnädig behütet in meiner Dummheit. I dank' dir, lieber Gott. I dank' dir für alles. Amen."

Noch einmal sah Grötzinger zurück. Das Zwiegespräch mit seiner ehemaligen Braut hatte verblassende Besorgnisse in ihm aufgefrischt.

Wußte die etwas?

Die Nandl hatte sich schon in Bewegung gesetzt, kam daher, gebeugt unter der Last des Korbes, kümmerlich, gewöhnlich wie alle Tage, und Grötzinger lächelte.

„Nichts als eifersüchtiger Grimm. Wär' ja auch ganz unmöglich. Nun nach Höfen." —

Und bald stand er auf der Schwelle der Wirtsstube, ernst, aber mit der Würde eines Mannes, der größer ist als sein Schicksal.

Von allen Tischen begrüßten ihn Willkommrufe. Sein Blick jedoch flog durch Tabaksdampf und Menschengedränge zuerst forschend zur Bärbel hin. Sie hatte geweint, das war ein gutes Zeichen.

Und der Hahnenwirt kam mit weit ausgestreckten Händen auf ihn zu.

„Nur net zu Boden schlagen lassen, Herr Grötzinger! Beileib' net zu Boden schlagen lassen! Gegen einen unverdienten Schicksalsschlag stehen alle braven Leut' zu einem braven Kerl. Die Ehrlichkeit bleibt am letschten End' immer obenauf, weil sie Gott und den Menschen ans Herz gewachsen ischt."

„Ich danke Ihnen, Herr Stadinger," erwiderte Grötzinger bewegt. „Ihre Worte sind mir wirklich ein Trost. Und Sie kennen die Menschen, Sie haben recht: mein Geschäft ist in diesen zwei Tagen gegangen wie nie zuvor. Bleibt mir das Glück nur ein bißchen hold, so wird der Verlust, den mein armer Schwager erlitten hat, noch in dieser Saison ausgeglichen."

„Gucken S'! Gucken S'! Des freut mich aber! — Bärbel, einen Schoppen für den Herrn Grötzinger! Aus dem kleinen Faß links, weischt. Wir haben an Ihnen gutzu-

machen, Grötzinger, weil aus unserem Haus das Unglück über Sie gekommen ischt. Aber" — er sprach leiser, er zwinkerte mit seinen verkniffenen Augen dem Kaufmann verheißungsvoll zu — „wir machen's gut! Mein Mädel hat Tag und Nacht geheult über die Schlechtigkeit, wo Ihne von dem Lumpen widerfahre ischt. Die hat ihn nie net leide könne. Ja, die versteht sich auf die Leut'. — No, gesegn's Gott, Herr Grötzinger."

Stadinger stieß mit seinem Gast an. Er konnte ihm nichts weiter sagen, die Besucher der Schenke verlangten auch ihr Teil an dem Helden des Tages. Er hatte auch genug gesagt. Grötzinger war ein Feiner, der hörte durch eine Wand.

Sich die Hände reibend, sah der Wirt ihn umringt, gefeiert wie einen Sieger. Und Auszeichnung ist Auszeichnung. Wen sie auf ihren Schild hebt, der hat immer ein paar Schuh voraus vor dem Troß, und ist er halbwegs gescheit, nützt er seinen günstigen Standpunkt. Seine feine Witterung für allen heranschleichenden Erfolg ließ dem Hahnenwirt den Ausgeplünderten als Schwiegersohn willkommener erscheinen als den in seinem Besitz Ungekränkten. Es dünkte ihn ein feines Stücklein, gerade in seiner Verlegenheit sich zu einem jungen Mann zu bekennen, von dem er voraussah, daß er sich glänzend herauswickeln werde. An der Art, wie der Kaufmann inmitten der achtungsvollen Teilnahme stand, erkannte er: der schlug Kapital aus Glück und Unglück. —

Spät abends erst gelang es Grötzinger, Bärbel allein zu treffen. Im kleinen Wohnstübchen der Familie stand sie vor dem Bild ihrer Mutter. Vielleicht hatte sie begriffen, daß er sie sprechen mußte, und war deshalb hierher gegangen. Er hoffte es. Er trat hinter sie, faßte ihre Hand und begann auf die Schweigende einzureden.

Er konnte gut, ja überzeugend sprechen, besonders

Mädchen gegenüber, und ein echtes Gefühl lieh in diesem Fall seinen Worten Leben und Wärme.

Er war ein vom Schicksal heimgesuchter Mann, ja, aber kein Verzagender. Nie hatte er Geld und Besitz als höchstes Gut betrachtet. Wenn Bärbel wollte, würde diese Zeit des Leids eine Zeit des Glücks für ihn werden. Sie mußte es ahnen, was er für sie empfand, und er dankte ihr für die Thränen, die sie für ihn — für ihn! — geweint hatte.

Bärbels Hand zuckte jäh bei dieser Unterstellung. Er hielt die Entschlüpfende fest.

Nein! Bärbel durfte nicht verzagen. Niemand, der sich auf Arnold Grötzinger verließ, hatte Ursache zu verzagen. Wenn er für sie kämpfen durfte, würde er gewiß das Glück zwingen. Er raunte es ihr schon jetzt ins Ohr, leise, als ein Geheimnis zwischen ihm und ihr: das Blatt wandte sich. Im Frühjahr fing er ein eigenes Geschäft an, ein feines — in Stuttgart. Ein entfernter Verwandter, dem er seine Liebe und seine Not geklagt hatte, würde ihm helfen. Aber sie solle nichts verraten, keinem Menschen, nur sagen, daß sie ihn ein bißchen lieb habe, ein ganz klein bißchen. Dann würde alles gut werden. Alles! Alles! — Nun, wollte sie ihm nicht antworten? Konnte sie nicht? Hatte sie ihn nicht wirklich ein ganz — ganz klein bißchen lieb?

Seine eine Hand hielt noch immer ihre Hand. Sein anderer Arm hatte sich sacht um ihre Schultern gestohlen. So zog er sie an seine Brust.

Sie wehrte ihm nicht; ihr Kopf nur bog sich instinktiv von seiner Schulter zurück. Was er da sprach, einmal mußte er's sagen. Wenn sie Frau Grötzinger werden wollte, einmal mußte sie's hören. Nur da er geradezu fragte, ob sie ihn lieb habe, bäumte ihre starre Höfener Ehrlichkeit sich auf.

die Einmündung der Kleinen Enz in die Große zwischen die grünen Bergkuppen hineingerissen hat, lag das Dörfchen, malerisch dem dreistrahligen Stern seiner fröhlich rauschenden Wasserläufe angeschmiegt. Diese Bäche, die bei Höfen ehrbar ein Dutzend Sägemühlen trieben, gebärdeten sich hier ausgelassen wie spielende Knaben. Wenig Arbeit leisteten sie und die obenhin und liederlich; aber ihre glitzernden Wellchen schienen der Sonne dankbar entgegenzulachen.

Bärbel stand betroffen, als sähe sie dies Bild zum erstenmal, und wirklich, mit neuen Augen sah sie's heute, mit anderem Verständnis.

Aus dem krausen Gewirr der Häuser und Gassen, dessen Regellosigkeit stets ihren Ordnungssinn beleidigt hatte, strahlte ihr plötzlich ein solches Behagen am Leben, ein so köstlicher Frohsinn entgegen, daß es ihr die Thränen in die Augen trieb, weil es sie an einen erinnerte, an den jeder Gedanke Schmerz war.

Rascher schritt sie aus. Aber der Zauber des Ortes, nachdem er ihr einmal aufgegangen war, blieb und wuchs und spann sie ein. Kein Haus, das gerade zur Straße stand, aber jedes Haus ein dem Auge wohlgefälliges Bild, und aus jedem sprach eine Liebe, eine Freude. Vernachlässigte Gartenzäune, dahinter eine Wildnis; aber eine Wildnis von verblüffender Fülle und Pracht: Blüten, wild, frei und fessellos wachsend, wie der liebe Gott es ihnen eingegeben hatte. Wie ärmlich, wie farb- und duftlos erschienen die beschnittenen Blumenbeete in Höfen dagegen!

Und die Vorhänge nicht übermäßig sauber, aber merkwürdig zufriedene, heitere Gesichter dahinter. Und die Straßen nicht gefegt und nicht gepflastert; gackernde Hühner, schnatternde Enten überall. Eine Sau mit ihren Ferkeln sonnte sich mitten im Weg. Und Bärbel konnte sich nicht einmal darüber ärgern; das satte Genügen der Alten, die

lustige Possierlichkeit der Kleinen entwaffneten sie. Barfüßige Buben und Mädchen hockten auf einem Baumstamm an der Straße, Mäulchen und Händchen schwarz von den Brombeeren, die sie drüben am Berghang naschten. Die Calmbacher Kinder hatten rundere Glieder und leuchtendere Augen als die Höfener. Solch ein Bub war der Poldl auch gewesen in seinen ersten glücklichen Lebensjahren. Schade, ewig schade, daß solch herzerfreuende Schönheit und Lust zu Verbrechen und Schande führte!

Das mußte die Schmiede sein. Ein großes Schild hing über der Thür, kein Schild, eine Art Wappen in einem Rahmen von stilisierten eisernen Ranken, so fein, als wär's ein Spitzengewebe. Ein ebenso feines Gitter schloß die schwarze Höhle ab, aus der die rote Höllenglut der Esse in den weißen Sonnenschein hineinflammte.

Bärbel klinkte die Thür auf. Befangen trat sie in den rußgeschwärzten Raum. Mächtige Gesellen schlugen auf Ambossen dröhnend die glühenden, zischenden Eisenstangen. Funkenumsprüht arbeitete an der Esse der Meister, die sehnigen Arme entblößt, mit dem breiten Rücken und dem mächtigen Kopf wie ein Riese anzusehen.

Bärbel dachte eben, wie zwischen diesen Leuten der feine Herr Grötzinger sich ausnehmen müßte mit seinem verbindlichen Lächeln auf dem weißen Gesicht, da wandte der Schmied sich um.

Sie erkennend zog er die Brauen in die Höhe. Dann stemmte er den Arm in die Seite und betrachtete sie abwartend.

„Grüß Gott, Meischter Griesbacher," sagte Bärbel.

Der Mann brummte etwas, das ein Dank sein konnte und auch etwas anderes.

„I möcht' gern," erklärte Bärbel, „i komm' — könnt' i Ihne net auf einen Augenblick allein spreche, Meischter Griesbacher?"

„I weiß net. — Sell weiß i net.“

„Du weißt's nicht, Liebchen?“

„Gewiß net. Es geht mir wie ein Mühlrad im Kopf herum. I kenn' mich net aus.“

Er lächelte. „Aber ich kenn' mich aus, du liebes Ding! Mein herzig's Bräutle, du!“

Und er küßte sie. Aber nicht ihre Lippen, wie es seine Absicht war, nur die Wange, denn unversehens hatte sie den Kopf gewandt. Er wollte sich sogleich verbessern. Da ging die Thür in seinem Rücken. Es wäre abgeschmackt gewesen, sich in diesem Augenblick von Vater Stadinger betreffen zu lassen. Eine lange Praxis hatte Grötzinger gelehrt, daß Liebesangelegenheiten am besten unter vier Augen ins reine gebracht werden. Diese dünkte ihn nicht einmal völlig reif. Mit einem raschen Händedruck enteilte er durch die andere Thür.

Bärbel stand steif wie ein Stock mitten im Zimmer; allein, denn Stadinger hatte in einer Anwandlung von Diskretion die Thür wieder ins Schloß gedrückt.

Eine lange Weile stand sie. Plötzlich hob sie mit rascher Regung den Schürzenzipfel, rieb die Wange, die Grötzinger geküßt hatte, so heftig, daß die Haut fast davonging. Und als genüge das nicht, lief sie in ihre Kammer und steckte das ganze Gesicht in kaltes Wasser. Dann fing sie wieder an zu schluchzen wie am Abend vorher.

Die ganze Nacht rang sie mit ihren verworrenen Empfindungen. Endlich dämmerte ihr etwas wie ein Ausweg, ein Mittel, Ordnung in ihr Leben und Ruhe in ihr Gemüt zurückzubringen.

Wenn der Poldl die Strafe abgesessen hatte, zu der er zweifellos verurteilt wurde, dann war er ein Gezeichneter, dann würde er völlig verlumpen. Ihn von Stufe zu Stufe auf ihrem Weg sinken zu sehen, das war die

Furcht, die sie hinderte, sich ihres stattlichen Bräutigams zu freuen.

Kein Zweifel kam ihr an Poldls Schuld. Seine sündhafte Calmbacher Lustigkeit, das frevle Leichtnehmen aller Dinge, die mußten zu solchem Ende führen. Alle Basen und Tanten in Höfen hatten's prophezeit, ihr weltkundiger Vater oft den übermütigen Buben verwarnt. Die lachende Lebensfreude, das war das Böse. Die Tugend, die ein himmlisches Gewächs ist, gedeiht im Gegensatz zu dem irdischen Pflanzengesindel nicht im Sonnenlicht, sondern im Schatten, im Schatten der Mühe, der Traurigkeit, der Selbstmarterung. Schade — schade, daß es so war! —

Auf der Sparkasse standen dreihundert Gulden auf ihren Namen, denn wie alle klugen Jungfrauen in Höfen hatte sie schon in der ersten Windel angefangen zurückzulegen. Sie war mündig, das Geld gehörte ihr. Sie würde den Betrag abheben und dem Calmbacher Schmied Griesbacher in die Hand geben, daß er, als ob es von ihm ausgehe, seinem Gesellen, sobald er freikam, davon die Ueberfahrt nach Amerika bezahle. So kam der Poldl fort aus ihren Augen, aus ihrem Weg — vielleicht zu seinem Heil. Und sie konnte mit befreitem Gemüt das neue Leben beginnen, ein graues, aber friedliches Leben.

Vor Tag stand sie auf, schaffte, was geschafft werden mußte, dann legte sie ihr Sonntagskleid an. Sie hätte eine notwendige Besorgung, sagte sie ihrem Vater.

Auf der Sparkasse ließ sie sich das Geld auszahlen, und weil gerade kein Zug fällig war, und die innere Unruhe sie nicht rasten ließ, machte sie sich zu Fuß auf nach Calmbach.

Der Himmel hatte sich klar geregnet. In freudiger Schönheit leuchtete festlich die reingewaschene Erde. Bärbel wanderte mit Hast. Schon trat sie aus dem Waldesschatten. Zu ihren Füßen, in der Thalerweiterung, die

die Einmündung der Kleinen Enz in die Große zwischen die grünen Bergkuppen hineingerissen hat, lag das Dörfchen, malerisch dem dreistrahligen Stern seiner fröhlich rauschenden Wasserläufe angeschmiegt. Diese Bäche, die bei Höfen ehrbar ein Dutzend Sägemühlen trieben, gebärdeten sich hier ausgelassen wie spielende Knaben. Wenig Arbeit leisteten sie und die obenhin und liederlich; aber ihre glitzernden Wellchen schienen der Sonne dankbar entgegenzulachen.

Bärbel stand betroffen, als sähe sie dies Bild zum erstenmal, und wirklich, mit neuen Augen sah sie's heute, mit anderem Verständnis.

Aus dem krausen Gewirr der Häuser und Gassen, dessen Regellosigkeit stets ihren Ordnungssinn beleidigt hatte, strahlte ihr plötzlich ein solches Behagen am Leben, ein so köstlicher Frohsinn entgegen, daß es ihr die Thränen in die Augen trieb, weil es sie an einen erinnerte, an den jeder Gedanke Schmerz war.

Rascher schritt sie aus. Aber der Zauber des Ortes, nachdem er ihr einmal aufgegangen war, blieb und wuchs und spann sie ein. Kein Haus, das gerade zur Straße stand, aber jedes Haus ein dem Auge wohlgefälliges Bild, und aus jedem sprach eine Liebe, eine Freude. Vernachlässigte Gartenzäune, dahinter eine Wildnis; aber eine Wildnis von verblüffender Fülle und Pracht: Blüten, wild, frei und fessellos wachsend, wie der liebe Gott es ihnen eingegeben hatte. Wie ärmlich, wie farb- und duftlos erschienen die beschnittenen Blumenbeete in Höfen dagegen!

Und die Vorhänge nicht übermäßig sauber, aber merkwürdig zufriedene, heitere Gesichter dahinter. Und die Straßen nicht gefegt und nicht gepflastert; gackernde Hühner, schnatternde Enten überall. Eine Sau mit ihren Ferkeln sonnte sich mitten im Weg. Und Bärbel konnte sich nicht einmal darüber ärgern; das satte Genügen der Alten, die

lustige Possierlichkeit der Kleinen entwaffneten sie. Barfüßige Buben und Mädchen hockten auf einem Baumstamm an der Straße, Mäulchen und Händchen schwarz von den Brombeeren, die sie drüben am Berghang naschten. Die Calmbacher Kinder hatten rundere Glieder und leuchtendere Augen als die Höfener. Solch ein Bub war der Poldl auch gewesen in seinen ersten glücklichen Lebensjahren. Schade, ewig schade, daß solch herzerfreuende Schönheit und Lust zu Verbrechen und Schande führte!

Das mußte die Schmiede sein. Ein großes Schild hing über der Thür, kein Schild, eine Art Wappen in einem Rahmen von stilisierten eisernen Ranken, so fein, als wär's ein Spitzengewebe. Ein ebenso feines Gitter schloß die schwarze Höhle ab, aus der die rote Höllenglut der Esse in den weißen Sonnenschein hineinflammte.

Bärbel klinkte die Thür auf. Befangen trat sie in den rußgeschwärzten Raum. Mächtige Gesellen schlugen auf Ambossen dröhnend die glühenden, zischenden Eisenstangen. Funkenumsprüht arbeitete an der Esse der Meister, die sehnigen Arme entblößt, mit dem breiten Rücken und dem mächtigen Kopf wie ein Riese anzusehen.

Bärbel dachte eben, wie zwischen diesen Leuten der feine Herr Grötzinger sich ausnehmen müßte mit seinem verbindlichen Lächeln auf dem weißen Gesicht, da wandte der Schmied sich um.

Sie erkennend zog er die Brauen in die Höhe. Dann stemmte er den Arm in die Seite und betrachtete sie abwartend.

„Grüß Gott, Meischter Griesbacher," sagte Bärbel.

Der Mann brummte etwas, das ein Dank sein konnte und auch etwas anderes.

„I möcht' gern," erklärte Bärbel, „i komm' — könnt' i Ihne net auf einen Augenblick allein spreche, Meischter Griesbacher?"

Griesbacher nickte, gab einem der Gesellen eine Weisung, dann stieß er die Thür zu seiner Wohnung auf.

Der Bärbel wurde es unbehaglich. Der Riese sprach noch immer nicht, und freundlich sah er sie auch nicht an. Sie nahm ihren Mut zusammen.

„'leicht werden Sie sich's denken können, wegen was i komm', Meischter Griesbacher. 's ischt wegen dem Poldl.“

Da schlug der Schmied auf den Tisch, daß es dröhnte. „Jetzt freut mich mein Leben! Deswege komme Se?! Haben Sie 'n noch net genug 'neingeritten, den armen Buben? Was wollen Sie ihm denn noch anthun, he?“

„I? I hab' doch nix gethan als meine Pflicht und Schuldigkeit. Sie wisse wohl noch gar net, Meischter Griesbacher, daß —“

„Daß der Poldl gestohle hat, net wahr? Himmelherrgottsackerment! So a Dummheit! So a ochsige Dummheit! Mir mein'n beschten Gesellen ins Loch zu bringe mit so einem verfluchtigten Weibergeträtsch! Nehme Sie's net für ungut, Jungfer Stadinger, i bin halt a grober Schmied, i red' halt deutsch.“

Er ging an einen Schrank, nahm ein paar Zeichnungen, ein Stückchen fertiges Gitterwerk heraus und legte es vorsichtig vor Bärbel auf den Tisch.

„Des hat er gemacht. Un des ischt kein Handwerk mehr, des ischt Kunscht. Versteh'n Se? Un jetzt frag' i das obergescheite Höfener Fräulein: wer so 'was mache kann, wird der hingeh'n un sich a paar Batze zusammestehle? Was?“

Er war nicht höflich, der riesige Mann, wie er mit seinen schwarzen Fäusten vor ihrem Gesicht herumfuchtelte. Vielleicht war nie ein Mensch gegen Bärbel Stadinger so grob gewesen. Sie aber merkte es kaum. Sie hörte aus all den heftigen Reden mit Glück und Zagen nur das

eine: da war einer, der glaubte nicht, daß der Poldl ein Dieb sei. Ein enzauf, enzab geachteter Meister glaubte es nicht. War es also möglich, daran zu zweifeln?

„Was soll i denn denken," fragte sie verwirrt, „wann ein armer Schmiedgesell auf einmal die ganze Tasch' voll Geld hat?"

„Warum soll denn der Poldl kein Geld haben?" eiferte Griesbacher. „Soll i 'n am Lohn schinde, wann er mir a Arbeit schafft, wie 'leicht im ganze Schwabeländle kein zweiter? Das mag in Höfen Mod' sein, beim Griesbacher net. Un da ischt noch eine andere Sach' gewesen. A reicher Fabrikant in Hessen hat a Treppengeländer bestellt und a Gitterthor nach dem Poldl seine Zeichnunge. Da hat er 'nunter gesollt un das an Ort und Stell' ausführe, hat auch gleich ein'n Vorschuß drauf gekriegt. Geld! Geld konnt' der schon gewiß habe. Daß er's an a hochnasiges, froschblütiges Weibsbild gehängt hat, das war freilich saudumm von ihm. No, i möcht' aber net gern grob werden." Er fuhr mit der Rechten durch die Luft, als streiche er ein ganzes Register von bösen Worten aus. „Also, was wünschen Sie von mir, Fräulein Stadinger?"

„I — ja, i wollt' schön bitten — Wann Sie recht behalten mit Ihrem Glauben, Meischter Griesbacher, des wär' ja ein großes, großes Glück! Aber i hab' denkt, wann sie ihn verurteilen, den Buben, dann — er könnt' doch nach Amerika auswandern. Und die dreihundert Gulden da wollt' i — aber er braucht's net zu wissen, daß i — Wann Sie so gut sein wollten —"

„I?!" Der Meister zog seine Hände zurück, als brennten die Münzen, die sie vor ihn auf den Tisch legte. „Geld! Geld von Ihne sollt' i dem armen Buben heimlich zuschanzen? Von Ihne, die ihn zeitlebens maltraitiert, die ihn in die Patsch' erscht 'neingebracht hat mit ihrem

verfluchten Gewäsch — —? Baschta! I hab' a bissel zu hitziges Blut. I sag' schon lieber nix mehr. Behüt Ihna Gott, Fräulein Stadinger. Un kümmern Sie sich net um die Calmbacher Buben. Denen bringen Sie kein Glück. Adjes." —

Die Bärbel kam wieder heraus ins Sonnenlicht und hatte ein Gefühl, als wäre ihr der Kopf rechts und links geohrfeigt worden. Aber es schien eine ganz wohlthätige Operation gewesen zu sein. Das Hirn war ihr zwar ein wenig taumelig von dem groben Gehämmer, aber das Herz um vieles leichter.

Wenn der Poldl unschuldig war — Herr Gott, wenn er unschuldig war! — die dreihundert Gulden gehörten ihm dann erst recht für ihren schändlichen Verdacht. Aber wie sie ihm zukommen lassen? Nach einigem Nachdenken fiel Bärbel ein, daß ihm noch eine alte Base in Calmbach lebte.

Ein hübscher Bub, barfüßig, mit Ellenbogen, die durch die Aermel guckten, übernahm die Führung. Ob er Zeit habe? fragte sie. Er verstand sie gar nicht. In Calmbach nahm sich jeder Zeit zu allem, was ihm Spaß machte. Schwatzend standen die Männer an den Zäunen. Vor den Thüren hockten müßig die alten Weiber und freuten sich des goldenen Sommertages, der den fleißigen Arbeitern in Höfen in ihren dunklen Werkstätten und Mühlen fast unbemerkt vorüberging. Hier aber drängte sich zur Sonne Lebendiges und Unbelebtes, Vieh und Menschen, die Wäsche auf der Leine, die Töpfe auf den Zäunen und die Betten, die bunt in jedem Fenster leuchteten. Und diese Sonne, die heller und wärmer hier schien als anderswo, umflutete mit leuchtenden Wellen all die kleinen, absonderlichen Hüttchen, floß wie ein Goldstrom durch die winkeligen Gäßchen und Durchgänge, Festglanz verklärend ausgießend über Dürftigkeit und Brüchigkeit.

In einem der letzten Häuschen bewohnte die Base ein winziges Stübchen. Es befand sich nicht viel mehr darin als sie selbst und der Sonnenschein, aber aus ihrem Gesicht, das braun und runzelig war wie eine Walnußschale, leuchtete herzlichstes Willkommen. Und obgleich sie offenbar sehr arm war, bestand sie darauf, das Schälchen Kaffee, das sie eben für sich bereitet hatte, mit dem Besuch zu teilen, ohne nur nach seinem Namen zu fragen.

Bärbel nannte ihn, ein wenig zaghaft nach ihren schlimmen Erfahrungen mit dem Schmied. Aber die Everl war eitel Freude und Glückseligkeit.

Die Bärbel aus Höfen! Hahnewirts Bärbel! Ei ja! Ei ja! Von der der Poldl so viel erzählt hatte! Nein, das war zu lieb, daß die einmal zu der alten Everl kam!

Poldls wegen käme sie, berichtete Bärbel. Ob die Muhme schon von seinem Unglück — diesmal sagte sie Unglück — gehört habe? Ob sie nicht auch besorgt um ihn sei?

Nein, besorgt war die Alte nicht. „A pfiffiger Bub wie der Poldl, der schafft sich alleweil Luft. Ei ja! Un dann ischt der liebe Gott doch auch noch da.“

Für schuldig hielt sie ihn ebensowenig wie der Griesbacher.

„Stehlen? Geh Bärbel, um was denn? In einem Haufen Geld steckt's Glück doch net drin.“

Der Bärbel stieg die Schamröte dunkel ins Gesicht. Sie glaubten alle an ihn. Nur sie, die ihn kannte von Kindheit an, sie, die er liebte, hatte ihn verurteilt. Auf den ersten Verdacht hin hatte sie sich zu seinen Anklägern gesellt. Daß sie das gekonnt hatte, begriff sie plötzlich selbst nicht mehr. Hier in Calmbach begriff sie's nicht, wo das Geld seine Allmacht zu verlieren schien, den bethörenden Wert, der ihm in Höfen innewohnte.

Sie kam sich sehr klein vor, der armen Taglöhnerin

gegenüber. Mit Herzklopfen begann sie ihr Anliegen vorzubringen, und sie liebte die alte Everl geradezu, weil die sie nicht wie Griesbacher bei den ersten Worten an die Luft setzte.

Das fiel der Everl nun nicht ein. Sie war ganz Bewunderung und Diensteifer für das Mädle, das ihr Poldl gern hatte. Nur verstand sie gar nicht, wo die Bärbel hinaus wollte. Hilflos starrte sie die blanken Geldstücke an. Sie hatte so viel Geld nie im Leben beisammen gesehen. Das sollte alles der Poldl haben? Ja, für was denn? Und nicht wissen sollt' er, daß es von der Bärbel kam? Ja, warum denn nicht? Das mußt' ihn doch erst recht freuen.

Während Bärbel sich vergeblich abmühte, ihren Plan der alten Frau verständlich zu machen, erlosch auf einmal der Sonnenschein, der eben noch, durch die offene Thür strömend, das Stübchen überflutet hatte. Bärbel wandte sich verwundert um und stieß einen lauten Schreckensschrei aus.

Im Thürrahmen stand der Poldl.

„Grüß Gott beisammen," grüßte er gelassen.

Bärbel streckte abwehrend die Hände aus in der heißen Angst des Ertapptseins.

„Bischt denn frei, du? Frei?"

„Frei bin i, ja. Der Bücher-Nandl dank' i's. So ein eifersüchtiges Weiberl ischt besser als ein Dutzend Gendarmen. Tag und Nacht ischt es dem Grötzinger net von den Hacken gewichen. Da hat's halt mit Augen gesehen, wie am Sonntag abend der saubere Patron hergegangen ischt und hat fein sich selber bestohlen. Jetzt, wie geschtern abend dem Grötzinger sein Schwager nach Wildbad kommt, um sich den Schaden zu besehen, steckt sie dem die Geschicht'. Konnt' ihm auch das Fleckerl an der Enz weisen, wo der Raub unter einer Baumwurzel eingegraben ge-

wesen ischt. No, da hat der Herr Kommissar mich geschwind herausgelassen, und dein vornehmer Schatz ischt gleich in mein warmes Loschi eingerückt. 's ischt mir leid, aber i mein', er wird's a bissel länger bewohnen."

Bärbel war auf einen Stuhl gesunken, das Gesicht in den Händen, vernichtet vor Reue und Scham. Das eigensinnige Herz in ihrer Brust hatte recht behalten und nicht der kluge Höfener Kopf. Sie hätte sich umbringen mögen vor Leid über ihre Gescheitheit.

Er stand vor ihr und betrachtete sie schweigend.

Die Everl war gleich nach einer neuen Tasse gelaufen. Der Kaffee sollte jetzt für drei reichen.

„So a Freud'! So a Freud'! Ei ja! Ei ja! Das feiern wir aber!"

Da sah sie das stille Paar und stutzte.

„Ja, Bärbel, warum weinscht denn du jetzt?"

Die Bärbel konnte nicht antworten. Sie sprang auf und wollte schweigend fort, sich verstecken.

Die Everl wehrte. „Behüt! Sell leid i net! Jetzt, wo du's dem Buben selber sagen kannscht! Das Geld da hat's Mädle dir gebracht, Poldl. Ein Geschäft sollscht du dermit anfange, nach Amerika sollscht. I kenn' mich net aus."

Der Poldl war ein wenig zur Seite getreten, nicht viel, aber in dem engen Raum verhinderte er's erfolgreich, daß die Bärbel die Thür erreichen konnte.

Sie ergab sich mit dem Mut und der Gleichgültigkeit der Verzweiflung.

„I hab' gedacht —" sagte sie. „I — 's ischt mein Spargeld, Poldl. Nimm's, i bitt' dich, für mein schweres Unrecht gegen dich. Und vergieb mir — wenn du kannscht."

Poldl betrachtete die blinkenden Reihen. „Dreihundert Gulden. So! Un damit meinscht, wär's abgethan. Als ob des genug wär' für so eine Nixnutzigkeit."

„I weiß ja, daß i's nie net gut machen kann,“ murmelte sie niedergeschlagen. „Aber i hab' doch net mehr. Was soll i dir denn sonscht noch gebe?“

Er trat auf sie zu. „Dich selber. Mit Haut und Haaren. Billiger thu' i's net.“

„O, Poldl, i — Aber i muß dir ja ein Abscheu sein nach dem, was i dir angethan hab'.“

„Wann i a Höfener wär', nachher könntscht recht haben. I will auch net behaupten, daß i net fuchsteufelswild auf dich gewesen bin. Aber es giebt halt nur ein Bärbel in der Welt. I thät' mir selber zu weh, wann i's verschmähte. Un wir Calmbacher sind all' net stark im Rechnen. Drum mein' i, wir löschen die Schuld und den Zorn und die Reu' einfach aus. Weischt so.“

Er nahm sie in die Arme und küßte sie. Und diesmal wandte sie den Kopf nicht. Sie schlang ihre Arme um seinen Hals, zitternd wie ein Pappelblatt vor Glück und demütiger Liebe.

„O du, du! Guck, des vergeß' i dir net, mein Lebtag net, daß du so gut — so gut —“ Ihre Stimme brach in Schluchzen.

„'s wird schon geh'n,“ meinte er gemächlich. „A bissel Höfener Verstand und a bissel Calmbacher leicht's Blut, a bissel Trotz und viel Lieb', des giebt a arg gute Mischung. Un über die Dummheiten vom einen und vom anderen da lachen wir. Gelt, Bärbel, lach doch!“

Die Bärbel gehorchte, lachte, nicht so sehr mit den Lippen wie mit den Augen, die einen ganz neuen Glanz und eine bis dahin fremde Tiefe bekommen hatten.

Die Everl aber kochte unterdessen eifrig neuen Kaffee, denn der erste war kalt geworden. Ueber den brodelnden Kessel weg fragte sie die Glückliche: „Bärbel, Bärbel! Was sagt aber dein Vatterl nachher zu der Geschicht'?“

Bärbel griff rasch nach Poldls Hand und hielt sie fest,

als drohte er ihr zu entspringen. „Was er auch sagt, zu dir gehör' i, Poldl. Das hab' i in diesen Tagen gemerkt. I frag' nach sonscht keinem mehr auf der Welt."

Der Bursch lachte. „I merk', du lernscht geschwind Calmbacher Leichtsinn. I mein' aber, der Alt' wird mit sich reden lassen, wann er sieht, daß mein Handwerk goldenen Boden hat. Wann i aber gar nix in dei' Schnäble zu stopfen find', nachher geh'n wir halt zur Everl-Muhm. Die futtert uns durch. Heut' fangt's gleich an."

Das Weiblein lachte hell über den Spaß, daß sie mit ihren Witwenbrosämlein die zwei jungen hungrigen Menschenkinder satt machen solle.

Dabei rückte sie die Stühle zum Verlobungsschmaus an den Tisch. Sie hatte aber nur zwei, so daß das Brautpaar sich mit einem behelfen mußte. Und der Kaffee war auch kein Hahnenwirtskaffee.

Dennoch hat die Bärbel immer behauptet, das Frühstück bei der Everl sei das schönste Festmahl in ihrem ganzen Leben gewesen.





Kombinierte Photographien.

Technische Studie von G. Merker.



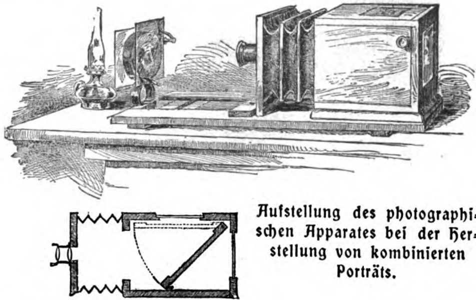
Mit 9 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Mit der erstaunlichen Vervollkommnung der Photographie mehren sich auch ihre Anwendungen zu wissenschaftlichen wie zu kunstgewerblichen Zwecken. In ersterer Beziehung sei neben der Röntgenphotographie nur auf die sogenannte Himmelsphotographie, die unseren Astronomen so hervorragende Dienste leistet, sowie auch die mikroskopische Photographie und die Mikrophotographie oder photographische Fixierung der durch ein Mikroskop hervorgebrachten vergrößerten Bilder, die namentlich auch zu Unterrichtszwecken sehr wertvoll sind, hingewiesen.

Eines der neuesten und originellsten photographischen Verfahren zu wissenschaftlichen Zwecken ist ferner die Herstellung kombinierter Porträts. Man erhält ein solches Bildnis, indem man eine Anzahl von Einzelporträts in der Weise zusammensetzt, daß das erzielte Gesamtbild wiederum ein einzelnes Porträt darstellt. Es wird dann alle charakteristischen Merkmale und Eigentümlichkeiten sämtlicher Gesichter in sich vereinigen und ein Durchschnittsporträt ergeben, das als Typus der ganzen Reihe gelten kann. Darin beruht der wissenschaftliche Wert dieser Methode.

So sucht ja auch der Maler oder Bildhauer wohl

einen in seiner Vorstellung ihm vorschwebenden Kopf wiederzugeben, der einen Typus verkörpern soll und für den ihm in vielen Fällen kein einzelnes Modell genügen kann. Gelingt ihm dies, dann wird seine Schöpfung auf den Beschauer stets eine tiefergehende Wirkung ausüben und mit besonderer Teilnahme von uns betrachtet werden. Auch der Dichter oder Schriftsteller wird durch eine Figur seiner Phantasie uns lebhafter interessieren, wenn sie den Eindruck in uns erweckt, daß wir in der geschilderten Person den Typus einer ganzen Klasse vor uns haben. In allen derartigen Fällen haben dann die



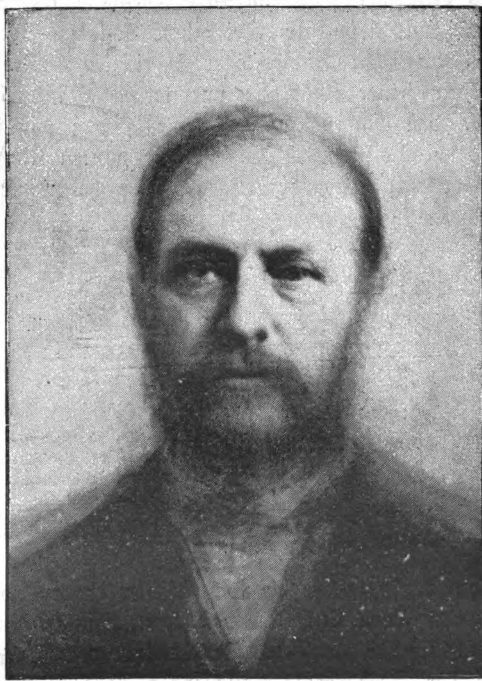
Aufstellung des photographischen Apparates bei der Herstellung von kombinierten Porträts.

Durchschnittszeichnung durch die Kamera.

bildenden Künstler oder die Schriftsteller einen Kopf, ein Gesicht oder einen Charakter verkörpert, wie er in ihrem Geiste als Einheit durch das Verschmelzen von Eindrücken, die bei der Beobachtung verschiedener Personen gemacht wurden, entstand. Es ist ein Porträt, das die typischen Eigentümlichkeiten der dargestellten Gesellschaftsklasse oder Rasse in sich vereint und in dem die besonderen Merkmale in persönlichen Eigenheiten aufgehoben sind.

Aehnlich verfahren wir unbewußt, wenn wir zum erstenmal in ein ganz fremdes Land kommen und Menschen einer von uns verschiedenen Rasse in größerer An-

zahl erblicken. Sie scheinen uns zunächst alle ähnlich zu sein, wie es ja zum Beispiel den nach Afrika kommenden Reisenden im Anfange bekanntlich sehr schwer fällt, einen Neger von dem anderen zu unterscheiden. In vielen



Kombiniertes Porträt, aus 27 Mitgliedern der Nationalakademie der Wissenschaften (Amerika) zusammengesetzt; en face aufgenommen.

Fällen gewahren wir auch an Mitgliedern einer Familie, in deren Kreis wir erstmals treten, einen gemeinsamen Zug von Familienähnlichkeit, den vielleicht jene selbst, ebenso wie ihre näheren Bekannten gar nicht mehr wahrnehmen. Erst bei längerer Beobachtung gelangt man

dazu, die einzelnen Individuen genau voneinander zu unterscheiden; durch den analytischen, die einzelnen Merkmale aufsuchenden Prozeß, der sich unbewußt in unserem Geiste vollzieht, geht der anfängliche lebhafte Eindruck



Kombiniertes Porträt, aus 27 Mitgliedern der Nationalakademie der Wissenschaften (Amerika) zusammengesetzt; in Profil aufgenommen.

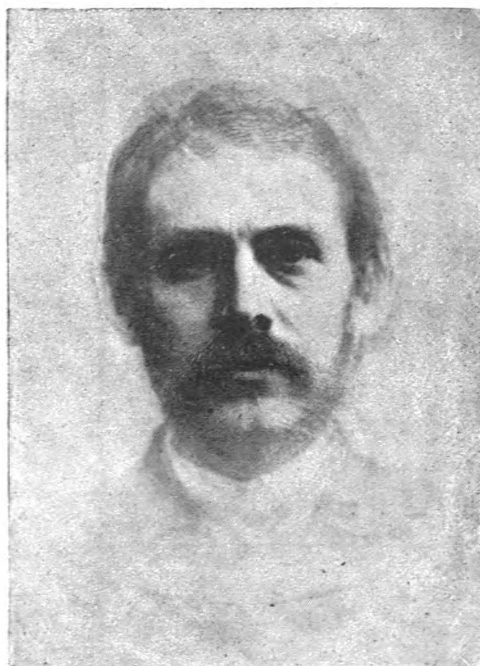
allgemeiner Aehnlichkeit verloren, und es ist nachher nur schwer oder gar nicht mehr möglich, das erste Gesamtbild in unserem Gedächtnis wiederaufleben zu lassen.

Wie verschieden aber ein und derselbe Gegenstand von verschiedenen Personen gesehen wird, und wie wesent-

lich eine künstlerische Hervorbringung durch die persönliche Auffassung beeinflußt wird und von der Individualität ihres Schöpfers abhängt, das erkennen wir recht deutlich, sobald wir Gelegenheit haben, von verschiedenen Künstlern gemalte Porträts ein und derselben Persönlichkeit zu betrachten und zu vergleichen. Wir sehen wohl, daß es auf allen Bildern dasselbe Gesicht ist, allein dem einen Beschauer wird dies Bildnis, dem anderen jenes ähnlicher erscheinen, ein drittes kommt uns überhaupt gar nicht ähnlich vor. Und doch hat jeder Künstler die Züge so auf die Leinwand gebracht, wie er sie sah; jeder erblickte das darzustellende Gesicht aber sozusagen durch die Brille seiner persönlichen Auffassung und hob in seiner Wiedergabe die Eigentümlichkeiten, welche jene ihn erkennen ließ, hervor. Das eben will E. Zola mit seinem vielcitierten Ausspruch sagen: „Die Kunst ist ein Stück Natur, durch ein Temperament gesehen."

Handelt es sich nun darum, den Typus einer Rasse, eine Familienähnlichkeit und dergleichen mehr wissenschaftlich zu beobachten und festzustellen, so ist es zur Erzielung eines guten und sicheren Ergebnisses nötig, Durchschnittsporträts der fraglichen Gruppen in Bezug auf Gestalt und Gesichtszüge zu gewinnen. Es ist nicht daran zu denken, solche etwa durch unmittelbare Messung mit Instrumenten herzustellen, da die unterscheidenden Abweichungen in den Gesichtern viel zu fein und auch zu zahlreich sind. Ebensowenig befriedigend würde der Ausweg sein, aus einer Gruppe von Personen eine bestimmte herauszusuchen, die uns das gewünschte Durchschnittsgesicht zu besitzen scheint, um dies dann photographieren zu lassen; bei einer solchen Auswahl würde wiederum die individuelle Auffassung ebenso beeinflussend mitspielen, wie bei dem ein Porträt malenden Künstler: das Urteil des einzelnen kann eben nicht als genügend zuverlässig und unbedingt maßgebend gelten.

Angesichts dieser Schwierigkeiten ist nun ein englischer Gelehrter, Dr. Francis Galton, auf den glücklichen Einfall gekommen, auf photographischem Wege die Bildnisse von



Kombiniertes Porträt, zusammengesetzt aus 10 Mitgliedern eines „Montag=Abend=Klubs": 2 Geistliche, 2 Aerzte, 2 Advokaten, 3 Universitätsprofessoren und 1 Fabrikant. Durchschnittsalter: 35 Jahre.

Mitgliedern einer Gruppe, deren Durchschnittstypus festgestellt werden soll, zu kombinieren. Die verschiedenen Personen werden dabei eine nach der anderen photographiert, alle aber auf der gleichen lichtempfindlichen Platte, und zwar derart, daß die Einzelbilder sich genau decken, so daß

als schließliches Ergebnis wieder ein Einzelporträt erzielt wird. Letzteres nennt man dann ein „kombiniertes Porträt“.

Unsere Leser, die noch kein solches zu betrachten Gelegenheit hatten, werden bei dieser Schilderung des zu



Kombiniertes Porträt aus 7 Schülerinnen einer Klasse des Smith College in New York.

ihrer Herstellung einzuschlagenden Verfahrens vielleicht gedacht haben, es könne dadurch doch unmöglich etwas anderes als ein ganz verwischtes und verschwommenes Bild, das eher der Karikatur eines menschlichen Antlitzes gliche, zu Tage gefördert werden. Sie werden eines Besseren

belehrt werden, wenn sie die Porträts betrachten, die wir dem vorliegenden Aufsatze beigegeben haben und die sämtlich Reproduktionen dergestalt angefertigter Photographien



Kompositionsporträt, aus 49 Schülerinnen der dritten Klasse des Smith College zusammengesetzt.

sind. Wie man sieht, zeigen diese Bildnisse allerdings keine scharfen Umrisse, aber in jedem Falle haben wir deutlich erkennbare, charakteristische Gesichter vor uns.

Zunächst müssen wir nun den Apparat etwas näher

beschreiben, der zur Herstellung von kombinierten Porträts auf photographischem Wege dient, wobei wir eine wenigstens oberflächliche Kenntnis des gewöhnlichen Apparates, dessen sich unsere Photographen bedienen, beim Leser voraussetzen. Die Kamera hat in der Hauptsache die gleiche äußere Gestalt, nur daß der Kasten etwas länger ist und oben ein Fensterchen aus mattgeschliffenem Glase aufweist. Im Inneren ist ein verstellbarer Spiegel angebracht, der mittels eines an der Außenwand der Kamera auf unserer Gesamtansicht S. 161 wahrzunehmenden Knopfes je nach Bedarf aufgeklappt oder in einen Winkel von 45 Grad schräg gestellt werden kann. Ein Blick auf die Durchschnittszeichnung durch die Kamera veranschaulicht uns dasselbe.

Ist dieser Spiegel aufgeklappt, dann läßt sich die Kamera ganz wie jede gewöhnliche zu Aufnahmen benutzen. Die Lichtstrahlen gelangen in diesem Falle ja durch das Objektiv ungehindert bis zur Rückwand der Kamera, worin sich während der Aufnahme die lichtempfindliche Platte befindet. Hat man den Spiegel dagegen herabgelassen, dann wirft er das Bild, das sich in ihm widerspiegelt, nach oben, und zwar genau auf das erwähnte Fensterchen aus Mattglas. Dank dieser Einrichtung lassen sich die aufzunehmenden Porträts jedesmal vorher ganz scharf und genau einstellen, ohne daß man — wie bei den gewöhnlichen Apparaten — genötigt wäre, die Kassette mit der Platte in der Rückwand herauszunehmen, um sie durch ein Mattglas zu ersetzen. Am anderen Ende des den ganzen Apparat tragenden Laufbrettes befindet sich eine Art Bilderrahmen mit rundem Ausschnitt, woran sich das, wie gleich erörtert werden soll, zu kopierende photographische Bild oder besser das auf Glas gefertigte Negativ mit Hilfe von Federn befestigen läßt. Eine das Glasbild beleuchtende Lampe steht dahinter, zwischen beiden

eine matte Glasscheibe zum Zweck gleichmäßiger Verteilung der Lichtstrahlen auf dem Negativ.

Galton begann nun damit, die verschiedenen Personen, von denen ein kombiniertes Porträt genommen werden



Kombiniertes Porträt, aus 13 Schülerinnen einer anderen Klasse des Smith College gebildet.

sollte, einzeln, aber jede in genau gleicher Stellung und Größe photographisch aufzunehmen. Von den erhaltenen Negativen machte er Abdrücke auf Papier, die ganz genau übereinander zu liegen kamen. Nunmehr befestigte er dies Päckchen von Bildern über einer entsprechenden Oeffnung,

die in einem Brettchen angebracht war, und hielt sie gegen das Licht, um sich zu vergewissern, ob die einzelnen Abdrücke auch wirklich einander genau deckten. Mit Hilfe des durch die Oeffnung scheinenden Lichtes läßt sich das in jedem Falle leicht feststellen. Dann stellte er vor dem aufrecht hingestellten Brett seinen Apparat auf und photographierte das zu oberst liegende Bild; hierauf wurde dies abgerissen, und das jetzt zum Vorschein kommende zweite Porträt ebenso und auf der gleichen lichtempfindlichen Platte aufgenommen. So machte er mit dem dritten, vierten und so weiter Bilde fort, bis sie alle übereinander photographiert waren. Hierbei darf die Aufnahme- oder — fachmännisch ausgedrückt — Belichtungsdauer für die einzelnen Porträts naturgemäß nur einen Bruchteil von derjenigen betragen, die zur Aufnahme bloß einer einzigen Person erforderlich sein würde. Wenn es sich also beispielsweise darum handelt, zehn Einzelporträts übereinander zu photographieren und die Belichtungszeit für eine einzige Aufnahme dreißig Sekunden beträgt, dann darf jedes Einzelbild nur den zehnten Teil davon, mithin drei Sekunden, belichtet bleiben.

Um ganz befriedigende Ergebnisse zu erzielen, muß indessen noch ein Umstand berücksichtigt werden. Decken sich nämlich die übereinander gesteckten Bilder auch wirklich ganz genau, dann kann durch eine geringe Verschiebung der Bilder oder des Apparates bei der Aufnahme doch eine Ungleichmäßigkeit eintreten. Galton brachte deswegen auf der zum Scharfeinstellen des Bildes dienenden matten Glasscheibe eine senkrechte Linie an, die von zwei wagerechten geschnitten wird. Erstere teilt jedes einzelne Gesicht von oben nach unten in zwei Hälften; von den beiden wagerechten Linien muß die obere jedesmal die Augen des Porträts genau in der Mitte durchschneiden, die untere ebenso den Mund. Bei diesem Verfahren wird die Deckung

der Einzelporträts regelmäßig genau stattfinden, da man sich ja vor jeder Aufnahme davon überzeugen kann, ob das Porträt sich auf der richtigen Stelle befindet. Dann kommen natürlich auch die wichtigsten und für Ausdruck und Charakter entscheidenden Züge sämtlicher Gesichter übereinander zu liegen, was natürlich unerläßlich ist, da



Durchschnittsporträt, erhalten durch Kombinierung der drei vorstehenden weiblichen Porträts.

man sonst Fratzen (Gesichter mit mehreren Mundöffnungen, Nasen und dergleichen mehr) bekommt.

Besonders erschwert wird eine ganz genaue Deckung freilich dadurch, daß die einzelnen Gesichter vielfach stark voneinander abweichende Proportionen und Abmessungen aufweisen, weshalb dann, wenn man die Augen der Einzelporträts genau übereinander legt, die Nase oder der Mund sich dagegen nicht mehr decken und umgekehrt. Man

stelle nun, um diesem Uebelstande zu begegnen, die Einzelbilder derartig ein, daß der Abstand der wagerechten Linie, die auf der matten Scheibe beide Augen durchschneidet, von der Mundlinie jedesmal derselbe ist; dann erstreckt sich der Unterschied in der Deckung der Augen bloß auf eine kleine horizontale Fläche, und man erzielt dadurch kein verschwommenes, sondern ein sehr naturgetreues Bild.

Die Beleuchtung muß natürlich während der einzelnen Aufnahmen ganz unverändert bleiben. Wenn sie einmal auch nur ein ganz klein wenig stärker wäre, so würde dies Porträt wesentlich ausgeprägter zum Ausdruck kommen als die übrigen, was wiederum den Gesamteindruck nicht unbedeutend beeinflussen müßte. Es empfiehlt sich daher, alle derartigen Aufnahmen bei künstlichem, gleichmäßig brennendem Lichte auszuführen.

Mit Galtons Methode sind auch in Amerika Versuche von Gelehrten angestellt worden. W. Curtis Taylor hat zum Beispiel die Porträts von 27 Mitgliedern der Nationalakademie der Wissenschaften kombiniert, andere Aufnahmen wurden in Unterrichtsanstalten und größeren Familien hergestellt. Es wurde bereits der Vorschlag gemacht, mittels dieser Methode aus Aufnahmen, die von nur einer und derselben Person zu verschiedener Zeit hergestellt sind, ein Durchschnittsbild dieser Persönlichkeit zu gewinnen. Man würde dadurch den gezwungenen Ausdruck, den so manche Aufnahmen durch das leidige „Bitte, recht freundlich!“ des Photographen aufweisen, beseitigen und ein etwas idealisiertes Bildnis erzielen. Endlich hat man versucht, durch Kombinieren vorhandener Einzelbilder geschichtlicher Personen wahrheitsgetreuere Bilder von solchen herzustellen; dabei ergiebt sich aber meist als Hindernis, daß sich von solchen Personen nur wenige Bilder auftreiben lassen, die sie auch nur in annähernd gleicher Stellung wiedergeben.

Die wissenschaftliche Bedeutung dieser kombinierten Porträts, namentlich für die Anthropologie, liegt auf der Hand; von Liebhabern mag die Methode aber auch als eine ergötzliche Spielerei betrieben werden. Aehnlich ver-



Kombiniertes Porträt aus 8 Mitgliedern einer Familie: Vater, Mutter, 5 Knaben und 1 Mädchen.

hält es sich mit einem neuerfundenen, eigenartigen Objektiv, das den Namen Anamorphot oder Verwandler bekommen hat, und das wir zum Schluß etwas eingehender beschreiben wollen. Man kann damit nämlich bloß zum Scherz höchst ergötzliche photographische Zerrbilder

herstellen, welche die aufgenommenen Personen oder Gesichter in die Länge oder Breite gezogen zeigen, was ganz überraschend komisch wirkt. Derselbe Apparat besitzt aber außerdem einen hohen Wert für künstlerische, kunstgewerbliche und industrielle Zwecke. Es läßt sich durch den Verwandler zum Beispiel ein Muster oder Ornament einmal ganz gleichmäßig in die Länge, dann genau symmetrisch in derselben Weise in die Breite ziehen; es lassen sich auch schiefe Verzerrungen unter jedem beliebigen Winkel herstellen. Auf solche Art kann man ein in Punktmanier gezeichnetes Bild ohne alle Mühe in eines umwandeln, das in Strichmanier gehalten ist, wobei sich die Striche ganz nach Bedarf und Wunsch senkrecht, wagerecht oder in irgend einem Winkel verlaufend darstellen lassen.

Bei dem starken Bedarf, den die Fabrikanten von Schmuck- und Dekorationsgegenständen u. s. w. nach neuen, das Publikum anlockenden Mustern für ihre Waren fortgesetzt haben, wird auch dem Laien die Bedeutung jenes eigenartigen Objektivs einleuchten. Die Handhabung seitens des Photographierenden für den erwähnten Zweck ist eine überaus einfache; die Verzerrung des Bildes in dem gewünschten Sinne erfolgt nämlich durch eine bloße Drehung der Linse. Wenn man beim Hindurchblicken durch die Kamera den aufzunehmenden Gegenstand genau wagerecht in die Breite gezogen sieht, so erhält man ein in senkrechter Richtung verzerrtes Bild, wenn man den Anamorphoten um 90 Grad dreht. Beim Drehen der Linse um einen größeren oder kleineren Winkel bekommt man eine schiefe Verzerrung.

Der Apparat besitzt vorläufig noch einzelne Mängel, die aber ohne Zweifel sehr bald beseitigt sein werden. Es läßt sich schon jetzt vorhersagen, daß er dann für die verschiedenartigsten Zwecke und zwar in erster Linie für

kunstgewerbliche eine große Bedeutung gewinnen wird — ein neuer Beweis für die vielseitige Verwendbarkeit und den hohen Nutzen der Photographie. Wahrhaft staunenswerte Fortschritte sind gemacht worden, seit am 19. August 1839 die gemeinsamen Arbeiten von Daguerre und Niepce in der Sitzung der französischen Akademie ihren Abschluß fanden, als Arago in einem öffentlichen Vortrage das neuerfundene photographische Verfahren erläuterte und Daguerres begleitende Experimente stürmischen Beifall entfesselten. Die obenstehenden Ausführungen sollen mit beitragen zu der Erkenntnis, was seit jenen bescheidenen Anfängen in den seitdem verflossenen sechzig Jahren Technik und Wissenschaft aus dieser Erfindung gemacht haben.





Ein Begräbnis auf hoher See.

Reiseerlebnis von Helene Pichler-Felsing.

Mit 5 Illustrationen.  (Nachdruck verboten.)

Den größten Teil des Suezkanals hatten wir auf unserem herrlichen deutschen Doppelschraubendampfer „Prinzregent Luitpold“, dessen erste, die sogenannte Jungfernreise wir von Bremen aus mitmachten, bereits hinter uns, hatten die künstliche schmale Wasserstraße mitten durch die Sandwüste und die unendlich scheinenden morastigen Salzseen zwischen hohen Erddämmen passiert und liefen nun während einer zauberisch schönen Nacht in den sternüberfunkelten Timsahsee oder Großen Krokodilsee ein.

Die Wunder dieser ägyptischen Nacht thaten es uns an, wir beschlossen, sie nicht nur im eiligen Passieren auf dem Dampfschiff zu genießen, sondern sie ordentlich auszukosten durch einen Besuch der Märchenstadt Kairo, der sich leicht bewerkstelligen ließ, bevor die Weiterreise durch das Rote Meer und den Indischen Ozean nach der Insel Ceylon unternommen wurde. Die Gelegenheit erwies sich als höchst günstig: wir konnten während der Fahrt — natürlich bei gemäßigtem Dampf — auf einer von Land gekommenen und jetzt neben dem langsam fahrenden Riesendampfer einherkeuchenden Dampfbarkasse unseren „Prinzregenten Luitpold“ verlassen; unser Gepäck ging ohne weitere Umständlichkeiten mit bis nach Suez, wo es durch

den deutschen Konsul Meyer in Empfang genommen und auf das später zu benutzende Schiff befördert wurde.

Nach kurzem herzlichen Abschiede von Kapitän und Offizieren des „Prinzregenten“ schwammen wir auf den Gewässern des weiten Krokodilsees auf die am westlichen Ufer gelegene Stadt Ismaïlia zu, eine Stadt, die samt ihrem aus dem Wüstensande aufragenden Palmenhain während des Kanalbaues entstanden ist; und zwar wurde sie unter ungeheuren Schwierigkeiten erbaut und erhalten, da ihr das lebenspendende Süßwasser in einem besonderen Kanal von dem 90 Kilometer nördlich am Gestade des Mittelländischen Meeres gelegenen Port-Said zugeführt werden muß. Jetzt aber, im Sternenlicht des Südens, während der kühlende Nachtwind leise in den Kronen der Palmen rauschte, deren Häupter in Feuer und deren Füße in Wasser baden müssen, um zu gedeihen, jetzt bewunderten wir nicht die in einer öden Gegend zwischen Brackwasser und Wüstensand aufgebaute Stadt, sondern einzig und allein die über alle Beschreibung herrliche Schönheit der subtropischen Nacht. Eine vierstündige Eisenbahnfahrt durch die Wüste hatte uns nach Kairo gebracht, eine Stadt, die trotz aller Europäer und eines völlig europäischen Stadtviertels doch fast unverwischt sich den phantastischen Zauber des Orients erhalten hat.

Mehrere herrliche Tage und noch herrlichere Abende durchlebten wir in Kairo, dann führte uns die Wüstenbahn dem Roten Meere zu, dessen nördlichst gelegener Hafen Suez ist.

In dieser stillen Araberstadt angekommen, wartete aber auf uns nicht eines der prachtvollen Lloydschiffe, wie wir gehofft, sondern wir fanden nur einen englischen Dampfer, den „Black Eagle“, zu unserer Aufnahme bereit. Das fällige Schiff des Norddeutschen Lloyd war in der Enge bei El-Kantara durch einen schlechtgesteuerten Italiener,

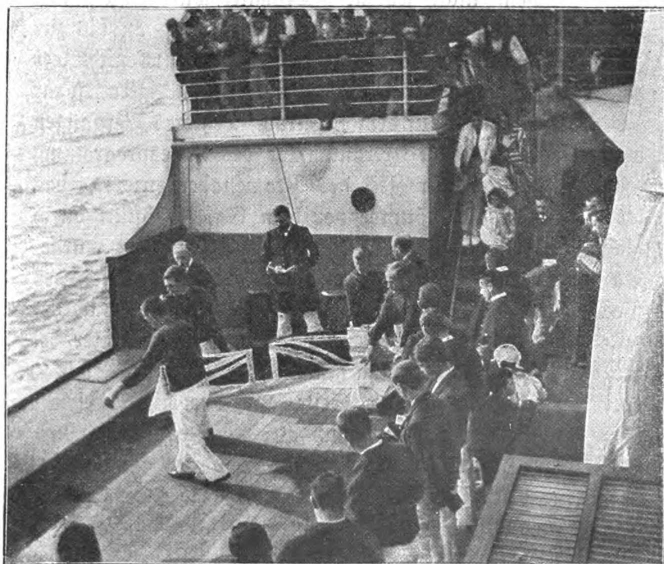
der sich quer gedreht und mit dem Bug hübsch fest in die hohe Kanalböschung eingebohrt hatte, an seiner Weiterfahrt gehindert. Sollten wir etwa in Suez warten, bis der Weg für unser ersehntes deutsches Schiff wieder freigeschafft war? In Suez, das ohne die liebenswürdige Aufnahme und Fürsorge des deutschen Konsuls, des schon genannten Herrn Meyer, kaum einen Tag zu ertragen wäre? Nein, lieber das erste beste Schiff genommen, sei es auch ein englisches.

Nun, wir hätten es leicht schlechter treffen können als mit dem „Black Eagle“. Dieser „Schwarze Adler“ wies in Bau, Einrichtung, Verpflegung und — wie wir später bei stürmischem Wetter im Indischen Ozean wahrnehmen konnten — auch in Führung und Bemannung wenigstens annähernd dieselben guten Eigenschaften auf, wie sie unsere trefflichen deutschen Dampfer haben.

Das gute Beispiel Deutschlands hat die Engländer gezwungen, bei ihren Dampfern nicht nur auf Größe und Leistungsfähigkeit der Maschinen zu achten, sondern auch den Anforderungen der Gesundheit, Bequemlichkeit und Annehmlichkeit für die Passagiere mehr als früher gerecht zu werden.

Natürlich waren auf dem „Black Eagle“ die Reisenden in der Mehrzahl Engländer, die nach Ostindien, Australien, kurz „in die Kolonien“ gingen, und demgemäß gestaltete sich auch das gesellschaftliche Leben an Bord — das auf einer langen Seereise eine größere Rolle spielt, als man an Land gewöhnlich annimmt — durchaus nach englischem Zuschnitt. Die meisten geben sich auf solch einer wochenlangen Seereise dem „dolce far niente“ hin, das durch keinerlei an Land nun einmal unabweisbare Tagesgeschäfte gestört wird, nicht einmal durch den Zwang, Briefe und Zeitungen zu lesen. Man liegt da auf dem von einem Sonnensegel überdachten

Promenadendeck in einem Sessel aus Bambusrohr, läßt sich Kühlung zufächeln durch einen ungeheuer langen, hängenden indischen Fächer, „Panka“ genannt, den zwei Leute der Schiffsmannschaft an Tauen taktmäßig hin und her bewegen; man plaudert dabei mit dem Nachbar oder mit der Nachbarin, falls man nicht auch dazu zu faul ist,



Der Leichnam wird herbeigetragen.
Nach einer Photographie.

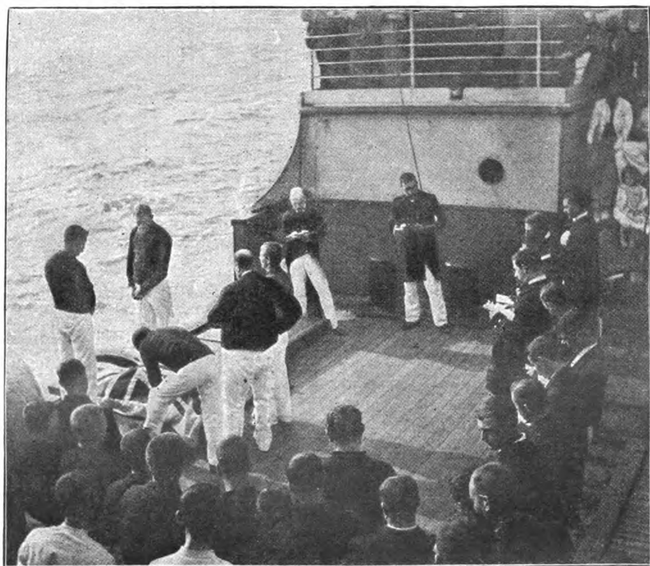
raucht oder liest ein bißchen oder schimpft auch gelegentlich über den zur Veranstaltung von „Spiel und Sport“ gewählten Vergnügungsausschuß, der nicht rührig genug ist. Denn Spiele aller Art werden an Bord getrieben, wenn man das Herumliegen und Umherlungern satt hat; teils Gesellschaftsspiele, wie sie auch an Land gebräuchlich sind, teils die besonderen Schiffsspiele, wie zum Beispiel

„shuffle-board“, bei dem zwei Partien tellergroße Holzscheiben durch hakenförmige Krücken über die mit Kreide gezeichneten Grenzen zu schleudern und die feindlichen Scheiben aus dem Lager hinauszuschieben suchen. Auf einem englischen Schiffe nun gar darf es an Spielen und Sportübungen nicht fehlen. Deshalb wurde auch das Promenadendeck des „Black Eagle“ von früh an bis zur Zeit der Hauptmahlzeit um sieben Uhr abends nicht leer von Leuten, die allen möglichen Spielen huldigten, sogar bis zu Wettrennen auf dem Zweirad. Letzteres Vergnügen wurde sogar zu einer Extranummer des Tagesprogramms erhoben, nämlich zur Zeit des Promenadenkonzerts, das jeden Morgen eine Stunde vor dem Gabelfrühstück durch die kleine Stewardskapelle auf Deck ausgeführt wurde. Da sausten die Zweiräder auf den glatten Planken des Decks dahin, daß der Anblick schon eine wahre Lust bereitete, und wenn dann ein mindergeschickter Reiter bei der gar zu scharfen Biegung hinten am Stern des Schiffes oder auch auf der anderen Seite am Bug die Herrschaft über sein Stahlroß verlor und auf die Deckplanken purzelte, dann gab es ein Hallo, ein Gelächter ohne Ende.

So gestalteten sich auch die ersten Tage auf dem „Black Eagle“ zu richtigen Freudentagen für alle Passagiere; auch für uns Deutsche, die sich sonst auf englischen Schiffen ziemlich fremd fühlen.

Aber nicht immer geht es an Bord, selbst bei schönstem, ungefährlichstem Wetter, vergnügt oder auch nur angenehm zu. Es kommen Unfälle vor, bei der Mannschaft wie bei den Passagieren. Das drückt dann auf die Stimmung; schlimmer noch wird sie, oft zur Panik ausartend, wenn es sich endlich, aus Sicherheitsgründen, nicht länger verbergen läßt, daß eine ansteckende Krankheit aufgetreten oder gar eine Seuche ausgebrochen ist, deren Keim ein Passagier oder einer von den Leuten unbewußt mit sich

aus einer seuchenbedrohten Gegend eingeschleppt hat. Furchtbar ist's, wenn dann Tag für Tag die Opfer dem Grabe übergeben werden müssen, dem Grabe im Weltmeere. Ich habe das einmal auf einem der größten und schönsten Segelschiffe bei einer 650 Auswanderer über-



Die Leichenfeier.
Nach einer Photographie.

fallenden Pockenepidemie mit erleben müssen, als unter der brütend heißen Aequatorsonne bei vollkommener Windstille in kurzer Frist fast hundert Menschen dahingerafft wurden.

Solch ein Schicksal kann freilich einem modernen Schnelldampfer nicht mehr passieren, daß aber Tod und Begräbnis auch auf einem Dampfer urplötzlich alle Fröhlich-

keit in Leid und tiefen Ernst verwandeln kann — die Passagiere des „Black Eagle“ sollten es erfahren während der Fahrt durchs Rote Meer.

Trotz der schrecklichen Hitze — das Thermometer zeigte morgens sechs Uhr schon 28 Grad Reaumur — war die ganze Schiffsgesellschaft fröhlich und guter Dinge. Beim ersten Frühstück ward das Programm festgestellt für ein kleines Abendkonzert, dessen Ertrag der Lebensversicherungskasse unserer Schiffsmannschaft zufallen sollte. Einige Gesangsdilettanten, sowie eine auf ihre australische Tournee gehende Pianistin von europäischem Ruf hatten sich bereit erklärt, ihr Können in den Dienst der guten Sache zu stellen. Da trat der Obersteward (der auf Passagierdampfern erster Klasse sozusagen der Wirt des schwimmenden Gasthauses ist) in den Speisesaal, um seinen Blick über die Schar seiner Untergebenen gleiten zu lassen. Dieser Herr kam uns sehr gelegen; brauchten wir doch seine Hilfe für die abendliche Veranstaltung.

Als wir ihm unseren Plan mitteilten, erhielten wir jedoch zur Antwort:

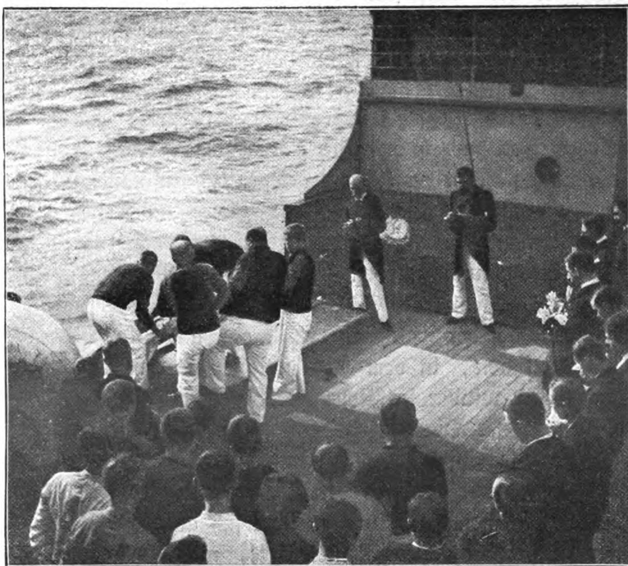
„Es thut mir leid, es wird für heute nichts werden mit Ihrem Konzert, meine Herrschaften; um sechs Uhr abends findet ein Begräbnis statt.“

„Begräbnis? Ums Himmels willen, wer ist denn —“

„Mr. Johnston von Colombo starb gestern abend bald nach dem Essen. Er wollte heim vom englischen College zu den Eltern; große Firma in Thee und Kaffee, wissen Sie. Merkte, daß es mit ihm zu Ende ging, wollte deshalb daheim die Augen zuthun. Aber zu spät gereist, wissen Sie; und dann das feuchte kühle Londoner Klima und nun hier schon fünf Tage die furchtbare Hitze im Roten Meer — das hält so leicht kein Kranker aus.“

Wir waren alle bedrückt bei der Kunde, daß der Tod so plötzlich einen aus unserer Mitte fortgerissen hatte.

Es fiel uns jetzt nachträglich erst auf, daß ja der liebenswürdige junge Mr. Johnston seit einigen Tagen sich weder bei den sportlichen Spielen in der Morgenfrühe noch auch bei den gesellschaftlichen Veranstaltungen abends hatte sehen lassen; er hatte eben unter der Fürsorge des freilich



Das Versenken der Leiche. Nach einer Photographie.

noch jungen, aber sehr gewissenhaften Schiffsarztes im Lazarett gelegen. Seiner ersehnten indischen Heimat brachte ihn das Schiff stündlich näher, und die ewige öffnete ihm vorher die Pforten. Der sterbliche Teil des an Bord allbeliebten jungen Mannes mußte der mörderischen Hitze wegen längstens binnen vierundzwanzig Stunden dem Schoße des Meeres übergeben werden.

Gegen sechs Uhr — kurz vor Sonnenuntergang —

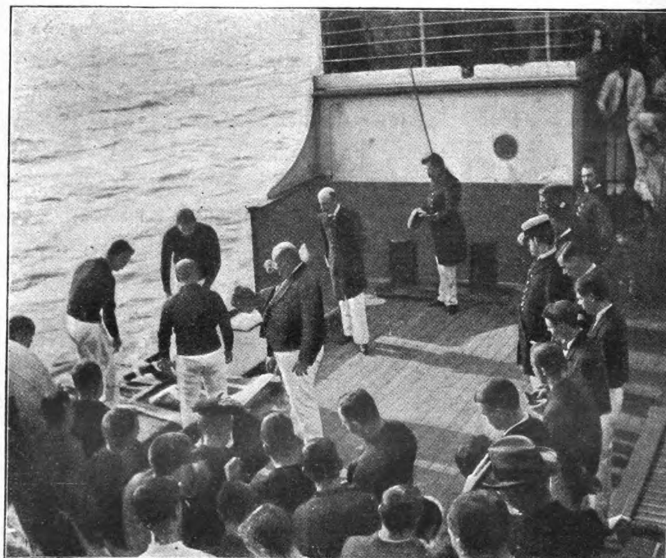
versammelten sich die Passagiere auf dem Promenadendeck, dem obersten der vier Decks eines modernen Passagierdampfers, welches nicht über das ganze Schiff hinweggeht, sondern mittschiffs eine Unterbrechung von etwa 10 bis 15 Meter erleidet. Dadurch wird das Promenadendeck in zwei Teile geteilt, von denen der größere, nach hinten gelegene den Reisenden erster Kajüte zur Verwendung bei Spiel und Tanz, Spaziergängen und sonstigen Lustbarkeiten freisteht, der andere dagegen den Passagieren zweiter Klasse gehört. Das niedriger gelegene, von beiden Enden durch Treppchen erreichbare Mittelstück gehört dem Oberdeck an und bildet eine Art neutraler Zone, wo sich die Passagiere beider Klassen gelegentlich zusammenfinden, um so mehr, da hier auch die Offiziere des Schiffs gern ein Stündchen der Ruhe während der Freiwache zubringen. Hier stehen rund um den hochstrebenden Mittelmast auch Ruhebänke, sowie bei Schiffen, die lange Reisen vor sich haben, auch der „Küchengarten“, ein mit Glas gedeckter Mistbeetkasten, in dem die nötigsten Küchenkräuter ein mehr oder minder fröhliches Dasein führen.

In dieser Oberdeckzone sollte sich die Zeremonie des Begräbnisses abspielen, denn in diesem, von fern gesehen wie eine gewaltige, in den oberen Schiffsbau gehauene Kerbe aussehenden Raum befindet sich auch die Thür in der Bordwand, die geöffnet wird, wenn das Fallreep niedergelassen oder der Landungssteg ausgelegt werden soll. Heute sollte diese „Thür“, die eigentlich nur eine weite Lücke in der Reling darstellt, bei einer sehr ernsten Feierlichkeit benutzt werden.

Eben sank die Sonne jenseits der kaum erkennbaren Küste unter, Meer und Himmel in brennend rotgelbes Licht tauchend, da fanden sich die Passagiere der ersten Kajüte wie auch die Offiziere des „Black Eagle“ in diesem neutralen Raum des Oberdecks zusammen, und

während die Maschinen mit halber Kraft langsam arbeiteten, legten einige Matrosen die Thür in der Bordwand nieder.

Jetzt eine kurze Pause, und alle Häupter entblößten sich: auf einem als Bahre dienenden Gitterbrette ward



Das Zurückschlagen der Flagge.
Nach einer Photographie.

der Dahingeschiedene vom Schiffszimmermann und drei Matrosen herbeigetragen; der Körper war nach dem bei allen Nationen herrschenden Brauch mit der Landesflagge, hier also mit dem gekreuzten „Union Jack“, bedeckt. Die Träger setzten ihre traurige Last auf der niedergelegten Bordwand nieder, die Füße des Toten nach der See zugewandt.

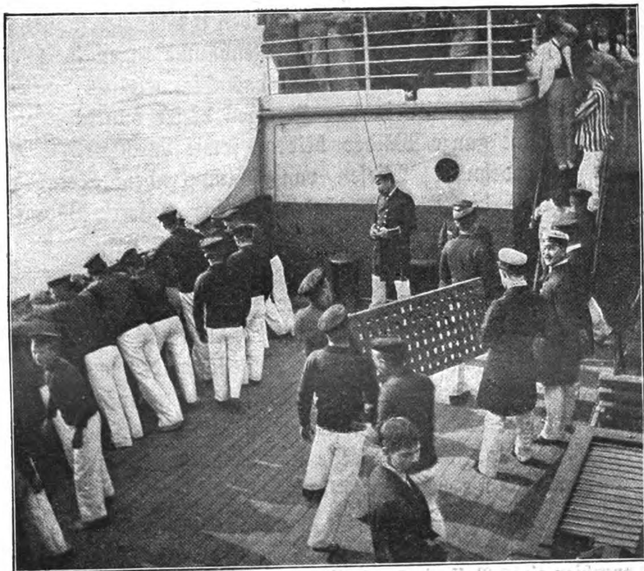
Der allgemeine Gebrauch erheischt es, daß bei solchem

Seebegräbnis der Körper in feines Segeltuch eingehüllt und zu Füßen mit einer Last beschwert werde; am liebsten nimmt man eine Kanonenkugel von beträchtlichem Gewicht, sonst aber, da Kanonenkugeln außer auf Kriegsschiffen kaum noch vorhanden sind, einen Stein aus der Ballastladung des Schiffes. Die Nationalflagge ist an allen vier Ecken der Bahre festgeknotet, damit nicht etwa ein plötzlicher Windstoß den Körper enthülle. Ist nun ein Geistlicher an Bord, so hält dieser wohl eine kurze Andacht; sonst aber leiten, wie bei uns an Bord des „Black Eagle“, der Kapitän und der erste Offizier die bei den Engländern üblichen Zeremonien: beide lasen nach anglikanischem Ritus abwechselnd die Grabgebete, und die Mannschaft „respondierte“, wie es in der englischen Staatskirche und auf deren Friedhöfen Brauch ist, ein Brauch, der noch viel vom katholischen Ritus beibehalten hat. Auf deutschen Schiffen vollzieht sich die ernste Feier natürlich entsprechend einfacher.

Auf ein kurzes Kommando stoppte die Maschine, und damit hörte das Zittern des gewaltigen Schiffskörpers auf — er lag nach kurzer Zeit völlig ruhig im Wasser, und die Anwesenden vernahmen nun deutlich die mit Feierlichkeit an der Leiche gesprochenen Worte der Gebete wie das halblaute Respondieren und zwischendurch das leise Rauschen und Anschlagen der Wogen gegen die Schiffswand. Und dann kam der letzte, auch den Gleichgültigsten nicht kalt lassende Moment; bei den Worten des Kapitäns: „Und so übergeben wir denn hiermit den sterblichen Teil unseres Mitbruders der ewigen Ruhe bis zu dem Tage der Auferstehung,“ lösten zwei Mann die Flaggenknoten an den Fußenden der Bahre, alle vier Träger hoben sie vom Kopfende her ein wenig schräg auf, dann unter der Flagge ein unheimliches Regen und Bewegen, ein dumpfes Aufklatschen tief unten in den Wogen — noch ein leises

Gurgeln des Wassers — — dann nichts mehr; der so früh Geschiedene war dem nassen Grabe übergeben.

Nach englischem Brauch wird der Trauerversammlung ein Beweis der vollzogenen Bestattung dadurch geliefert, daß auf der niedergelegten Bahre die Flagge von unten



Das Ende der Feier. Nach einer Photographie.

her zurückgeschlagen wird, um zu zeigen, daß der Abgeschiedene wirklich in das Wellengrab versenkt und nichts zurückgeblieben ist als die leere Gitterbahre. Das geschah auch hier, und damit war die ernste Zeremonie zu Ende. Man bedeckte wieder die Häupter, die Lücke in der Bordwand wurde geschlossen, die Bahre an Ort und Stelle gebracht, und nur die Allerneugierigsten von den Passagieren wie von der Mannschaft drängten sich an die

Reling, um noch einen Blick auf den zur ewigen Ruhe niedersinkenden Körper zu erhaschen.

Kurz danach meldete der Maschinentelegraph nach unten: Volldampf voraus! und mit aller Kraft setzten die Maschinen ein, um die verlorenen Minuten wieder einzuholen.

Kein Marmorkreuz bezeichnet die Stelle, kein Cypressenbaum steht neben einem grünen Hügel, aber wo der im Weltmeer Bestattete ausruht, umgeben ihn die herrlichsten, seltsamsten Wunder: große Korallenbäume ragen in das krystallklare, bis in weite Tiefen das Himmelslicht durchlassende Wasser, und in den Zweigen dieser buntfarbigen Bäume, die ganze Wälder bilden, sowie durch und über den ausgedehnten Wiesen von schimmerndem Seegras huschen wie die Vögel durch die Zweige unserer Bäume die in allen Regenbogenfarben schillernden Fische, und durch Tang- und Seegraswiesen ziehen in Millionen wie die herrlichsten Blumen gefärbte Quallen dahin. Auch hier in der Tiefe des Meeres hat die Allmacht der Natur für einen Schmuck der letzten Ruhestätte der von uns Geschiedenen gesorgt, einen Schmuck, wie ihn unsere Erde auch der liebevoll die Grabstätte pflegenden Hand so zart an Gestaltung, so voll Poesie in sanften und leuchtenden Farbentönen nie hergeben könnte*).

*) Die Bilder, die den Vorgang darstellen, sind nach Photographien eines Passagiers gefertigt, der sich vor dem Aberglauben englischer Seeleute neueren Schlages, das Begräbnisphotographieren bringe den Photographen bald selber ins Grab, nicht fürchtete. Der Photograph lebt in der That auch heute noch, trotzdem mancher Monat vorüberging, seit er die gelungenen Aufnahmen dieses Seebegräbnisses machte.





Familie und Haus

nach dem Neuen Bürgerlichen Gesetzbuch.

Von Lorenz Stüben.



(Nachdruck verboten.)

II. Minderjährigkeit und Vormundschaft.

Während das neue B.G.B. die Bezeichnung „Kind" ohne Rücksicht auf das Alter überall da anwendet, wo es sich um die wechselseitigen Beziehungen zwischen Eltern und Kindern handelt, gebraucht es sonst für jugendliche Personen vom 7. Lebensjahre bis zur erreichten Volljährigkeit den Ausdruck „Minderjähriger".

Die Volljährigkeit beginnt mit der Vollendung des 21. Lebensjahres (Paragraph 2). Minderjährige können indessen durch Beschluß des Vormundschaftsgerichts nach Vollendung des 18. Lebensjahres auf ihr Ansuchen und mit Einwilligung derjenigen Person, die Elternstelle vertritt, für volljährig erklärt werden. Eine minderjährige Witwe bedarf aber zur Volljährigkeitserklärung nicht mehr der Genehmigung des Vaters oder der Mutter. Die Volljährigkeitserklärung soll nur erfolgen, wenn sie das Beste des Minderjährigen befördert. Er erlangt dadurch die rechtliche Stellung des Volljährigen. Der Ausdruck „Minderjähriger" gilt, wie wir gleich hervorheben wollen, auch für weibliche Personen, wie denn überhaupt das B.G.B.

bei der Rechtsfähigkeit keinen Unterschied zwischen Mann und Frau macht.

Während ein Kind unter sieben Jahren vollständig geschäftsunfähig ist, gilt nach dem B.G.B. der Minderjährige als in der Geschäftsfähigkeit beschränkt. Er bedarf zu einer Willenserklärung der Einwilligung seines gesetzlichen Vertreters (des Vaters, der Mutter, des Vormundes). Jener Unterschied zwischen Kindern und Minderjährigen in rechtlicher Beziehung ist wohl zu beachten.

Ein Kind unter sieben Jahren kann überhaupt kein gültiges Rechtsgeschäft vornehmen. Der Händler, dem der sechsjährige Karl seine Festung mit allen Bleisoldaten und sonstigen Spielsachen verkaufte, muß auf Verlangen die Gegenstände wieder herausgeben, ohne Rücksicht darauf, ob er den Kaufpreis dafür bezahlt hat oder nicht, oder ob er das Geld von dem Knaben wieder zurückerhalten kann. Anders liegt die Sache bei dem elf Jahre alten Max oder dem neunzehnjährigen Lehrling Anton, die jeder für sich einem Uhrmacher ihre silbernen Taschenuhren verkauften. Dieser Kaufvertrag ist nicht ohne weiteres unwirksam. Er würde es erst werden, wenn der Uhrmacher das Geschäft widerriefe, wozu er unter Umständen berechtigt ist. Dieses Recht des Widerrufes hat der Uhrmacher nämlich so lange, als der gesetzliche Vertreter der beiden jungen Leute die Genehmigung zu dem Geschäft noch nicht erteilt hat. Bei dem ersten Geschäft mit Max, dem der Uhrmacher die Minderjährigkeit selbstverständlich ansehen kann, darf der Käufer aber den Widerruf nur dann ausüben, wenn Max ihm gegenüber unwahrerweise behauptet hat, daß sein Vater oder Vormund mit dem Verkauf der Uhr einverstanden sei. Im zweiten Fall kann er das Geschäft rückgängig machen, wenn er nachträglich erfährt, daß seine Annahme, Anton sei volljährig, falsch war. Wenn der gesetzliche Vertreter der beiden Minderjährigen

die Einwilligung erteilt, so ist das Geschäft rechtsgültig und bindend abgeschlossen.

Diese Zustimmung wird nur dann nicht erfordert, wenn der Minderjährige aus dem Rechtsgeschäft lediglich einen Vorteil hat (Paragraph 107). So kann zum Beispiel der Minderjährige vollgültig eine Schenkung annehmen, ohne daß sein gesetzlicher Vertreter seine Einwilligung dazu erklärt. Eine Schenkung ist nach Paragraph 516 des B.G.B. eine Zuwendung, die jemand einem anderen aus seinem Vermögen macht, wenn beide Teile darüber einig sind, daß die Zuwendung unentgeltlich geschehen soll. Derjenige, der einem Minderjährigen etwas geschenkt hat, kann also nur unter denselben Voraussetzungen ihm gegenüber das Geschenk widerrufen, wie er es einem Volljährigen gegenüber im stande wäre.

Bezüglich der rechtsgültigen Wirkung von Verträgen finden aber Ausnahmen statt.

Ein achtzehnjähriges Mädchen hat von ihrem gesetzlichen Vertreter die Erlaubnis erhalten, einen Dienst anzunehmen oder in einer Fabrik zu arbeiten. Die minderjährige Ella Meyer ist mit Genehmigung des Vaters zur Bühne gegangen. Der aus der Lehre entlassene Handlungsbeflissene Waldemar Richter tritt als Buchhalter in ein Bankgeschäft ein. Der siebzehnjährige Otto Sauber erhält von seinem Vater vierzig Mark, um sich einen Handwagen, einen Hund und Trödelwaren anzuschaffen, um letztere im Umherziehen zu verkaufen.

Sie alle sind berechtigt, im Umfange ihres Dienstes, Gewerbes oder ihrer Beschäftigung rechtsgültig die erforderlichen Verträge selbständig abzuschließen, weil ihnen ein für allemal die Genehmigung zu ihrem Vorhaben und damit zu den dazu erforderlichen Rechtsgeschäften erteilt worden ist (Paragraphen 112, 113).

Ebenso kann das minderjährige Dienstmädchen seinen

Lohn, der Primaner das mit Genehmigung des Vaters durch Nachhilfestunden verdiente Geld, der Student seinen Monatswechsel rechtswirksam für sich verwenden und dafür beschaffen, was er will (Paragraph 110).

Alles, was ein Minderjähriger durch den genehmigten Erwerb gewinnt, wird ebenso sein freies Vermögen, wie dasjenige, was ihm durch Schenkung oder Erbschaft zufällt, wenn seitens des Geschenkgebers oder Erblassers angeordnet war, daß das Zugewendete der Nutznießung der Eltern nicht unterstellt werden sollte. Der Vater hat aber die Verwaltung darüber, wenn nicht wiederum eine entgegenstehende Anordnung desjenigen, von dem die Zuwendung ausgeht, dies verboten hat.

Was jedoch der Minderjährige durch seine Dienste im elterlichen Haushalt oder Geschäft erwirbt, fällt, wie wir schon früher gesehen haben, nicht in sein Vermögen, sondern verbleibt den Eltern.

Ist einem Minderjährigen eine Vertretung oder eine Vollmacht übertragen, so handelt er vollständig bindend für seinen Vollmachtgeber, wie ein Volljähriger. Wer also mit einem als Verkäuferin oder Provisionsreisende thätigen jungen Mädchen ein Geschäft abschließt, in einem Bankgeschäft einem jüngeren Commis einen Auftrag für den Chef erteilt, einem von dem Bauherrn entsandten Gesellen Ausbesserungen an Gebäuden überträgt oder endlich seine eigenen Angestellten mit der Entgegennahme von Aufträgen betraut, kann nicht den Einwand erheben, daß die betreffenden Personen, mit denen er verhandelt oder die für ihn gehandelt haben, minderjährig gewesen seien (Paragraph 165). Denn die Willenserklärung, die sie auf Grund der ihnen erteilten Vertretungsbefugnis abgaben, verpflichtet nicht sie selbst, sondern den von ihnen Vertretenen.

Nach den Bestimmungen des B.G.B. und denen des

Deutschen Reichsstrafgesetzbuches ergiebt sich, daß, wie schon bisher, Volljährigkeit und Strafmündigkeit des Menschen zu verschiedenen Zeitpunkten ihren Anfang nehmen. Die Volljährigkeit tritt, wie gesagt, mit Vollendung des 21. Lebensjahres ein; die Strafmündigkeit beginnt dagegen bereits mit Ablauf des 18. Lebensjahres. Auch die Verantwortlichkeit für den Schaden aus „strafbaren" oder wie das B.G.B. sagt „unerlaubten" Handlungen trifft unbedingt und allgemein den Achtzehnjährigen. Paragraph 828 sagt hierzu: „Wer nicht das 7. Lebensjahr vollendet hat, ist für einen Schaden, den er einem anderen zufügt, nicht verantwortlich, wenn er bei Begehung der schädigenden Handlung nicht die zur Erkenntnis der Verantwortlichkeit erforderliche Einsicht hatte." Aber an seine Stelle als Schadensersatzpflichtiger tritt unter Umständen dann ein anderer. Derjenige nämlich, der zur gesetzlichen Führung der Aufsicht über eine minderjährige Person verpflichtet ist oder über eine solche Person, die ihres geistigen oder körperlichen Zustandes wegen der Beaufsichtigung bedarf, ist zum Ersatz des durch sie widerrechtlich verursachten Schadens verpflichtet, wenn er seiner Aufsichtspflicht nicht genügt hat.

Ein Vater, der seinem noch nicht sieben Jahre alten Sohn Feuerwerkskörper anvertraut, ist persönlich für jeden Schaden verantwortlich, den der Junge damit anrichtet. Der Vater kann unter Umständen sogar wegen fahrlässiger Brandstiftung bestraft werden. Ist der Knabe älter als sieben Jahre, so kann er in dem gleichen Fall zum Ersatz des angerichteten Schadens im Prozeßwege angehalten werden, und der Vater muß ebenfalls haften, wenn er es an der nötigen Aufsicht hat fehlen lassen. Ist der Knabe über zwölf Jahre alt, so kann er auch nach dem Strafgesetzbuch verurteilt werden, wenn das Gericht bei ihm die erforderliche Einsicht als vorhanden ansieht.

Ein Fall, der die gesetzliche Verantwortung nach allen Richtungen hin darlegt, ist der folgende:

Friedrich Schmidt, der vierzehnjährige Sohn eines Beamten, muß krankheitshalber die Schule versäumen. In den Nachmittagsstunden besucht ihn sein Altersgenosse August Pahlke. Ueber einem in der Wohnstube befindlichen Schreibtisch hängt der Revolver seines Vaters, dessen sich Friedrich bemächtigt. Während er August den Mechanismus erklärt, entladet sich eine der darin befindlichen Patronen, und der Schuß geht August Pahlke in das Auge. Der Verletzte verliert dadurch die Sehfähigkeit auf diesem. In dem wegen fahrlässiger Körperverletzung gegen Friedrich Schmidt angestrengten Strafprozeß wird durch die Beweisaufnahme festgestellt, daß dem Knaben die Gefährlichkeit des Manipulierens mit der Waffe bewußt war, und die Richter kommen zu der Ueberzeugung, daß Friedrich die nötige Einsicht besessen habe. Er wird daher wegen fahrlässiger Körperverletzung bestraft. Auf Grund dieses Strafurteils verlangt der Vater des Verletzten von Friedrich Schmidt und dessen Vater Ersatz desjenigen Schadens, der in der dauernden Erwerbsminderung des August Pahlke liegt. Friedrich Schmidt ist als Thäter, sein Vater als zur Aufsicht Verpflichteter und zugleich als fahrlässig Handelnder haftbar. Der letztere durfte die geladene Waffe nicht an einem Orte zurücklassen, wo sie dem Friedrich in die Hände fallen konnte. Friedrich durfte die Waffe nicht von ihrem Platze fortnehmen, da ihm erwiesenermaßen die damit verbundene Gefahr bekannt war. Beide werden daher mit Recht zur Zahlung einer lebenslänglichen Rente an August Pahlke, sowie zur Tragung der entstandenen Kurkosten verurteilt.

Aber auch Kinder und Minderjährige können in besonders gearteten Fällen, selbst wenn ihnen nicht die zur Erkenntnis der Verantwortlichkeit erforderliche Einsicht nach

dem Spruch des Gerichts innewohnt, zum Ersatz eines von ihnen verursachten Schadens angehalten werden. Es ist hier der Entscheidung des Richters ein größerer Spielraum gelassen, wie dies gewöhnlich der Fall zu sein pflegt (Paragraph 829). Insofern die Verhältnisse der Beteiligten billigerweise eine Schadloshaltung erfordern, und wenn dem minderjährigen Schuldner nicht die Mittel entzogen werden, deren er zum standesgemäßen Unterhalt bedarf, so muß er den von ihm angerichteten Schaden tragen.

Der zehnjährige Sohn eines sehr reichen Mannes verursacht gemeinschaftlich mit mehreren gleichalterigen Kameraden, Söhnen nicht wohlhabender Eltern, dadurch eine Ueberschwemmung, daß sie ein Wasserstauwerk aufziehen. In einem an dem Wasserlauf gelegenen Anwesen wird durch das eindringende Wasser Vieh und Geflügel getötet. Nach dem Strafgesetzbuch können die Knaben nicht angeklagt werden, da sie noch nicht zwölf Jahre alt sind. Der Vater des Hauptthäters war zur Zeit des Vorkommnisses erkrankt, so daß ihm eine Verletzung seiner Aufsichtspflicht nicht zur Last gelegt werden kann. In dem gegen den Knaben angestrengten Prozeß wegen Schadensersatzes wird festgestellt, daß er nicht die zur Erkenntnis seiner Verantwortlichkeit erforderliche Einsicht besitzt. Trotzdem kann, da der Ersatz des Schadens von dem Vater, den ein Verschulden bei der Aufsichtsführung nicht trifft, nicht zu erlangen ist, aus Billigkeitsrücksichten dem auch schon eigenes Vermögen besitzenden Knaben die Schadloshaltung auferlegt werden, da er sich in den Verhältnissen befindet, ohne besondere Entbehrungen solche leisten zu können.

Was die Rechte der minderjährigen Ehefrau betrifft, so kommen wir später darauf zurück und fassen zunächst die neuen Bestimmungen bezüglich der Vormundschaft ins Auge.

Da ein Minderjähriger, wie wir gesehen haben, nur beschränkt geschäftsfähig ist, so bedarf er zur Rechtsgültigkeit aller seine Person und sein Vermögen betreffenden Handlungen eines gesetzlichen Vertreters. Solange die elterliche Gewalt über ihn ausgeübt wird, ist nach dieser Richtung hin für ihn gesorgt. Erlischt sie aber durch Tod oder aus anderen Ursachen, so wird die Bestellung eines Vormundes nötig, ebenso für Minderjährige, deren Eltern nicht bekannt sind, zum Beispiel für Findelkinder.

Auch volljährige Personen können entmündigt und unter Vormundschaft gestellt werden, und zwar fügt das B.G.B. den bisher wohl allgemein in Deutschland geltenden Entmündigungsgründen: Geisteskrankheit, Geistesschwäche und Verschwendung, noch die Trunksucht hinzu. Doch trifft das Gesetz bei dem Vorhandensein dieser Gründe noch Bestimmungen darüber, in welchem Grade sie bestehen müssen, um ein sicherndes Einschreiten zu veranlassen. Nicht jeder, der ab und zu zu viel trinkt, verfällt der Entmündigung, und nicht jedes unüberlegte Verschwenden führt zu der gesetzlichen Prozedur der Entmündigung. Es bedarf stets noch der weiteren Voraussetzung, daß der Betreffende wegen Geistesschwäche, Verschwendung u. s. w. seine Angelegenheiten nicht zu besorgen vermag, daß der Verschwender oder der Trunkenbold sich oder seine Familie der Gefahr eines Notstandes aussetzt, oder daß der dem Trunk Ergebene die Sicherheit anderer gefährdet (Paragraph 6).

Diese entmündigten Personen sind gleich den Minderjährigen beschränkt geschäftsfähig, also auch die wegen Geistesschwäche vorläufig Entmündigten, im Gegensatz zu den wegen Geisteskrankheit endgültig Entmündigten. Letztere sind nach Paragraph 104 geschäftsunfähig, ihre Willenserklärungen sind gleich denen der Kinder unter sieben Jahren völlig nichtig. Auch sie bedürfen eines Vormundes.

Die Vormundschaft ist ein Ehrenamt, das jedermann zu übernehmen verpflichtet ist, wenn nicht einer der im B.G.B. genau aufgeführten Gründe ihn zur Ablehnung berechtigt. Auch Frauen können fortan zu Vormünderinnen ernannt werden, doch haben sie stets das Recht der Ablehnung. Eine Frau kann also Vormund ihrer eigenen Kinder werden, wenn sie infolge ihrer Wiederverheiratung die ihr sonst zustehende elterliche Gewalt verliert (Paragraph 1697). Auch wird von dieser Einrichtung oft segensreicher Gebrauch durch die Frau gemacht werden können, wenn es sich um eine Vormundschaft über Kinder von verwandten oder von befreundeten Familien handelt. Die verheiratete Frau bedarf allerdings der Zustimmung des Ehemannes zur Uebernahme einer Vormundschaft und muß diese niederlegen, wenn der Mann die Zustimmung widerruft.

Die Uebernahme einer Vormundschaft kann nur abgelehnt werden von Personen, die über sechzig Jahre alt oder krank und gebrechlich sind, wenn der Vorgeschlagene mehrere minderjährige Kinder hat, oder wenn es im Interesse der Vormundschaft liegt, daß der Vormund eine Sicherheit leistet.

Die Ablehnung muß stets dem Vormundschaftsgericht gegenüber erklärt werden, ehe die Bestellung erfolgt ist. Zu dieser Bestellung wird der zum Vormund Ausersehene persönlich vor das Gericht geladen und mittels Handschlages an Eidesstatt zu treuer und gewissenhafter Führung der Vormundschaft verpflichtet. Wem also gesetzliche Gründe für die Ablehnung zur Seite stehen, der kann schon vor dem zur Verpflichtung anberaumten Termin schriftlich seine Gründe dem Gericht angeben, muß dies aber spätestens im Termin mündlich dem Richter erklären, ehe dieser die Verpflichtung vornimmt. Andernfalls geht das Ablehnungsrecht verloren.

Bei der Auswahl des Vormundes seitens des Vormundschaftsgerichts muß dieses in erster Linie gewisse Personen berücksichtigen, die es nicht übergehen darf. Sie haben ein Recht darauf, als Vormund bestellt zu werden, wenn nicht gesetzlich angegebene Hinderungsgründe vorliegen. Wer selbst minderjährig oder bevormundet ist, wer sich im Konkurs befindet oder durch Anordnung des Vaters oder der Mutter von der Vormundschaft ausgeschlossen worden ist, kann nicht Vormund werden. In erster Linie muß diejenige Person als Vormund bestellt werden, die der Vater des Mündels vorgeschlagen hat, oder die Mutter, wenn ihr die elterliche Gewalt zustand. Dann folgt der Großvater des Mündels väterlicherseits, endlich der Großvater mütterlicherseits. Sterben die Eltern einer minderjährigen Ehefrau, so ist das Vormundschaftsgericht in erster Reihe verpflichtet, deren Ehegatten als Vormund zu bestellen.

Dem Vormund kann zu seiner Ueberwachung ein Gegenvormund zur Seite gesetzt werden, wenn mit der Vormundschaft eine Vermögensverwaltung verbunden ist.

Die dem Vormund obliegenden Befugnisse werden von dem B.G.B. weiter gezogen, als dies bisher der Fall war; er erhält das Recht und die Pflicht, für die Person des Mündels nach den Vorschriften über die elterliche Gewalt zu sorgen. Die Verwaltung des Mündelvermögens hat er unter Aufsicht des Vormundschaftsgerichts zu führen, und nur solche Rechtsgeschäfte des Mündels sind rechtsgültig, die der Vormund abgeschlossen oder genehmigt hat. Der Verpflichtete aus solchen Geschäften ist stets das Mündel, es sei denn, daß den Vormund ein Verschulden trifft.

Dieser bedarf jedoch zu einer Reihe von Rechtsgeschäften der Genehmigung des Vormundschaftsgerichts. So zu allen Verträgen, in denen es sich um Grundstücke oder

Rechte an Grundstücken handelt, zu Lehr- oder Dienstverträgen, die auf längere Zeit als ein Jahr geschlossen werden sollen, zu Miet- und Pachtverträgen, zu Verträgen, die über das 22. Lebensjahr des Mündels hinaus fortdauern sollen. Außerdem hat das Mündel ein Recht darauf, vor der Genehmigung eines Vertrages, wodurch es zu persönlichen Leistungen verpflichtet werden soll, selbst gehört zu werden, wenn es schon achtzehn Jahre alt ist, auch bei Grundstücks- und ähnlichen Geschäften.

Den näheren Verwandten des Mündels räumt das B.G.B. einen gewissen Einfluß auf eigene Angelegenheiten des Mündels ein. Das Vormundschaftsgericht soll stets vor einer von ihm zu treffenden Entscheidung Verwandte oder Verschwägerte des Mündels hören, wenn der Vormund oder der Gegenvormund dies beantragen und nicht dadurch erhebliche Verzögerung oder unverhältnismäßige Kosten entstehen. Ohne Antrag sollen die Verwandten des Mündels gehört werden bei der Volljährigkeitserklärung des Mündels, oder wenn der Vormund die Einwilligung zur Eheschließung des Mündels versagt (in diesem Fall kann das Vormundschaftsgericht die Einwilligung des Vormundes ersetzen), bei der Entlassung des Mündels aus dem Staatsverband und in noch einigen anderen Fällen.

Endlich können die Verwandten neben dem Vormund noch wesentlichen Einfluß auf die Angelegenheiten des Mündels ausüben, wenn der Vater oder die Mutter die Einsetzung eines Familienrates angeordnet haben, oder wenn ein Verwandter oder der Vormund die Einsetzung eines solchen beantragen. Ein Familienrat besteht aus dem Vormundschaftsrichter als Vorsitzenden und zwei bis sechs Mitgliedern. Die oben in erster Linie zur Führung der Vormundschaft berechtigten Personen sind auch zuerst in den Familienrat zu berufen; weitere Mitglieder können

hinzugewählt werden. Die Einsetzung eines Familienrates wird sich besonders als nützlich erweisen bei Vermögensverwaltungen von bedeutendem Umfange, wenn es sich um den Fortbestand großer industrieller Etablissements oder die Fortsetzung bedeutender geschäftlicher Beziehungen im Interesse des Mündels handelt.

Bezüglich der Vormundschaft über Volljährige, die mit wenigen Ausnahmen nach den eben angezogenen Bestimmungen geführt wird, ist noch zu bemerken, daß bei der Auswahl eines Vormundes zuerst auf die Eltern des zu Bevormundenden Rücksicht genommen werden soll, und daß eine Ehefrau auch gegen den Willen ihres Mannes zu seinem Vormund bestellt werden kann. Das B.G.B. geht von der Ansicht aus, daß diese Personen mit den Verhältnissen des Mündels, das infolge von Geistesschwäche, Geisteskrankheit, Verschwendung oder Trunksucht unter Vormundschaft gestellt werden soll, genau vertraut sind und am besten zu beurteilen vermögen, durch welche Vorkehrungen für die Person und die Verhältnisse des Betroffenen vernunftgemäß gesorgt wird.

Fällt der Grund der Einsetzung der Vormundschaft über einen Volljährigen fort, gelangt also der Geistesgestörte wieder in den vollen Besitz seiner Geisteskräfte, hat der Verschwender gezeigt, daß er wieder im stande ist, seine Angelegenheiten ordnungsgemäß zu besorgen, entsagt der Trunkenbold nachhaltig seiner verderblichen Neigung, so kann das Vormundschaftsgericht die Entmündigung wieder aufheben, und damit gelangen die bisher Entmündigten wieder in den Vollbesitz ihrer Personenrechte.





Meissen und die Albrechtsburg.

Ein Städtebild von W. Kersten.



Mit 12 Illustrationen. **(Nachdruck verboten.)**

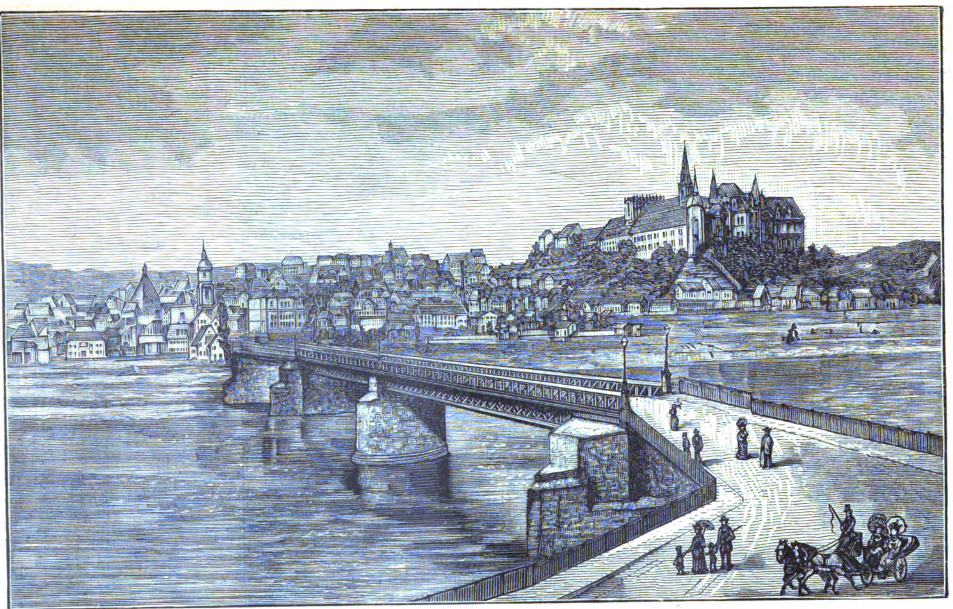
Mit der alten Markgrafen- und Bischofsstadt Meißen können sich nicht viele deutsche Städte an Schönheit des Aufbaues und in Bezug auf fruchtbare, anmutige Umgebung vergleichen. Die heutige Hauptstadt der sächsischen Amtshauptmannschaft Meißen liegt, gegenüber von Cölln, überaus malerisch — namentlich von Süden und von Westen aus gesehen — an und auf Hügeln, an der zweimal überbrückten Elbe, in die hier der Triebischfluß und die Meißze münden, und an der Linie Leipzig—Döbeln—Dresden der sächsischen Staatsbahnen.

Schon der alte Reisebeschreiber Jecander sagt von dem „wegen seines altertümlichen Ruhmes und seiner lustigen angenehmen Gegend in ganz Europa bekannten königlichen Meißen", daß dort „auch die vornehmsten Gassen nicht alle gerade angelegt, sondern etwas krumm, damit die Häuser von Wind und Wetter nicht allzuviel Schad und Anstoß erdulden doerffen, denn wie Vitruvius will, so ist es denen Häusern zuträglich, wenn sich die Winde an ihren Ecken teilen". Zahlreiche interessante Bauten fallen auch heute noch dem die engen Straßen der alten Fürstenstadt Durch-

wandernden auf, mit denen bemerkenswerte geschichtliche Erinnerungen verknüpft sind. In der That ist Meißen eine der bedeutendsten und interessantesten Städte Deutschlands durch seine historische Vergangenheit und durch seine künstlerischen und wissenschaftlichen Schätze.

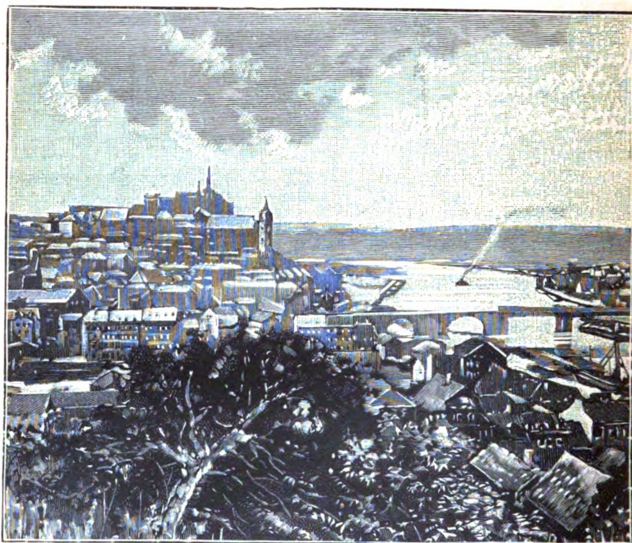
Auf dem schloßgekrönten Hügel ragt der ehrwürdige Dom empor nebst der herrlichen, in dem früheren Glanze wiederhergestellten Albrechtsburg, die das prachtvollste Schloß des 15. Jahrhunderts in Deutschland darstellt. Unweit davon befindet sich die altberühmte Fürstenschule von St. Afra, und im Triebischthale entfaltet sich der Betrieb der weltbekannten Meißener Porzellanmanufaktur, der Stammmutter aller europäischen Porzellanfabriken.

Die Stadt entstand einst durch die von Heinrich I. um 930 gegründete Burg Meißen, den Sitz des von ihm eingesetzten Markgrafen. Ihre Benennung erfolgte nach dem nahen Grenzflüßchen Meiße, und Burg und Stadt standen nun jahrhundertelang unter Burggrafen und Markgrafen, bis aus der Markgrafenwürde sich später die landesherrliche Macht entwickelte. Als Kolonisten zogen Sachsen und Franken hierher, und die Germanisierung und das Christentum gewannen rasch Boden. Schon 968 wurde von Kaiser Otto I. das Bistum Meißen gestiftet, das in geistlichen Dingen dem Erzbistum Magdeburg unterworfen war. Im Hussitenkriege litt Meißen große Bedrängnis, und 1447 brannte es gänzlich nieder. Kurz vorher, nämlich im Jahre 1439, war die ganze Burggrafschaft samt Frauenstein an Kursachsen abgetreten worden; der Titel und die nominelle Würde gingen jedoch auf die Stammbesitzungen der älteren Plauenschen Linie über, bis Kurfürst August 1569 auch diese an sich brachte. Im Dreißigjährigen Kriege wurde Meißen 1632 von den Kaiserlichen genommen, 1637 von Banérs Schweden überrumpelt und zum Teil niedergebrannt, 1645 von den



Die neue eiserne Elbbrücke in Meissen.

Schweden unter Königsmark das Schloß erobert. Auch im Siebenjährigen Krieg erlitt die Stadt wieder schwere Drangsale. Am 14. März 1813 ließ Marschall Davout die beiden Hauptjoche der Elbebrücke in Brand stecken, und am 15. Juni 1866 wurden sie bei dem Rückzuge des sächsischen Heeres durch Sprengung abermals vernichtet.



Meissen von Süden aus gesehen.

Nach diesem kurzen Rückblick auf die ereignisreiche Chronik der Stadt besteigen wir, vom Großen Markt durch die Burgstraße, unter der Schloßbrücke hindurch, weiterhin links und über diese gehend, den 50 Meter hohen Schloßberg, von dem aus man in blauer Ferne die Berge der Sächsischen Schweiz erblickt. Die Befestigungen, die ihn einst bedeckten, bildeten die erste deutsche Warte in dieser von Slawen bewohnten Gegend und standen in Verbin-

dung mit der „Wasserburg“ an der Elbe, welche die dortige Furt beherrschte. Der an der Ostecke des Schloßberges noch jetzt trotzig aufragende „Bischofsturm“ ist offenbar einer der ältesten Teile der Gesamtanlage und bildete ihren als letzten Zufluchtsort dienenden „Bergfried“. Von den Bauten, die Kaiser Otto I. oben errichtete, ist nichts übrig geblieben. Die Pfarrkirche zu St. Johannis, 958 in Anwesenheit der schönen Kaiserin

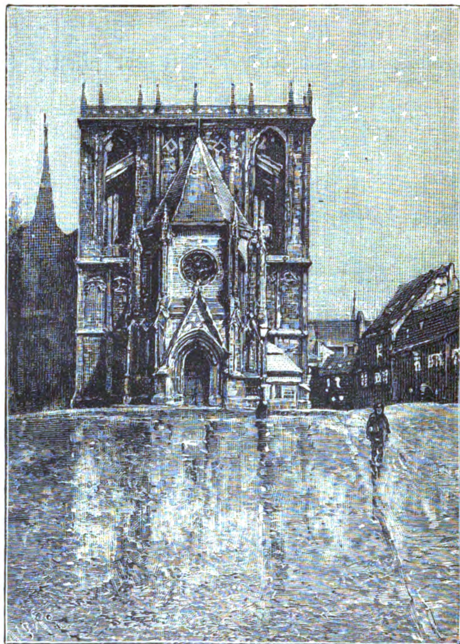


Das Burgthor.

Adelheid und des Thronfolgers Otto mit festlichem Gepränge eingeweiht, hat dem Dom Platz gemacht, und dort, wo die alte Markgrafenburg stand, erhebt sich der stolze Palast Albrechts des Beherzten.

Wir betreten den von altertümlichen Gebäuden umgebenen Schloßhof durch das alte, vielfach umgebaute Burgthor. Im Hofe tritt uns zuerst der in seiner Mitte gelegene Dom, ein Meisterwerk gotischer Baukunst, entgegen. Er ist ein Hallenbau in der Form eines lateinischen Kreuzes, dessen Bauzeit in die Jahre 1266 bis 1342

fällt. Die Türme, die das Westportal krönten, wurden erst im 15. Jahrhundert aufgeführt, 1479 nach dem Brande von 1413 erneuert, aber 1547 vom Blitz zerstört. Gegenwärtig ist nur noch der südöstliche, sogenannte „höckerige Turm“ vorhanden, 78 Meter hoch, mit einer Turmpyra-

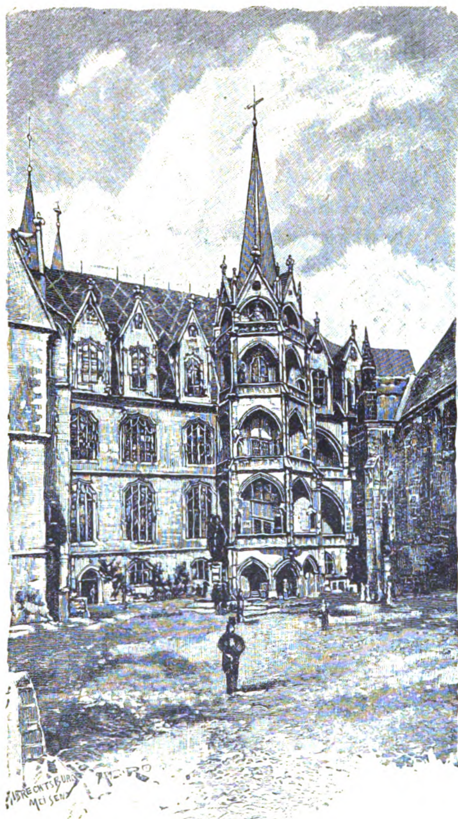


Portal des Domes zu Meissen.

mide von sehr zierlicher durchbrochener Arbeit. Man kann bis zu seiner Galerie emporsteigen und wird dort durch eine reizende Aussicht über die Stadt und ihre Umgebung erfreut.

Wir betreten das von vierzehn Pfeilern getragene Schiff des ehrwürdigen Gotteshauses durch ein mächtiges

Portal mit einem breiten Spitzbogen und reichem Figurenschmuck. Im Inneren ruhen die meisten Vorfahren des



Hof der Albrechtsburg.

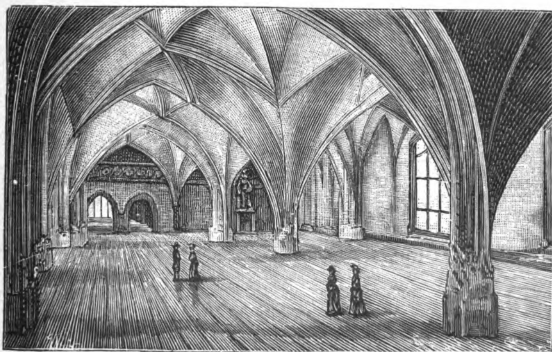
sächsischen Fürstenhauses aus dem 15. und 16. Jahrhundert, von denen einige auch Meißner Bischöfe waren. Das ansehnlichste Grabmal ist das Friedrichs des Streit-

baren (gestorben 1428) in der dem Westportal vorgebauten Fürstenkapelle; hervorragend die Grabplatte der Herzogin Sidonia (gestorben 1510), angeblich nach einer Zeichnung Albrecht Dürers ausgeführt. In der an die Fürstenkapelle anstoßenden Georgenkapelle mit dem Grabmal Georgs des Bärtigen (gestorben 1539) und seiner Gemahlin Barbara befindet sich ein kleiner Flügelaltar von Lukas Cranach dem Aelteren. Am Lettner des Domes, der den Chor vom Hauptraum trennt, ist ein Flügelaltar mit altdeutschen Gemälden bemerkenswert; ferner im Chor selbst vier treffliche bemalte Statuen aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Nicht genug rühmen können die alten Chronisten die Pracht und den Reichtum des Domes vor der Reformation. In seiner Blütezeit waren an ihm nicht weniger als 200 Geistliche angestellt, die Tag und Nacht an 56 Altären und an den Gräbern Messe lasen und beteten. Dieser Glanz ist nun längst verschwunden, und still und feierlich liegt der Dom da, in dessen Hallen den Besucher Schatten der Vergangenheit umspinnen.

Neben der Domkirche steht das Schloß, die Albrechtsburg, der wir uns nunmehr zuwenden, nachdem wir der beim Eingang 1876 errichteten Bronzestatue Albrechts des Beherzten (1443 bis 1500) von Hultzsch einen Blick geschenkt haben. Kurfürst Ernst und Herzog Albrecht der Beherzte, zwei Brüder, die gemeinschaftlich über die sächsischen Lande herrschten, waren ausnehmend reiche Fürsten und somit wohl in der Lage, der Mark Meißen ein ihrer Bedeutung würdiges Schloß auf dem Burgberge zu errichten, nachdem das dort stehende alte markgräfliche Schloß längst baufällig geworden war. Von 1471 bis 1485 wurde es nach Plänen des Meisters Arnold aus Westfalen, eines damals hochberühmten Architekten, ausgeführt. Albrecht der Beherzte überwachte das Fortschreiten des

Baues während der Zeit, die zwischen seinen Kriegszügen übrig blieb, sorgfältig, so daß er als der eigentliche Erbauer bezeichnet werden darf. Deswegen ist auch der Name „Albrechtsburg“ berechtigt, den die stolze Feste aber erst 1676 auf Befehl des Kurfürsten Johann Georg II. erhielt, der sie nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges, in dem auch hier die Schweden übel gehaust hatten, wiederherstellen ließ.

Seinen früheren Glanz erhielt das Schloß damals



Der Grosse Bankettsaal in der Albrechtsburg.

aber nicht zurück, und im Anfang des 18. Jahrhunderts wurde die Albrechtsburg sogar in unbegreiflicher Verkennung ihrer architektonischen Bedeutung der neubegründeten Porzellanmanufaktur eingeräumt, die dann mit geringen Unterbrechungen bis 1863 darin verblieb. Der Gedanke ihrer vollständigen Wiederherstellung datiert von dem Tage, da der verstorbene, kunstsinnige König Johann von Sachsen mit einem Geleite von Künstlern und Altertumsforschern das Schloß besuchte. Die Manufaktur wurde in die neuen Fabrikgebäude im Triebischthal verlegt, und die Erneuerung begann. 1873 bewilligte

die Ständeversammlung noch für die innere Ausstattung der Albrechtsburg und für die Herstellung einiger anderer im Schloßbereich liegender fiskalischen Gebäude die Summe von über 500,000 Mark aus dem auf Sachsen entfallenen Teil der französischen Kriegsentschädigung, und 1881 war das ganze, von Hofrat Doktor Roßmann geleitete Restaurationswerk vollendet.

Am 5. September jenes Jahres vereinigte König Albert die sächsischen Landstände in den Räumen der neuerstandenen Burg zur fünfzigjährigen Konstitutionsfeier, die damit gleichzeitig zum Einweihungsfest des würdig verjüngten Fürstenschlosses wurde. Eine Gedenktafel am Aufgange zu dem zwischen Schloß und Kornhaus befindlichen Verbindungsgang weist auf die Doppelnatur jener Feier hin. Im Aeußeren ist der Bau ausgezeichnet durch die vornehme Einfachheit seines Schmuckes und die Größe und Vornehmheit der Verhältnisse, im Inneren durch die treffliche Ausgestaltung des Grundrisses und die wirksame Ausnützung des vorhandenen Raumes. Als einer der frühesten seiner Art in deutschen Landen darf er gerechten Anspruch erheben, zu den Kleinodien der gotischen Baukunst gezählt zu werden.

Die Albrechtsburg besteht aus sechs Stockwerken, und zwar aus zwei gewölbten Kellergeschossen, drei gewölbten Obergeschossen und einem Giebelerkergeschoß, mit flachen Holzdecken. Seine Kellereien sind so geräumig, daß 1200 Faß Wein bequem Platz darin finden können. Die Erdgeschoßräume sind hauptsächlich für Wirtschaftszwecke bestimmt, die drei oberen Stockwerke enthalten zwei große Säle und dreiunddreißig größere Zimmer. In horizontaler Ausdehnung lassen sich zwei Teile unterscheiden. Der Hauptteil schließt sich an den Dom an; mit diesem bildet der kleinere Teil, das Frauenhaus genannt, einen rechten Winkel.

Den Glanzpunkt des Schloßgebäudes stellt eine kunstvoll gearbeitete Wendeltreppe dar, der „große Wendelstein" geheißen, ein eigenartiges und vielbewundertes Meisterwerk architektonischer Kunst. In 113 Stufen, die sich um



Albrechtsburg und Dom auf dem Schlossberg.

eine Steinspindel winden, führt sie im Inneren eines teilweise freistehenden Turmes, der sich in jedem Stockwerk zur offenen Galerie erweitert, bis zum Dachgeschoß empor.

Den vornehmsten Schmuck durch Gemälde und Skulpturen hervorragender Künstler erhielten bei der Wiederherstellung der erste und zweite Stock, während auch das

Erdgeschoß wohnlich eingerichtet, und der dritte Stock durchweg mit stilgemäßer Dekoration versehen wurde. Die große Eingangshalle im ersten Stock, der Kirchensaal genannt, enthält Gemälde, welche die Vorgeschichte des jetzigen Baues darstellen: die Gründung der Burg durch König Heinrich I., ihre Erstürmung durch die Polen (1015) und den Einzug Konrads des Großen, Markgrafen von Meißen (1127). Auf die anstoßende Johanniskapelle

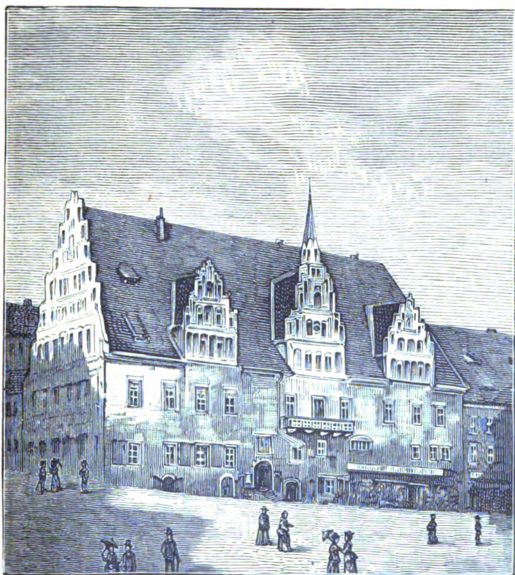


Der Burgkeller.

folgt der Große Bankettsaal, in dem alle Festlichkeiten und Huldigungen stattfanden und der durch glanzvolle Ausstattung alle Räume übertrifft. An den Wandpfeilern sind bemalte Holzfiguren aufgestellt, welche die für die Geschichte der Albrechtsburg bemerkenswertesten Fürstlichkeiten darstellen. Die Wandmalereien zeigen Scenen aus der bekannten Geschichte des sächsischen Prinzenraubes, den Sieg Albrechts des Beherzten im Turnier zu Pirna (1459) und die Belehnung der Prinzen Ernst und Albrecht durch Kaiser Friedrich III. (1465). Durch den Kleinen Bankettsaal gelangt man in den Kirchensaal zurück und

tritt von hier in das Große und Kleine Kurfürstenzimmer mit Scenen aus dem Leben Albrechts des Beherzten.

Nicht minder interessant ist das zweite Stockwerk mit Darstellungen aus der späteren Geschichte des Schlosses bis zu dem Zeitpunkte, da es für 154 Jahre aufhörte, ein Fürstensitz zu sein, um die Porzellanmanufaktur auf-



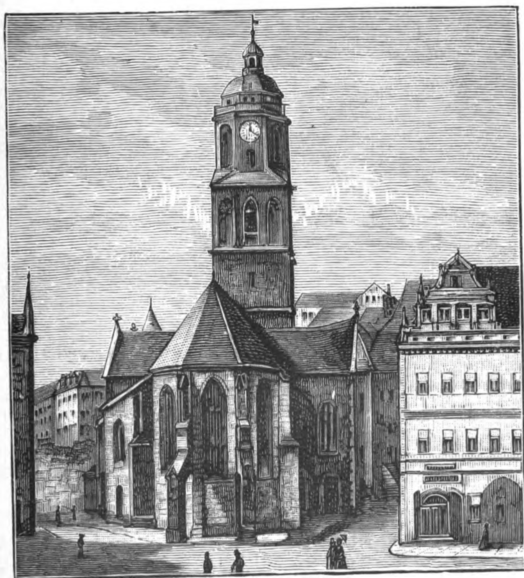
Markt mit Rathaus.

zunehmen. In einem der Räume über den Kurfürstenzimmern sehen wir die Eröffnung der Meißener Fürstenschule zu St. Afra durch Kurfürst Moritz (1543) und die Uebersiedelung der Leipziger Universität nach Meißen (1547); in dem Großen Gerichtssaal einen theologischen Konvent unter Kurfürst Moritz (1548) und den Tod des Kurfürsten infolge der Verwundung in der Schlacht bei Sievershausen.

Im Böttgerzimmer ist der berühmte Johann Friedrich Böttger, dem 1892 auch ein Denkmal gesetzt wurde, zuerst bei seiner alchimistischen Thätigkeit (1705) dargestellt und ferner, wie er August dem Starken die von ihm bei jenen Studien gefundene Herstellung des Porzellans, das bis dahin nur Chinesen und Japaner zu machen verstanden, zeigt (1710). Der Kurfürst war von dieser Entdeckung so entzückt, daß er Böttger sogar in den Reichsfreiherrenstand erhob. Um jedoch das kostbare Geheimnis so viel wie möglich zu bewahren, wurde er in der Albrechtsburg wie ein Gefangener festgehalten. Aus selbstsüchtigen Absichten suchte Böttger nun das Aufblühen der Porzellanfabrik, zu deren Direktor er eingesetzt worden war, geflissentlich zu hintertreiben und wollte später sein Geheimnis sogar auswärtigen Höfen verkaufen. Die Korrespondenz wurde aber entdeckt, und Böttger wanderte auf den Königstein. Am 13. März 1719 ist der merkwürdige Mann in Dresden gestorben. Die Porzellanmanufaktur erlitt durch seinen Tod keinen Schaden, sondern konnte jetzt erst ruhig und mit größerer Sicherheit fortgeführt werden. Wie gedeihlich sie sich dann entwickelte, geht am besten daraus hervor, daß schon in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts trotz der Unglückszeit des Siebenjährigen Krieges ein Ueberschuß von 70,000 Thalern erzielt wurde. In unserem Jahrhundert steigerte sich der Erfolg noch mehr.

Erwähnenswert ist von den Räumen des zweiten Stockes ferner noch der architektonisch sehr reich entwickelte Wappensaal mit prächtigem Kamin und Bildern sächsischer Burgen. In einem Zimmer der „Kemenate", die einen Flügel des Schlosses bildet, sind in dekorativer Weise die Medaillonbildnisse der Fürstinnen angebracht, die es bewohnt haben, von Margareta, der Mutter der beiden Erbauer, an bis auf die regierende Königin Carola.

Natürlich sind die Räume auch mit stilgemäßem Mobiliar versehen. Außer dem eigentlichen Schloß wurden auch der Thorturm und das ehemalige Kornhaus restauriert. Ganz neu errichtet ist der schon erwähnte Verbindungsbau zwischen letzterem und dem Schlosse, sowie der Burgkeller,

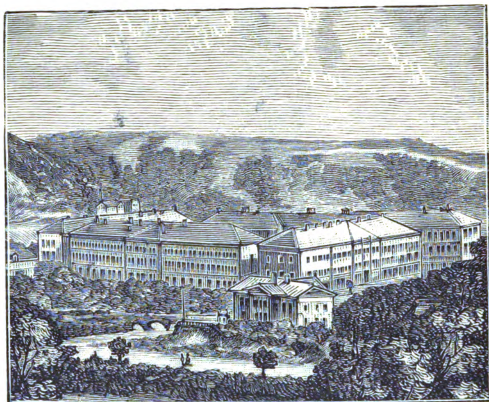


Die Stadtkirche.

eine im gotischen Stil gehaltene Restauration mit einer entzückenden Aussicht über die Stadt.

Die vielleicht noch aus dem 13. Jahrhundert stammende Schloßbrücke mit fünf Bogen verbindet den Schloßberg mit dem südwestlich davon gelegenen Afraberg. Hier liegt das 1879 neu aufgeführte Gebäude der 1543 gegründeten Fürstenschule, die Gellert (von 1729 bis 1734), den Satiriker Rabener und Gotthold Ephraim Lessing (von

1741 bis 1746), auch den Dichter Langbein und den in Meißen geborenen Begründer der Homöopathie, Samuel Hahnemann, unter ihre Schüler gezählt hat. Die noch heute blühende Schule, ein Gymnasium ersten Ranges mit Alumnat, hatte Kurfürst Moritz als Fürsten- oder Landesschule errichtet. Ferner war auf dem Afraberge bereits im Jahre 1066 der heiligen Afra eine Kirche ge-



Königliche Porzellanmanufaktur.

weiht, und dann später ein Münster gegründet worden, in das regulierte Augustinerchorherren einzogen. Diesen lag die Abhaltung des Gottesdienstes in der noch erhaltenen gotischen St. Afrakirche, wie auch in der Stadtkirche und in der Kirche zu St. Wolfgang im Thal der Meiße ob. Von den Klosterbauten sind bis auf unsere Zeit gelangt: die Pfarre von St. Afra, ein malerischer, von Wohnungen für Professoren umschlossener Hof, sowie Reste des Refektoriums und des Kreuzganges.

Im Herzen der Stadt liegt der Große Markt mit dem 1473 begonnenen Rathause, dessen Architektur an die alten

belgischen Städte erinnert, und anderen altertümlichen Häusern, hinter denen die Gärten am Abhange des Afraberges sich emporziehen. Bemerkenswert ist die Stadt- oder Marienkirche, 1150 vom Burggrafen Hermann I. gestiftet, die aber in ihrer jetzigen Gestalt erst seit der



Meissen von Westen aus gesehen.

Mitte des 15. Jahrhunderts besteht. Am Heinrichsplatze, den ein Brunnen mit dem Standbilde des Gründers der Stadt schmückt, steht die Franziskanerkirche, die zu dem seit 1539 aufgehobenen Franziskanerkloster gehörte und gegenwärtig teils als Packhof, teils als Turnhalle dient. Einen Besuch verdient auch der alte städtische Friedhof am Eingange des Triebischthales, gegenüber dem am

Breitenberg in die Höhe steigenden Waldpark und dem uralten Nikolaikirchlein.

Nur fünfzehn Minuten vom Großen Markt entfernt liegen in dem Triebischthale die Gebäude der „Königlich Sächsischen Porzellanmanufaktur zu Meißen“, die gegenwärtig 700 bis 800 Arbeiter beschäftigt, und deren Besichtigung den Fremden gestattet ist. Im Anschluß an diese durchaus auf der Höhe neuzeitlicher Entwickelung stehende Anstalt ist in Meißen überhaupt das keramische Kunstgewerbe sehr hoch gediehen. Die dortige Thonwarenindustrie erzeugt Oefen und Schamottewaren, Majoliken und Terrakotten, deren Rohstoff die reichen Lager von Porzellanerde, entstanden aus der Verwitterung des Meißner Felsitporphyrs im Westen und Südwesten der Stadt, liefern. Sie befinden sich bei den Dörfern Seilitz, Schletta, Oberjahna, Kaschka und Garsebach und haben auch noch einen besonderen Erwerbszweig, die Thonschlämmerei, ins Leben gerufen. Außerdem besitzt Meißen neben Eisengießereien, Maschinenfabriken und zahlreichen sonstigen industriellen Anlagen die größte Jutespinnerei und -weberei Sachsens, Fabrikation von Stöcken nebst Elfenbeinschnitzerei, Zündern, Zigarren und Tabak, Blechwaren und Nähmaschinen. Es hat ferner zwei Brauereien, Schiffahrt und Speditionshandel, sowie namhaften Wein- und Obstbau.

Der „Meißner“, der gleich seinem Vetter, dem Grüneberger, sich schon manchen Spott hat gefallen lassen müssen, verdient diesen ganz und gar nicht. Besonders die Erzeugnisse aus den fiskalischen Weinbergen, bei denen man auf gute Pflege und unbedingte Reinheit rechnen kann, finden daher auch in neuerer Zeit guten Absatz.

Es muß übrigens bemerkt werden, daß unter dem Namen „Meißner“ die Weine eines sehr ausgedehnten Gebietes zusammengefaßt werden. Von Pillnitz bis weit

unterhalb Meißen sind die Gelände auf dem rechten und an verschiedenen Punkten auch auf dem linken Elbufer mit Reben bestanden. Besonders ausgedehnt sind die Rebenhügel der Ober-, Hof- und Niederlößnitz und der Spaarberge, ferner die in Pillnitz. In der Lößnitz und bei Pillnitz liegen die königlichen Weinberge, einige auch auf dem linken Ufer bei Cossebaude. Sie alle liefern sogenannten Meißner Wein, den der Fremde unter den schattigen Arkaden des alten Rathauskellers versuchen mag und der besser ist als sein Ruf.





Mannigfaltiges.



An der Wende des Jahrhunderts. — Kein Jahrhundert hat in solchem Umfang und in solcher Tiefe die Verhältnisse Deutschlands, Europas und der Welt umgestaltet, wie das jetzt zur Neige gehende. Was sich in ihm ereignet hat, ist, alles zusammengenommen, wie eine Neuschöpfung, die auch heute noch nicht zum Abschluß gekommen ist.

Im Anfang zittern noch in den europäischen Staaten die Stürme der großen Revolution nach. Unser Deutschland ist über den Rhein zurückgedrängt, die Napoleonische Weltherrschaft erhebt sich. Sie sinkt unter den Schlägen des verbündeten Europas zusammen. Nach kurzer Stille rollen neue Gewitter über unser Festland: die französische Revolution von 1830 und in der Mitte des Jahrhunderts ein fast alle europäischen Staaten erschütternder Märzsturm. Dann erheben sich aus schweren Kämpfen neue Einheitsstaaten: Amerika, Deutschland, Italien. Das alte Asien tritt wieder in die Geschichte; wie ein neuer Weltteil steigt Afrika aus dem Dunkel empor. Indessen sich im Innern der Völker ein vierter Stand aus der Tiefe emporringt und seine Forderungen an die Zukunft stellt, verändern die größten technischen Erfindungen das ganze Bild des menschlichen Lebens. Die Erde umspinnt sich mit Schienenwegen und Dampferlinien, der elektrische Funke hebt die Entfernungen auf. Die Kultur aller Länder schmilzt immer mehr zu einem Ganzen zusammen. Eine neue Welt!

Mächtig veranlaßt uns im jetzigen Augenblick zu solchen rückblickenden Betrachtungen ein nun ganz nahe heranrückender Zeitabschnitt, der Uebergang in ein neues Jahrhundert! Was jedermann begehrt, um ein volles Verständnis dieses Wechsels zu erreichen, ist ein zusammenfassendes, anregend geschriebenes volkstümliches Buch, ein sicherer, freundlicher Führer auf dieser geistigen Rückwanderung. Zumal bei dem gegenwärtig in immer weiteren Kreisen sich geltend machenden Verlangen nach geschichtlicher Aufklärung und Belehrung haben sicherlich schon Hunderttausende von Lesern ein solches Buch gewünscht, aus dem sie sich über die Begebenheiten der letzten hundert Jahre nach allen Seiten hin genau unterrichten könnten.

Um diesen so berechtigten Wünschen entgegenzukommen, hat die Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart den Plan zu einer „Illustrierten Geschichte des Neunzehnten Jahrhunderts" gefaßt, die für jedermann verständlich, klar und lebendig geschrieben, also im besten Sinne volkstümlich gehalten sein soll. Sie will dem Leser die ungeheuren Umgestaltungen in den politischen Verhältnissen während dieses Zeitraums vorführen, desgleichen aber auch die gewaltigen Fortschritte von Kultur und Wissenschaft auf allen Gebieten, wie die Entwickelung der Litteratur und Kunst, die Umgestaltung der sozialen Lage. Der den großen Erfindungen der Neuzeit folgende technische und wirtschaftliche Aufschwung, wie jener unserer gesamten Verkehrs- und Handelsverhältnisse wird eingehend und getreu geschildert werden. Dabei soll sich das Buch freihalten von jeder Parteilichkeit und Einseitigkeit. Die Beigabe von bildlichen Darstellungen aller Art und von Karten wird den Wert des Werkes wesentlich erhöhen. Ihre Ausführung ist eine so vorzügliche, daß sie allen Anforderungen entsprechen und das Buch zu einem Prachtwerk machen dürfte, das sich in allen Kreisen viele und treue Freunde erwerben wird. Die „Illustrierte Geschichte des Neunzehnten Jahrhunderts" erscheint in 30 Heften von mindestens 20 zweispaltigen Seiten. Alle vierzehn Tage wird ein Heft ausgegeben. Um auch dem weniger Bemittelten die Anschaffung dieses wertvollen Werkes zu ermöglichen, ist der Subskriptionspreis außerordentlich billig gestellt, nämlich auf nur 25 Pfennig

für das Heft. Ein Bestellzettel liegt diesem Bande bei. Das erste Heft kann in jeder Buchhandlung eingesehen werden. F. R.

Ein hypnotisches Experiment. — Der schwedische „Professor" Swendsen gab in dem vornehmsten Hotel der nordamerikanischen Hafenstadt Wilmington „auf dem Gebiete des Magnetismus, Hypnotismus und Spiritismus", wie der Zettel besagte, Vorstellungen, von denen die erste sehr schwach besucht war, aus dem einfachen Grunde, weil in Amerika, dem Lande des Spiritismus, derartige Vorführungen noch weit häufiger sind als bei uns.

Auch der Besuch der zweiten Aufführung ließ zu wünschen übrig. Doch im Laufe derselben produzierte der Professor, wie es schien ganz zufällig, ein Stückchen, das ihm die größte Berühmtheit nicht nur in Wilmington und Umgebung, sondern auch ein vorteilhaftes Engagement nach New York verschaffte.

Es war beim hypnotischen Teile der Vorstellung. Der junge Mann, welcher sich den Suggestionen des Professors zugänglich erwies, verübte die gewöhnlichen Ueberraschungen, welche dem Publikum keine mehr waren. Er aß mit Behagen Kartoffeln und Rüben, die er angeblich für Birnen und Aepfel hielt, er marschierte auf Geheiß des Professors wie ein Soldat und raste in gewaltigen Sprüngen durch den Saal, als ihm eingeredet wurde, er sei ein Rennpferd.

„Gentlemen!" mit dieser Anrede schloß der Professor den hypnotischen Teil, „Sie haben aus diesen Experimenten ersehen, daß der Mensch durch den Hypnotismus zur bloßen Maschine herabsinkt. Ich könnte Ihnen das an einem noch interessanteren Versuche beweisen, wenn ich nicht des schlechten Geschäftsganges wegen schon morgen diese Stadt verlassen müßte. Andernfalls würde ich einem Beliebigen der anwesenden Bürger mittels der Suggestion eine Aufgabe stellen, die er genau nach vierundzwanzig Stunden zu vollbringen hat, und Sie würden bemerken, daß der Hypnotisierte nach abgelaufener Frist genau das thut, was ihm aufgetragen ist."

Der Professor verbeugte sich und wandte sich dem Hintergrunde der Bühne zu, um seine Vorbereitungen zu dem spiritistischen Teil des Abends zu treffen. Das Publikum hatte auf

seine Erklärung kaum hingehört, und niemand gab sich die Mühe, ein Gähnen zu verbergen.

Da plötzlich erscholl aus dem Hintergrunde des Zuschauerraumes eine derbe Stimme: „He! Holla! Mr. Swendsen!"

Alle Anwesenden wandten sich nach dem Sprecher um, und der Hypnotiseur trat mit erstaunter Miene vor.

„Mr. Swendsen, erlauben Sie mir, Ihnen hier aufrichtig meine Meinung zu äußern. Ihre hypnotischen Experimente waren doch offenbar der reine Schwindel."

Das Publikum begann zu murren, und schon erhoben sich einige Anwesende mit dem Rufe: „Werft ihn hinaus!" als der Professor mit einer beschwichtigenden Handbewegung ausrief: „Bitte, Gentlemen, lassen Sie den Herrn ausreden. Wenn das wahr wäre, was der Herr soeben sagte, so würde ich mich nicht länger einen Gentleman nennen wollen."

Die Stimme aus dem Hintergrunde fuhr nun fort: „Ich will die Vorstellung durchaus nicht stören. Ich bin der Schiffskapitän Big, habe für einen Tag hier im Hafen Anker geworfen und wollte morgen früh wieder absegeln. Wenn Mr. Swendsen aber halten will, was er verspricht, und uns ein Experiment zeigt, wonach irgend ein Bürger nach Verlauf von vierundzwanzig Stunden das thun soll, was er ihm hier vorschreibt, dann bleibe ich nicht nur einen Tag länger hier, sondern ich decke auch den Ausfall, den Mr. Swendsen etwa bei der morgenden Vorstellung erleiden sollte."

Diese Rede des Kapitäns wurde von allgemeinem Beifall des Publikums begrüßt, dessen Aufmerksamkeit sich jetzt wieder dem Professor zuwandte.

„Ich freue mich, Gentlemen," sagte dieser, „daß der Herr Kapitän mir Gelegenheit geben will, mich dem schweren Vorwurf gegenüber, den er mir gemacht hat, rechtfertigen zu dürfen. Ich möchte daher ein Experiment vorschlagen, dessen Gelingen mich unzweifelhaft von jedem Verdacht befreien wird. Der Herr Kapitän selbst soll das Medium sein, das ich hypnotisieren will, und das einen von mir ausgesprochenen Befehl nach Verlauf von vierundzwanzig Stunden pünktlich befolgen soll."

Erneuter Jubel im Publikum, der sich noch vermehrte, als

der Kapitän seine Bereitwilligkeit aussprach, sich dem Experiment zu unterwerfen, und sofort aus dem Zuschauerraum heraus auf die Bühne trat. Hier zeigte er sich als ein kräftiger Mann mit einem wettergebräunten, von schwarzem Haar und Bart umrahmten Gesicht.

„Wollen Sie mir vielleicht angeben, Mr. Big," wandte sich der Professor nun an den Kapitän, „ob Sie betreffs des Befehls, den ich Ihnen geben soll, einen besonderen Wunsch hegen?"

„Es müßte etwas sein," erwiderte der Kapitän nach einigem Bedenken, „was zu thun mir im Traume sonst nicht einfallen würde, und wogegen ich mich sträuben könnte, wenn man mich etwa dazu zwingen sollte. Wie wäre es, wenn Sie mir auftrügen, nach vierundzwanzig Stunden eine auf meinem Schiffsbug befindliche Kanone abzufeuern?"

„Einverstanden! Jedoch bemerke ich, daß ein hypnotisiertes Medium, welchem man bei der Ausführung eines solchen Befehls Hindernisse in den Weg legt, in schwere Krankheit geraten kann. Das möchte ich nicht verantworten, und daher muß ich zur Bedingung machen, daß Sie, Herr Kapitän, zu der bestimmten Zeit sich in der Nähe des Fahrzeuges befinden müssen."

„Einverstanden!"

„Somit wären wir einig, und das Experiment könnte vor sich gehen. — Aber, Gentlemen," wandte sich der Professor an das Publikum, „nach meinen bisherigen Erfahrungen scheint es mir nicht unmöglich, daß jemand auftreten und behaupten könnte, der Kapitän sei mit mir im Einverständnisse, und es wäre ihm ein leichtes, genau nach vierundzwanzig Stunden den Schuß abzufeuern. Er brauchte ja nur nach der Uhr zu sehen, um den Zeitpunkt nicht zu verfehlen. Ich werde daher dem Kapitän suggerieren, daß er den Kanonenschuß in demselben Augenblicke abfeuert, in welchem ich mit meinem Zauberstab hier im Saale dreimal auf den Souffleurkasten schlagen werde. Den Zeitpunkt, zu welchem ich das thun soll, wird das ganze Publikum bestimmen."

In den diesen Worten folgenden Beifall mischten sich laute Aeußerungen des Zweifels. Das Experiment mußte schon deshalb unausführbar erscheinen, weil der Hafen etwa eine halbe

Meile von der Stadt entfernt war. Es existierte kaum jemand im Saale, der die Geschichte nicht für Humbug hielt oder nicht davon überzeugt war, daß der Professor am nächsten Morgen verschwinden werde, ohne an die Einlösung seines Versprechens zu denken. Aus diesem Grunde schenkte man der nun folgenden Hypnotisierung des Kapitäns auch nur geringe Aufmerksamkeit. —

Am folgenden Abend war auch der kleinste Platz im Saale besetzt. Gleich am Beginne seines Auftretens erzählte der Professor das gestrige Experiment und erklärte sich bereit, in jedem gewünschten Augenblicke im Verlaufe des Abends die drei Schläge zu thun, welche sofort den Kanonenschuß hervorrufen würden.

„Den natürlich von Kapitän Big gelösten Kanonenschuß," fügte er hinzu, „und es ist auch für die weitest gehende Kontrolle Fürsorge getroffen. Fünf angesehene Bürger dieser Stadt sitzen gegenwärtig mit dem Kapitän auf dem Verdeck seines Schiffes um eine Champagnerbowle herum, und der Kapitän selbst hat erklärt, daß ihn vor Schluß der Vorstellung keine Gewalt der Erde von der Bowle wegbringen soll."

„Er soll sofort schießen," ertönten einige Stimmen aus dem Publikum, denen sich alsbald auch die anderen anschlossen.

Der Professor verbeugte sich und schlug dreimal feierlich auf den Souffleurkasten. Eine kleine Pause entstand, in der kein Laut zu vernehmen war — und nach wenigen Sekunden hörte man deutlich den an den Hügelwänden wiederhallenden Kanonenschuß.

Noch vollständiger war der Triumph des Professors, als die Bürger mit dem Kapitän eintrafen, und der unter ihnen befindliche Sheriff der Stadt erzählte: „Wir saßen um die Bowle herum und ließen uns von dem Kapitän lustige Seemannsgeschichten vortragen. Da plötzlich sprang dieser auf und eilte unter den Rufen: „Hilfe! Ein Schiff ist in Gefahr! Dort kämpft es mit den Wellen. Schnell einen Alarmschuß!" nach dem Hinterdecke und — feuerte die Kanone ab. Es geschah dies genau um acht Uhr siebenundvierzig Minuten."

„Genau zu derselben Zeit," ergänzte der Professor, „als ich die drei Schläge that."

Der Kapitän fügte noch hinzu, daß ihn in jenem Augenblicke

eine unbegreifliche Hallucination verblendet habe, da das Meer ganz ruhig und von einem in Gefahr geratenen Schiffe nicht die Rede gewesen sei.

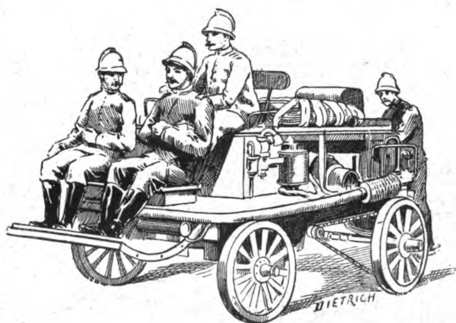
— — — — — — — — — — — — — —

Der Professor hatte längst Wilmington verlassen und veranstaltete bereits in New York seine erfolgreichen Vorstellungen, als die ehrsamen Bewohner von Wilmington darüber aufgeklärt wurden, daß sie trotz alledem das Opfer eines Humbugs geworden waren. Die Aufklärung kam von niemand anders als von dem Küster der Wilmingtoner Hauptkirche. Er war mit dem Professor und dem Kapitän im Bunde der dritte gewesen, der das Gelingen des sonderbaren Experimentes herbeigeführt hatte.

Als nämlich der Professor die drei Schläge ausführte, stellte sein Gehilfe eine rote Laterne an das Fenster des Saales. Diese Laterne wurde von dem Küster der Kirche bemerkt, der sich über dem Glockenraume des Turmes befand. Er hielt nun seinerseits in demselben Augenblicke eine rote Laterne in die Höhe, welche vom Hafen aus deutlich bemerkt werden konnte. Mittels dieser einfachen telegraphischen Einrichtung wurde der Kapitän von dem Zeitpunkt benachrichtigt, an welchem er die Kanone abzufeuern hatte, und so war er in der Lage, dem Professor Swendsen, den er als seinen ehemaligen Jugendfreund kannte, Hilfe zu leisten und ihn für einige Zeit zu dem berühmtesten Hypnotiseur Amerikas zu machen. M. H—d.

Neue Erfindungen: I. Fortschritte im Feuerwehrwesen. — Das Neueste auf diesem Gebiete sind Dampffeuerspritzen, die nicht mehr von Pferden gezogen werden, sondern mit ihrem Dampf selbst fahren. In England ist die erste selbstfahrende Dampffeuerspritze konstruiert worden, die fünf Kubikmeter Wasser in der Minute liefert und sich durch ihre eigene Maschine fortbewegt. Der aus Stahlplatten gefertigte Röhrenkessel steht aufrecht und verbreitert sich unten zur Vergrößerung der Heizfläche; die Röhren sind aus Kupfer und ohne Naht, die aus einem Stück gegossenen Dampfcylinder am Kessel wie auch am Wagengestell befestigt. Unter ihnen befindet sich, gleichfalls senkrecht stehend, die eincylindrige und doppeltwirkende Pumpe mit zwei Oeffnungen auf jeder Wagenseite, je eine für die

Saugrohre und eine für die Druckrohre. Der Windkessel liegt unmittelbar vor der Dampfmaschine. Die Welle der letzteren hat ein kleines Schwungrad und ist mit den Treibrädern durch je ein Zahnradvorgelege zu verbinden, das wiederum auf jedes Rad mittels einer Kette wirkt. Der hinter dem Kessel vor der Feuerthür sitzende Maschinist vermag von dort aus die ganze Maschine zu bedienen. Vorn sitzt der Hilfsmaschinist, der während der Fahrt die Spritze mittels eines großen Handrades lenkt. Der Maschinist kann von seinem Platze aus nach Belieben die Pumpe oder die Antriebvorrichtung einschalten, auch die Maschine

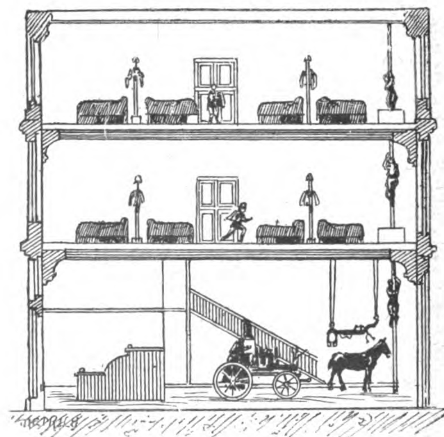


Selbstfahrende Dampffeuerspritze.

vor- und rückwärts laufen lassen u. s. w. Sie führt stets einen kleinen Wasservorrat für den Dampfkessel mit sich, der diesen während der Fahrt speist. An Ort und Stelle wird dann die Speisevorrichtung des Kessels mit den Hydranten verbunden.

Eine ähnliche, nur kleinere selbstfahrende Dampffeuerspritze hat nun neuerdings auch der Franzose Combier konstruiert, von der wir unseren Lesern eine Abbildung vorführen. Dieser Dampfwagen bewegt entweder die Räder mit 15 bis 18 Pferdekräften oder er schleudert in der Minute ein Kubikmeter Wasser in einem 40 Meter hohen Strahl empor. Er vermag bis zu acht Feuerwehrleute zu tragen und wiegt 3000 Kilogramm; seine Schnelligkeit in der Bewegung kann bis zu 20 Kilometer in der Stunde gesteigert werden. — In Paris giebt es durchschnittlich jeden Tag

drei Feuersbrünste und im Monat zwei Großfeuer. Der Feuerwehrdienst ist dort vorzüglich organisiert. Für die Fortschaffung der Spritzen bedient man sich zwar bisher noch der Pferde, aber es sind alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, um ein möglichst schnelles Ausrücken der Feuerwehr nach erfolgtem Signal zu ermöglichen. Zur Erklärung fügen wir eine Durchschnittszeichnung durch ein Pariser Feuerwehrdepot bei. Die in den oberen Stockwerken wohnenden Feuerwehrleute benutzen bei einer Alarmierung nicht

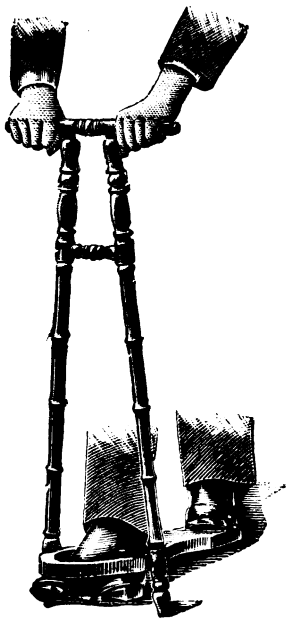


Pariser Feuerwehrstation (Durchschnitt).

die Treppen, um in das Erdgeschoß zu gelangen, sondern lassen sich an einer durch alle Etagen hindurchgehenden Stange hinabgleiten. Unten steht die Dampffeuerspritze stets gegenüber dem Eingangsthor bereit. Das Pferdegeschirr hängt über der Deichsel an Stricken, und die Tiere sind abgerichtet, sich von selbst darunter zu stellen. Inzwischen ist der Kessel mit Wasser gefüllt, das stets auf 80 Grad erhalten wird, und das Feuer angezündet. Zwei Minuten nach dem Signal fährt die Spritze mit dem unter Druck befindlichen Dampfkessel davon. Mit der selbstfahrenden Dampffeuerspritze wird man wohl noch rascher ausrücken, auch vermutlich schneller fahren können. Sie stellt wiederum

eine neue Waffe für das Arsenal der großstädtischen Feuerwehren, die den Kampf gegen das zerstörende Element zu führen haben, dar. Fr. R.

II. Stiefelzieher mit Gestell. — Man bemüht sich neuerdings, die sämtlichen Gebrauchsgegenstände nicht nur möglichst praktisch zu gestalten, sondern auch ihre Anwendung recht bequem und handlich zu machen. Es ist dies nun auch für den Stiefelknecht gelungen, und unsere Abbildung zeigt eine praktische Neuerung, die das an jedem Abend wiederkehrende unbequeme Geschäft des Stiefelausziehens ganz wesentlich erleichtert. Dieser neue Stiefelzieher ist zu dem Zweck mit einem hohen Gestell verbunden, an dem man sich festhalten kann. Diesen Vorzug werden namentlich schwächliche oder sehr korpulente Personen gebührend zu schätzen wissen. Bei der Benutzung wird der mit dem auszuziehenden Stiefel bekleidete Fuß durch den Ausschnitt des Trittbrettes gesteckt, der hinten, also an der für den Haken und Absatz bestimmten Stelle, genau den gewöhnlichen Stiefelziehern entspricht. Den anderen Fuß setzt man auf das Ende des Trittbrettes. Dadurch, daß der



Stiefelzieher mit Gestell.

Fuß mit dem auszuziehenden Stiefel durch jenen Ausschnitt gesteckt und dann die Fußspitze unter den vorderen Rand des Brettes geklemmt wird, sowie infolge der sicheren Handhabe, die man an dem oberen Griff des Gestells besitzt, läßt sich das Ausziehen ohne alle Mühe bewirken, wie ein Blick auf die Abbildung schon einleuchtend macht. Dieser praktische Stiefelzieher

ist aus nußbaumartig poliertem Holze gearbeitet, und es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß er sich bald einbürgern wird, denn dem alten Sprichworte: „Bequemlichkeit ist's halbe Leben" huldigt ja wohl jeder gerne, so weit es die Umstände zulassen. E. M.

Ein entweihter Thron. — Als zu Beginn des Jahres 1814 die Heeressäulen der Verbündeten sich langsam und bedächtig gegen Paris heranwälzten, bekam das österreichische Husarenregiment Graf Blankenstein den Auftrag, dem linken Flügel der Armee voraneilend, einen ausgreifenden Streifzug auszuführen.

Eines Morgens blinkten den vorrückenden Husaren die prächtigen Fassaden eines glänzenden Palastes entgegen. Es war das Lieblingsschloß Napoleons I., Fontainebleau.

Oberst Freiherr v. Simonyi, der Kommandant der Expedition, ein tüchtiger Haudegen von altem Schrot und Korn, jedoch in der Geographie weniger bewandert, wunderte sich, daß er schon so weit vorgedrungen sei. Ihm schien das ihm aufgetragene Unternehmen plötzlich recht gewagt, denn es hieß, daß Napoleon mit einer Truppenabteilung in oder um Fontainebleau weile. Indessen war man bisher auf keinen Gegner gestoßen, selbst die durchrittenen Dörfer und Weiler waren von den Einwohnern, die sich aus Furcht vor den Kosaken und Husaren geflüchtet hatten, fast verlassen, und die vorgeschickten Patrouillen meldeten, daß Ort und Schloß ebenfalls wie ausgestorben seien.

Die Gelegenheit, in den Palast zu gelangen, in welchem schon so manches Geschick europäischer Staaten entschieden wurde, war günstig, und sie mochte der Husarenführer nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Nach kurzem Trab stand sein Regiment vor dem eisernen, vergoldeten Gitter, welches das Schloß umgab.

In der That, kein Mensch war den Husaren in den Weg getreten, und wenn ein verschlafenes, ängstliches Gesicht aus diesem oder jenem Fenster der Dorfgasse mehr furchtsam als neugierig herauslugte, so zog es sich schnell wieder scheu zurück. Bei dem verschlossenen Gitterthor jedoch erwartete der Palastpräfekt in voller Uniform, mit allen seinen Orden angethan, die unerwünschten Ankömmlinge. Er weigerte sich, zu öffnen.

„Privatbesitz Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen!“ wehrte er entschieden ab, und als der Oberst ärgerlich zu erkennen gab, daß er das Französische nicht genügend verstehe, wiederholte er seinen Protest in gut gesprochener deutscher Sprache.

„Lieber Freund,“ antwortete Simonyi in dem breiten, gemütlich angehauchten Deutsch der Ungarn, „da machen wir halt Privatbesuch bei Napoleon Bonaparte.“

„Diesen dürfte ich nur den Offizieren gestatten,“ meinte nach längerer Erwägung Monsieur D’Angosse, der Palastbeamte, „und dies auch nur unter der Bedingung des waffenlosen Eintrittes.“

„Plauschen S’ nit, lieber Freund!“ lachte Simonyi. „Unsinn! Husar legt auch im Schlaf Säbel nicht ab. — Vorwärts also! Aufgepaßt!“

„Ich weiche der Gewalt,“ sprach der Franzose, die eindringende Gesellschaft geringschätzig betrachtend. Und nun führte er sie durch eine lange Reihe von Zimmern, Sälen, Korridoren.

„Ist denn außer Ihnen niemand im Schlosse?“ frug einer der Offiziere den schweigsam grollenden Führer.

„Nein. Der Ruf, der Ihnen und Ihren Kollegen, den Kosaken, vorangeht, meine Herren, hat alles in schleunigste Flucht getrieben,“ antwortete D’Angosse sarkastisch.

„Dummes Volk!“ brummte der Oberst. „Aber belieben, verehrtester Herr Präfekt, uns nun auch die Privatgemächer und den Thron Napoleons zu zeigen.“

Der Präfekt verbeugte sich und deutete mit der Hand auf den linken Flügel des Stockwerkes, in dem sie sich befanden. „Hier beginnen die Privaträume des Königs von Rom und seiner Mutter,“ erklärte er.

„Der erhabenen Tochter unseres geliebten Kaisers,“ setzte mit lauter Stimme der Oberst hinzu. „Tschako ab, meine Herren, wenn wir an diesen Thüren vorbeigehen, denn unser Weg führt rechts nach den Räumen, in welchen Napoleon Bonaparte, der Feind unseres Kaisers, gewöhnlich haust.“

„Hier sind die Schlüssel!“ rief D’Angosse in mühsam verhaltenem Zorn. „Man kann von mir nicht verlangen, solche Reden anzuhören.“

Er legte den Schlüsselbund auf den Sockel einer Statue und verließ die Gesellschaft.

Die Husarenoffiziere, wie ihr Oberst, urwüchsige Kernmagyaren und durch den langen Krieg wohl etwas verwildert, legten nun weder ihren Thaten noch Worten irgend welche Fesseln an, als sie ohne Begleitung die zum alleinigen Gebrauch Napoleons bestimmten Zimmer durchschritten.

Im Arbeitskabinette des Korsen setzte sich der Regimentsadjutant an dessen Schreibtisch, zog einen mit dem kaiserlichen Wasserdruck versehenen Bogen Papier hervor, wie solches nur Napoleon persönlich verwendete, und schrieb darauf: „Am 20. März 1814 haben nachstehende Offiziere an dem Schreibtische Napoleons I. gesessen.“ Ein Offizier nach dem anderen setzte dann unter Lachen und derben Witzeleien seine Unterschrift darunter.*)

Hierauf gelangte man in den Thronsaal; die Husaren wurden immer übermütiger. Der Oberst setzte sich in die goldgestickten Polster des Thrones, die Offiziere nahmen dem Range entsprechend Aufstellung, und man spielte Hofstaat. Jeder steckte sich seine Lagerpfeife an, und bald war die Gesellschaft in Rauchwolken gehüllt, den Duft des ungarischen Krautes verbreitend, der in diesen Räumen wohl noch nie verspürt worden war.

Nachdem die Pfeifen ausgeraucht waren, schlug Simonyi die Asche der seinigen über der Armlehne des Thronsessels aus und gebot Ruhe, dann diktierte er vom Throne herab im befehlenden Tone den Regimentsbefehl und die Anordnungen für den kommenden Marsch.

„Meine Herren Offiziere und Kriegskameraden,“ schloß er, „es kommt in die Annalen des Regiments zu verzeichnen, daß ein Appell desselben von dem Throne Napoleons gegeben wurde. Es ist vielleicht die letzte Verordnung, der letzte Akt, der von diesem Möbel aus diktiert wird, denn Napoleons Kaisertum wackelt und wird bald zusammenbrechen unter den Schwertern des alliierten Europas.“ Kräftig stieß der Oberst dann mit dem Fuße gegen den Thronstuhl, daß dieser polternd umstürzte.

Der Oberst hatte recht behalten: seine Rede war in der

*) Dieses interessante Blatt besitzt gegenwärtig ein Autographensammler in Budapest.

That die letzte, die von diesem einst so mächtigen Throne erschallte.

Wiewohl einige Tage später Fontainebleau wieder Besatzung erhielt, ja es wurde sogar wieder Hauptquartier des um seine Existenz ringenden Korsen — und dort hat er auch am 11. April seine denkwürdige Abdankungsurkunde verfaßt — den entweihten Thron benutzte Napoleon nicht wieder.

Nach den Hundert Tagen des nächsten Jahres geriet so manches frühere Eigentum Napoleons als Nationalgut zum Verkaufe. Der Thron kam nach Belgien zu einem glühenden Verehrer des Exkaisers als heilige Reliquie; nach dessen Tode erstand ihn ein Engländer als Kuriosität für sein Raritätenkabinett; dieses kam im Jahre 1876 unter den Hammer, der vermorschte Thron in einen — Trödlerladen. A. D. Borum.

Aus der Heimat der Feigen. — Eine der bekanntesten und beliebtesten Sorten unter den Feigenarten sind die Smyrnafeigen. Um die Zeit der Feigenernte, im September, können die beiden von Smyrna in das Innere des Landes führenden Eisenbahnen den von den Feigenlieferanten an sie gestellten Anforderungen kaum genügen; täglich gehen endlose Züge leerer Wagen in das Innere, um am Abend mit Tausenden von Zentnern der süßen Frucht heimzukehren, welche dann sofort auf Kamele umgeladen, nach den großen Feigenmagazinen transportiert und dort am nächsten Morgen bearbeitet und verpackt werden. Ein Gang durch diese Magazine ist äußerst interessant. In den unteren Räumen werden die zu Bergen aufgehäuften Feigen nach besseren und geringeren Qualitäten sortiert, in den oberen hocken an langen Tischen Hunderte von Männern, Weibern und Kindern, vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit Verpacken der Früchte beschäftigt. Jede einzelne davon wird in ein zwischen den Arbeitern stehendes Gefäß mit Salzwasser getaucht, wodurch sie eine mehr weißliche Färbung annimmt, und dann mit den Fingern weich geknetet. Die Arbeiter haben eine eigentümliche Fertigkeit, die zwischen den Fingern bewegte Frucht zu möglichster Ansehnlichkeit zu gestalten und sie appetitlich und verlockend in den sauberen Holzkistchen zu betten. Zu Tausenden werden diese täglich in den Magazinen fertig gestellt, um in

ganzen Schiffsladungen versandt zu werden. Einige englische und holländische Dampfergesellschaften sind hauptsächlich auf die massenhafte Ausfuhr der Smyrnaer Feigen gegründet. Weitaus das meiste davon geht nach England und Amerika, namentlich die feinsten Sorten.

Der Zudrang zu der Feigenbearbeitung ist alljährlich ein großer, denn die dabei beschäftigten Männer und Frauen erhalten einen für dortige Verhältnisse hohen Lohn, und zwar 5 bis 6 Piaster, das ist ca. 1 Mark pro Tag. Von der in ihrer Heimat fast wertlosen Frucht dürfen sie so viel essen, wie sie wollen und können. Alles drängt sich herbei, um die günstige Gelegenheit zu gutem Verdienst und sorglosem Leben wahrzunehmen, namentlich auch diejenigen, welche sonst unredlichem Erwerbe nachgehen, die Diebe und Räuber. Daher kommt es auch, daß zur Zeit der Feigenernte die übel berufene Umgegend von Smyrna völlig sicher und frei von Wegelagerern und Vagabunden ist. D. Gr.

Diplomatische Auskunft. — Als der König Georg III. von England im Jahre 1804 Anfälle von Geistesverwirrung zu zeigen anfing, verbreitete sich in Paris das Gerücht, er wäre gestorben. Ein Pariser Bankier, dem aus Börsenzwecken viel an der Richtigstellung dieses Gerüchts gelegen war, bat schriftlich den Minister Talleyrand um eine Audienz, die ihm auch gewährt wurde.

„Was halten Monseigneur von dem in Paris verbreiteten Gerücht? Ist Georg III. tot oder nicht?"

„Mein Herr," entgegnete Talleyrand ernst, „ich brauche in dieser Angelegenheit nichts zu verheimlichen und wäre erfreut, wenn Ihnen meine Mitteilung etwas nützen könnte."

„Ah, Monseigneur haben mir etwas mitzuteilen?"

„Gewiß, aber nur unter dem Siegel des strengsten Geheimnisses."

„Monseigneur können versichert sein, daß —"

„Gut. Hören Sie also! Die einen behaupten, der König Georg von England sei tot, die anderen, er lebe noch; was mich betrifft, so glaube ich weder das eine noch das andere. Dies sage ich Ihnen aber nur im Vertrauen und bitte, mich mit dieser Auskunft niemand gegenüber bloßzustellen."

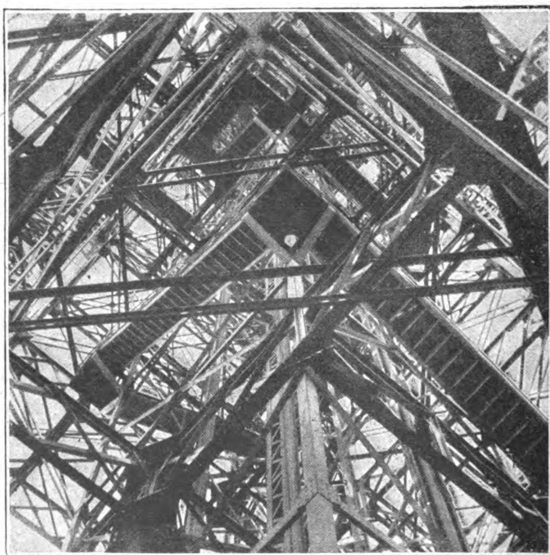
Der Bankier wußte genug. Er hütete sich natürlich, das Ergebnis seiner Unterredung mit Talleyrand der Oeffentlichkeit preiszugeben. D.

Moderne Riesentürme aus Eisen und Stahl. — Eine ausgedehntere Anwendung des Eisens im Bauwesen hat erst seit etwa einem halben Jahrhundert Platz gegriffen, und besonders seit der Herstellung des Eiffelturmes sind auf diesem Gebiete ungeheure Fortschritte gemacht worden. Den Vervollkommnungen in der Erzeugung und Verarbeitung des Guß- und Schmiedeeisens entsprach die Entwickelung der Eisenhochbaukonstruktionen, zumal die Herstellung senkrecht oder wagerecht angebrachter eiserner Stützen, Säulen und Träger, die nicht mehr wie früher hauptsächlich aus Gußeisen, sondern vielmehr aus Walzeisen in früher ungekannten Höhen und Längen erzeugt werden; Hand in Hand damit geht die Konstruktionsentwickelung eiserner Brücken. Neben dem Eisen spielt im Hochbau längst auch der Stahl eine bedeutende Rolle, dessen Herstellung durch neue Methoden so sehr verbilligt wurde, während er in Bezug auf Leichtigkeit und Dauer das Eisen bei weitem übertrifft.

Ein besonderes Interesse gewährt der Bau riesenhafter Türme aus diesen Materialien, in dem die moderne Ingenieurkunst sich auf der Höhe ihrer Leistungsfähigkeit zeigt. Der erste dieser neuzeitlichen „Babeltürme" war bekanntlich der Pariser Eiffelturm von 300 Meter Höhe, der gegenwärtig für die Weltausstellung von 1900 neu angestrichen und hergerichtet wird und noch immer ein technisches Demonstrationsobjekt von hervorragender Bedeutung bildet. Nie vorher war ein Eisenbau von so riesigen Größenverhältnissen geschaffen worden, und es durfte mit Recht als ein Triumph der Technik gelten, eine Eisenmasse von sieben Millionen Kilogramm als scheinbar luftiges, aus der Ferne wie ein Gewebe aus Filigran sich darstellendes Gebilde bis zu solcher, noch nie erreichter Höhe aufzubauen; hatten doch die Ingenieure es bis dahin für unmöglich gehalten, eiserne Pfeiler von mehr als 60 Meter Höhe zu errichten.

Kaum aber war der Eiffelturm fertig, als sein Ruhm die Engländer und Amerikaner nicht mehr schlafen ließ. Ein fieberhafter Wetteifer machte sich geltend, diese Leistung nicht nur

nachzuahmen, sondern womöglich noch zu übertreffen, so daß man nicht mit Unrecht von einer „Turmseuche" sprach. In der Alten wie in der Neuen Welt tauchten zahlreiche Projekte neuer Riesentürme aus Eisen und Stahl auf. Die „Tower Limited Company" schrieb einen Wettbewerb zur Gewinnung von Entwürfen für den Bau eines solchen „Babelturmes" in London aus, und



Der Blackpool Tower: Blick von der Basis des Turmes aufwärts nach seiner Spitze.

ein Gleiches that u. a. der Eisenbahnkönig Sir Edward Watkin. Der von letzterem gewählte Plan, mit dessen Ausführung die Firma Heenan & Froude beauftragt wurde, geht bereits der Vollendung entgegen. Er erhebt sich im Wembleypark im Nordwesten Londons, zwischen Harrow und Willesden, und soll 345 Meter Höhe, also 45 Meter mehr als der Eiffelturm, erreichen. Bis zur ersten Plattform wurden 52,000 Zentner Stahl

verbraucht, während der ganze Bau 140,000 Zentner beanspruchen wird.

Ebenso interessant ist der metallene Riesenbau des Blackpoolturmes, und wir führen unseren Lesern auf S. 236 eine von F. G. White in Blackpool (Lancaster) photographisch aufgenommene Ansicht vor, die das verwirrende Chaos von Streben, Pfeilern, Stützen, Stangen- und Gitterwerk wiedergiebt, welches das von der Basis nach der Spitze dieses „Himmelskratzers" emporschauende Auge in sich aufnimmt. Zuerst wird man geradezu verblüfft durch diesen Anblick, allein bei längerer Betrachtung wird selbst der Laie sich über die Art und Weise der Anordnung vollkommen klar und begreift, wie immer ein Teil den anderen stützt und trägt.

Die bei diesen Riesentürmen zur Anwendung kommende Vergrößerung der konstruktiven Elemente zu einer vor nicht langer Zeit ganz ungewohnten Massigkeit und Linearentwickelung reißt in Verbindung mit der überraschenden Fülle von Einzelkonstruktionen jeden Beschauer zur Bewunderung hin. E. M.

Verfehlte Wirkung. — Balthasar Schupp (1610 bis 1661), unter dem Namen „Schuppius" als Verfasser lehrreicher satirischer Schriften bekannt, war Hofprediger des Fürsten von Nassau in Braubach und hatte einst bei einer festlichen Gelegenheit in Gegenwart des letzteren in einer Predigt mit großem Freimut dessen Lieblingssünde, die allzu große Jagdleidenschaft, gegeißelt. Man erwartete daher, daß bei der Hoftafel der Zorn des Landesherrn über den kühnen Prediger sich entladen werde. Wider alles Erwarten erhob jedoch der Fürst ruhig sein Glas, trank dem Hofprediger freundlich zu und sprach: „Ihr habt mir heute etwas Tüchtiges auf den Pelz gegeben."

Schupp erwiderte, sich verneigend: „Gnädigster Fürst und Herr, das thut mir von Herzen leid."

„Wie? Es thut Euch leid?" sagte verwundert der Fürst. „Ich glaubte, Ihr hättet es für Eure Pflicht gehalten, mir einmal eindringlich die Wahrheit zu sagen."

„Gerade deswegen," entgegnete Schupp, „ist es mir leid, daß mir die Ausübung dieser Pflicht nicht gelungen ist. Ich hatte mit meiner Predigt auf Euer Gnaden Herz gezielt, und nun ist sie, wie ich höre, nur auf den Pelz gegangen." R. v. B.

Aerzte und Brieftauben. — Ein schottischer Arzt, zu dessen Bezirk einige entlegene Dörfer, die weder durch Telegraph noch Telephon mit seinem Wohnort verbunden sind, zählen, ist auf die sinnreiche Idee verfallen, Brieftauben mit sich zu führen, von denen er eine oder einige bei denjenigen seiner Patienten, deren Zustand sich möglicherweise verschlimmern könnte, zurückläßt. Tritt dieser Fall ein, so wird einer dieser geflügelten Boten freigelassen, nach dessen Ankunft der Arzt sofort seine Reise nach dem betreffenden Dorfe antritt. Durch die Brieftauben können die Angehörigen des Patienten ferner den Arzt benachrichtigen, worin sich die Verschlimmerung in dem Zustande des Patienten äußert, so daß dieser sich vor seiner Abfahrt mit den ihm notwendig scheinenden Mitteln versehen kann. —dn—

Eine seltsame Parade. — Im Winterfeldzuge des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm gegen die Schweden zog dieser mit klingendem Spiele mit seinem ganzen Heere am 16. Januar 1679 über das Eis des Frischen und Kurischen Haffs. Die Infanterie fuhr auf Schlitten, die Reiter und Dragoner folgten in langem Zuge.

Am 19. Januar hielt der Kurfürst eine Revue auf dem Eise über die in Schlachtordnung aufgestellten Truppen im Angesichte des Feindes. Die Infanterie verblieb je 10 bis 15 Mann auf den in Linien aufgefahrenen Schlitten und trug Piken und Fahnen hoch; die Berittenen hingegen waren abgesessen, die Pferde am Zügel haltend. Zwischen den einzelnen Abteilungen brannten Feuer, ebenso hinter den Linien, teils wegen der Kälte, teils wegen der Wölfe, die in unglaublicher Frechheit in ganzen Rudeln dem Heere folgten. Es wurde befohlen, ununterbrochen den Dragonermarsch zu spielen, allein nur Pauke und Trommel gaben den Takt, die Blasinstrumente versagten, wie berichtet wird, weil thatsächlich der Hauch einfror. Die Schweden störten diese seltene Eisparade nicht, sondern zogen sich gen Tilsit zurück. O. D. B.

Eine Merkwürdigkeit der Schnecke. — Die gewöhnliche Schnecke, die Lungen, Herz und allgemeinen Blutumlauf hat, also in jeder Hinsicht ein luftatmendes Tier ist, kann doch fast unbegrenzt lange Zeit leben, ohne auch nur ein Atom Luft einzusaugen. Mit Annäherung des Winters zieht sich die Schnecke

in ihr Gehäuse zurück und verschließt dessen Oeffnung mittels einer seidenartigen Absonderung durch eine Wand, die für Luft und Wasser völlig undurchdringlich ist. Der Naturforscher Spallanzani bewahrte einst eine Schnecke in einer versiegelten Glasröhre, aus der alle Luft sorgsam entfernt worden war, vier Jahre und zwei Monate lang, und doch zeigte das Tier alle normalen Funktionen, als es nach dieser Zeit eine Stunde lang der Temperatur von 32 Grad Celsius ausgesetzt worden war. —dn—

Donizettis Schädel. — Als die Leiche Donizettis, der im Jahre 1848 an Gehirnerweichung starb, seziert wurde, entwendeten zwei Aerzte heimlich die Schädeldecke, um dieselbe zu Studien nach der Lehre Galls zu benutzen. Die beiden übereifrigen Phrenologen konnten aber trotz ihres Studiums bei Meister Gall nicht herausbringen, in welcher Erhöhung oder Vertiefung des Knochens die Fähigkeit sitze, Donizettis Opern zu schreiben — kurz, sie entledigten sich des Schädels dadurch, daß sie ihn einem Krämer abtraten, welcher ihn Jahre hindurch als — Schale für die kleine Münze benutzte.

Später kam der eigentümliche wissenschaftliche Diebstahl an den Tag, und der Schädel wurde wieder in seine natürlichen Reliquienrechte eingesetzt. Im Jahre 1888 war er auf der Ausstellung zu Bologna zu sehen. E. K.

Wurst wider Wurst. — Der Nürnberger Dichter Pfinzing († 1535) kam eines Abends spät von einer Reise nach seinem Wohnort zurück. Das Stadtthor war bereits geschlossen und der Thorwächter wollte ihm nicht öffnen. Pfinzing mußte sich entschließen, einen halben Dukaten als Belohnung zu bieten, um Durchlaß zu erhalten, denn es wurde dunkler und dunkler und ihn hungerte. Der Wächter nahm das Geld und steckte es ein; dann öffnete er das Thor und ließ Pfinzing passieren. Als dieser wenige Schritte gegangen war, kehrte er um und sagte betroffen zum Wächter, daß er auf der anderen Thorseite ein Buch liegen gelassen habe. Dienstfertig sprang der beschenkte Wächter auf, um das Buch zu holen. Kaum aber war er außerhalb des Thores, als Pfinzing dasselbe schnell zumachte und abschloß. Alles Lamentieren und Bitten des Wächters, ihm zu öffnen, war erfolglos; Pfinzing verlangte sein Goldstück wieder zurück. Endlich

bequemte sich der Wächter, dasselbe unter dem Thor durchzuschieben; Pfinzing nahm es, schloß das Thor auf und machte sich schleunigst davon. M. L—l.

Wie Herr v. Knigge zu seiner Frau kam. — Eine kleine Episode aus dem Leben des Freiherrn v. Knigge, des bekannten Verfassers der Schrift „Ueber den Umgang mit Menschen", ist in dem Buche „Hessische Zustände 1751 bis 1830" wie folgt zu lesen: Knigge war von 1772 bis 1777 Hofjunker und Assessor bei der Kriegs- und Domänenkammer in Kassel. Nun hatte die Landgräfin Philippine eine Hofdame, Henriette v. Baumbach, die ein wenig beschränkt und nicht sehr schlagfertig war. Diese erkor der geistreiche Knigge zur Zielscheibe seines übersprudelnden Witzes und brachte das arme Mädchen dadurch oft in tödliche Verlegenheit. Darüber war die Landgräfin, deren Liebling die Baumbach war, ärgerlich, und sie beschloß, den Neckereien ein Ende zu machen.

Als eines Tages Knigge die Hofdame wieder einmal hänselte und aufzog, trat die Landgräfin auf ihn zu und sagte: „Ich habe oft schon bemerkt, daß Sie meine liebe Baumbach vor den übrigen Damen bevorzugen und sich nur mit ihr beschäftigen. Ich will Ihnen dazu verhelfen, daß Sie endlich einmal sich öffentlich erklären, da Ihre Absichten gewiß ernsthaft und redlich sind."

Jetzt war es Knigge, der in Verlegenheit geriet.

Die Landgräfin aber ergriff seine und der Baumbach Hand und sprach laut: „Meine Damen und Herren, ich freue mich, Ihnen ein glückliches Brautpaar vorstellen zu können. Herr v. Knigge hat sich soeben mit Fräulein v. Baumbach verlobt."

Das „glückliche Brautpaar" war wie vom Donner gerührt, aber gegen die öffentlich abgegebene Erklärung der Landesmutter gab es keine Widerrede; acht Tage darauf war Knigge mit der Baumbach vermählt, mit der er übrigens glücklich lebte. D.

UNIV. OF MICHIGAN,

JUL 15 1912


VAN HOUTEN'S CACAO.
Wohlschmeckend-
im Gebrauch billig
Schreiber.

Er legte den Schlüsselbund auf den Sockel einer Statue und verließ die Gesellschaft.

Die Husarenoffiziere, wie ihr Oberst, urwüchsige Kernmagyaren und durch den langen Krieg wohl etwas verwildert, legten nun weder ihren Thaten noch Worten irgend welche Fesseln an, als sie ohne Begleitung die zum alleinigen Gebrauch Napoleons bestimmten Zimmer durchschritten.

Im Arbeitskabinette des Korsen setzte sich der Regimentsadjutant an dessen Schreibtisch, zog einen mit dem kaiserlichen Wasserdruck versehenen Bogen Papier hervor, wie solches nur Napoleon persönlich verwendete, und schrieb darauf: „Am 20. März 1814 haben nachstehende Offiziere an dem Schreibtische Napoleons I. gesessen." Ein Offizier nach dem anderen setzte dann unter Lachen und derben Witzeleien seine Unterschrift darunter.*)

Hierauf gelangte man in den Thronsaal; die Husaren wurden immer übermütiger. Der Oberst setzte sich in die goldgestickten Polster des Thrones, die Offiziere nahmen dem Range entsprechend Aufstellung, und man spielte Hofstaat. Jeder steckte sich seine Lagerpfeife an, und bald war die Gesellschaft in Rauchwolken gehüllt, den Duft des ungarischen Krautes verbreitend, der in diesen Räumen wohl noch nie verspürt worden war.

Nachdem die Pfeifen ausgeraucht waren, schlug Simonyi die Asche der seinigen über der Armlehne des Thronsessels aus und gebot Ruhe, dann diktierte er vom Throne herab im befehlenden Tone den Regimentsbefehl und die Anordnungen für den kommenden Marsch.

„Meine Herren Offiziere und Kriegskameraden," schloß er, „es kommt in die Annalen des Regiments zu verzeichnen, daß ein Appell desselben von dem Throne Napoleons gegeben wurde. Es ist vielleicht die letzte Verordnung, der letzte Akt, der von diesem Möbel aus diktiert wird, denn Napoleons Kaisertum wackelt und wird bald zusammenbrechen unter den Schwertern des alliierten Europas." Kräftig stieß der Oberst dann mit dem Fuße gegen den Thronstuhl, daß dieser polternd umstürzte.

Der Oberst hatte recht behalten: seine Rede war in der

*) Dieses interessante Blatt besitzt gegenwärtig ein Autographensammler in Budapest.

Thal die letzte, die von diesem einst so mächtigen Throne erschallte.

Wiewohl einige Tage später Fontainebleau wieder Besatzung erhielt, ja es wurde sogar wieder Hauptquartier des um seine Existenz ringenden Korsen — und dort hat er auch am 11. April seine denkwürdige Abdankungsurkunde verfaßt — den entweihten Thron benutzte Napoleon nicht wieder.

Nach den Hundert Tagen des nächsten Jahres geriet so manches frühere Eigentum Napoleons als Nationalgut zum Verkaufe. Der Thron kam nach Belgien zu einem glühenden Verehrer des Exkaisers als heilige Reliquie; nach dessen Tode erstand ihn ein Engländer als Kuriosität für sein Raritätenkabinett; dieses kam im Jahre 1876 unter den Hammer, der vermorschte Thron in einen — Trödlerladen. A. D. Borum.

Aus der Heimat der Feigen. — Eine der bekanntesten und beliebtesten Sorten unter den Feigenarten sind die Smyrnafeigen. Um die Zeit der Feigenernte, im September, können die beiden von Smyrna in das Innere des Landes führenden Eisenbahnen den von den Feigenlieferanten an sie gestellten Anforderungen kaum genügen; täglich gehen endlose Züge leerer Wagen in das Innere, um am Abend mit Tausenden von Zentnern der süßen Frucht heimzukehren, welche dann sofort auf Kamele umgeladen, nach den großen Feigenmagazinen transportiert und dort am nächsten Morgen bearbeitet und verpackt werden. Ein Gang durch diese Magazine ist äußerst interessant. In den unteren Räumen werden die zu Bergen aufgehäuften Feigen nach besseren und geringeren Qualitäten sortiert, in den oberen hocken an langen Tischen Hunderte von Männern, Weibern und Kindern, vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit Verpacken der Früchte beschäftigt. Jede einzelne davon wird in ein zwischen den Arbeitern stehendes Gefäß mit Salzwasser getaucht, wodurch sie eine mehr weißliche Färbung annimmt, und dann mit den Fingern weich geknetet. Die Arbeiter haben eine eigentümliche Fertigkeit, die zwischen den Fingern bewegte Frucht zu möglichster Ansehnlichkeit zu gestalten und sie appetitlich und verlockend in den sauberen Holzkistchen zu betten. Zu Tausenden werden diese täglich in den Magazinen fertig gestellt, um in

ganzen Schiffsladungen versandt zu werden. Einige englische und holländische Dampfergesellschaften sind hauptsächlich auf die massenhafte Ausfuhr der Smyrnaer Feigen gegründet. Weitaus das meiste davon geht nach England und Amerika, namentlich die feinsten Sorten.

Der Zudrang zu der Feigenbearbeitung ist alljährlich ein großer, denn die dabei beschäftigten Männer und Frauen erhalten einen für dortige Verhältnisse hohen Lohn, und zwar 5 bis 6 Piaster, das ist ca. 1 Mark pro Tag. Von der in ihrer Heimat fast wertlosen Frucht dürfen sie so viel essen, wie sie wollen und können. Alles drängt sich herbei, um die günstige Gelegenheit zu gutem Verdienst und sorglosem Leben wahrzunehmen, namentlich auch diejenigen, welche sonst unredlichem Erwerbe nachgehen, die Diebe und Räuber. Daher kommt es auch, daß zur Zeit der Feigenernte die übel berufene Umgegend von Smyrna völlig sicher und frei von Wegelagerern und Vagabunden ist. D. Gr.

Diplomatische Auskunft. — Als der König Georg III. von England im Jahre 1804 Anfälle von Geistesverwirrung zu zeigen anfing, verbreitete sich in Paris das Gerücht, er wäre gestorben. Ein Pariser Bankier, dem aus Börsenzwecken viel an der Richtigstellung dieses Gerüchts gelegen war, bat schriftlich den Minister Talleyrand um eine Audienz, die ihm auch gewährt wurde.

„Was halten Monseigneur von dem in Paris verbreiteten Gerücht? Ist Georg III. tot oder nicht?"

„Mein Herr," entgegnete Talleyrand ernst, „ich brauche in dieser Angelegenheit nichts zu verheimlichen und wäre erfreut, wenn Ihnen meine Mitteilung etwas nützen könnte."

„Ah, Monseigneur haben mir etwas mitzuteilen?"

„Gewiß, aber nur unter dem Siegel des strengsten Geheimnisses."

„Monseigneur können versichert sein, daß —"

„Gut. Hören Sie also! Die einen behaupten, der König Georg von England sei tot, die anderen, er lebe noch; was mich betrifft, so glaube ich weder das eine noch das andere. Dies sage ich Ihnen aber nur im Vertrauen und bitte, mich mit dieser Auskunft niemand gegenüber bloßzustellen."

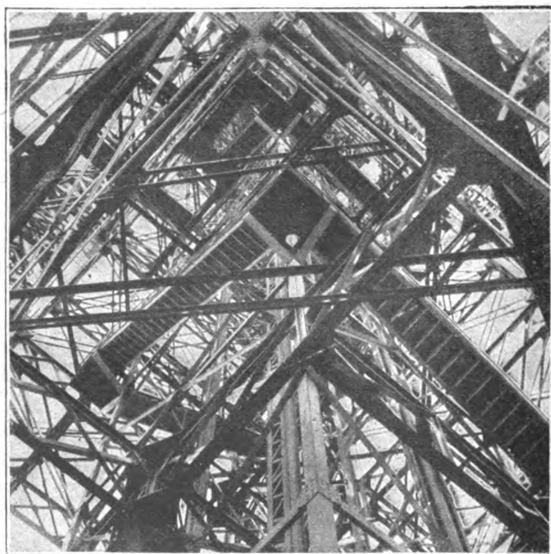
Der Bankier wußte genug. Er hütete sich natürlich, das Ergebnis seiner Unterredung mit Talleyrand der Oeffentlichkeit preiszugeben. D.

Moderne Riesentürme aus Eisen und Stahl. — Eine ausgedehntere Anwendung des Eisens im Bauwesen hat erst seit etwa einem halben Jahrhundert Platz gegriffen, und besonders seit der Herstellung des Eiffelturmes sind auf diesem Gebiete ungeheure Fortschritte gemacht worden. Den Vervollkommnungen in der Erzeugung und Verarbeitung des Guß- und Schmiedeeisens entsprach die Entwickelung der Eisenhochbaukonstruktionen, zumal die Herstellung senkrecht oder wagerecht angebrachter eiserner Stützen, Säulen und Träger, die nicht mehr wie früher hauptsächlich aus Gußeisen, sondern vielmehr aus Walzeisen in früher ungekannten Höhen und Längen erzeugt werden; Hand in Hand damit geht die Konstruktionsentwickelung eiserner Brücken. Neben dem Eisen spielt im Hochbau längst auch der Stahl eine bedeutende Rolle, dessen Herstellung durch neue Methoden so sehr verbilligt wurde, während er in Bezug auf Leichtigkeit und Dauer das Eisen bei weitem übertrifft.

Ein besonderes Interesse gewährt der Bau riesenhafter Türme aus diesen Materialien, in dem die moderne Ingenieurkunst sich auf der Höhe ihrer Leistungsfähigkeit zeigt. Der erste dieser neuzeitlichen „Babeltürme" war bekanntlich der Pariser Eiffelturm von 300 Meter Höhe, der gegenwärtig für die Weltausstellung von 1900 neu angestrichen und hergerichtet wird und noch immer ein technisches Demonstrationsobjekt von hervorragender Bedeutung bildet. Nie vorher war ein Eisenbau von so riesigen Größenverhältnissen geschaffen worden, und es durfte mit Recht als ein Triumph der Technik gelten, eine Eisenmasse von sieben Millionen Kilogramm als scheinbar luftiges, aus der Ferne wie ein Gewebe aus Filigran sich darstellendes Gebilde bis zu solcher, noch nie erreichter Höhe aufzubauen; hatten doch die Ingenieure es bis dahin für unmöglich gehalten, eiserne Pfeiler von mehr als 60 Meter Höhe zu errichten.

Kaum aber war der Eiffelturm fertig, als sein Ruhm die Engländer und Amerikaner nicht mehr schlafen ließ. Ein fieberhafter Wetteifer machte sich geltend, diese Leistung nicht nur

nachzuahmen, sondern womöglich noch zu übertreffen, so daß man nicht mit Unrecht von einer „Turmseuche" sprach. In der Alten wie in der Neuen Welt tauchten zahlreiche Projekte neuer Riesentürme aus Eisen und Stahl auf. Die „Tower Limited Company" schrieb einen Wettbewerb zur Gewinnung von Entwürfen für den Bau eines solchen „Babelturmes" in London aus, und



Der Blackpool Tower: Blick von der Basis des Turmes aufwärts nach seiner Spitze.

ein Gleiches that u. a. der Eisenbahnkönig Sir Edward Watkin. Der von letzterem gewählte Plan, mit dessen Ausführung die Firma Heenan & Froude beauftragt wurde, geht bereits der Vollendung entgegen. Er erhebt sich im Wembleypark im Nordwesten Londons, zwischen Harrow und Willesden, und soll 345 Meter Höhe, also 45 Meter mehr als der Eiffelturm, erreichen. Bis zur ersten Plattform wurden 52,000 Zentner Stahl

verbraucht, während der ganze Bau 140,000 Zentner beanspruchen wird.

Ebenso interessant ist der metallene Riesenbau des Blackpoolturmes, und wir führen unseren Lesern auf S. 236 eine von F. G. White in Blackpool (Lancaster) photographisch aufgenommene Ansicht vor, die das verwirrende Chaos von Streben, Pfeilern, Stützen, Stangen- und Gitterwerk wiedergiebt, welches das von der Basis nach der Spitze dieses „Himmelskratzers" emporschauende Auge in sich aufnimmt. Zuerst wird man geradezu verblüfft durch diesen Anblick, allein bei längerer Betrachtung wird selbst der Laie sich über die Art und Weise der Anordnung vollkommen klar und begreift, wie immer ein Teil den anderen stützt und trägt.

Die bei diesen Riesentürmen zur Anwendung kommende Vergrößerung der konstruktiven Elemente zu einer vor nicht langer Zeit ganz ungewohnten Massigkeit und Linearentwickelung reißt in Verbindung mit der überraschenden Fülle von Einzelkonstruktionen jeden Beschauer zur Bewunderung hin. E. M.

Verfehlte Wirkung. — Balthasar Schupp (1610 bis 1661), unter dem Namen „Schuppius" als Verfasser lehrreicher satirischer Schriften bekannt, war Hofprediger des Fürsten von Nassau in Braubach und hatte einst bei einer festlichen Gelegenheit in Gegenwart des letzteren in einer Predigt mit großem Freimut dessen Lieblingssünde, die allzu große Jagdleidenschaft, gegeißelt. Man erwartete daher, daß bei der Hoftafel der Zorn des Landesherrn über den kühnen Prediger sich entladen werde. Wider alles Erwarten erhob jedoch der Fürst ruhig sein Glas, trank dem Hofprediger freundlich zu und sprach: „Ihr habt mir heute etwas Tüchtiges auf den Pelz gegeben."

Schupp erwiderte, sich verneigend: „Gnädigster Fürst und Herr, das thut mir von Herzen leid."

„Wie? Es thut Euch leid?" sagte verwundert der Fürst. „Ich glaubte, Ihr hättet es für Eure Pflicht gehalten, mir einmal eindringlich die Wahrheit zu sagen."

„Gerade deswegen," entgegnete Schupp, „ist es mir leid, daß mir die Ausübung dieser Pflicht nicht gelungen ist. Ich hatte mit meiner Predigt auf Euer Gnaden H e r z gezielt, und nun ist sie, wie ich höre, nur auf den P e l z gegangen." R. v. B.

Aerzte und Brieftauben. — Ein schottischer Arzt, zu dessen Bezirk einige entlegene Dörfer, die weder durch Telegraph noch Telephon mit seinem Wohnort verbunden sind, zählen, ist auf die sinnreiche Idee verfallen, Brieftauben mit sich zu führen, von denen er eine oder einige bei denjenigen seiner Patienten, deren Zustand sich möglicherweise verschlimmern könnte, zurückläßt. Tritt dieser Fall ein, so wird einer dieser geflügelten Boten freigelassen, nach dessen Ankunft der Arzt sofort seine Reise nach dem betreffenden Dorfe antritt. Durch die Brieftauben können die Angehörigen des Patienten ferner den Arzt benachrichtigen, worin sich die Verschlimmerung in dem Zustande des Patienten äußert, so daß dieser sich vor seiner Abfahrt mit den ihm notwendig scheinenden Mitteln versehen kann. —dn—

Eine seltsame Parade. — Im Winterfeldzuge des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm gegen die Schweden zog dieser mit klingendem Spiele mit seinem ganzen Heere am 16. Januar 1679 über das Eis des Frischen und Kurischen Haffs. Die Infanterie fuhr auf Schlitten, die Reiter und Dragoner folgten in langem Zuge.

Am 19. Januar hielt der Kurfürst eine Revue auf dem Eise über die in Schlachtordnung aufgestellten Truppen im Angesichte des Feindes. Die Infanterie verblieb je 10 bis 15 Mann auf den in Linien aufgefahrenen Schlitten und trug Piken und Fahnen hoch; die Berittenen hingegen waren abgesessen, die Pferde am Zügel haltend. Zwischen den einzelnen Abteilungen brannten Feuer, ebenso hinter den Linien, teils wegen der Kälte, teils wegen der Wölfe, die in unglaublicher Frechheit in ganzen Rudeln dem Heere folgten. Es wurde befohlen, ununterbrochen den Dragonermarsch zu spielen, allein nur Pauke und Trommel gaben den Takt, die Blasinstrumente versagten, wie berichtet wird, weil thatsächlich der Hauch einfror. Die Schweden störten diese seltene Eisparade nicht, sondern zogen sich gen Tilsit zurück. O. D. B.

Eine Merkwürdigkeit der Schnecke. — Die gewöhnliche Schnecke, die Lungen, Herz und allgemeinen Blutumlauf hat, also in jeder Hinsicht ein luftatmendes Tier ist, kann doch fast unbegrenzt lange Zeit leben, ohne auch nur ein Atom Luft einzusaugen. Mit Annäherung des Winters zieht sich die Schnecke

in ihr Gehäuse zurück und verschließt dessen Oeffnung mittels einer seidenartigen Absonderung durch eine Wand, die für Luft und Wasser völlig undurchdringlich ist. Der Naturforscher Spallanzani bewahrte einst eine Schnecke in einer versiegelten Glasröhre, aus der alle Luft sorgsam entfernt worden war, vier Jahre und zwei Monate lang, und doch zeigte das Tier alle normalen Funktionen, als es nach dieser Zeit eine Stunde lang der Temperatur von 32 Grad Celsius ausgesetzt worden war. —dn—

Donizettis Schädel. — Als die Leiche Donizettis, der im Jahre 1848 an Gehirnerweichung starb, seziert wurde, entwendeten zwei Aerzte heimlich die Schädeldecke, um dieselbe zu Studien nach der Lehre Galls zu benutzen. Die beiden übereifrigen Phrenologen konnten aber trotz ihres Studiums bei Meister Gall nicht herausbringen, in welcher Erhöhung oder Vertiefung des Knochens die Fähigkeit sitze, Donizettis Opern zu schreiben — kurz, sie entledigten sich des Schädels dadurch, daß sie ihn einem Krämer abtraten, welcher ihn Jahre hindurch als — Schale für die kleine Münze benutzte.

Später kam der eigentümliche wissenschaftliche Diebstahl an den Tag, und der Schädel wurde wieder in seine natürlichen Reliquienrechte eingesetzt. Im Jahre 1888 war er auf der Ausstellung zu Bologna zu sehen. C. K.

Wurst wider Wurst. — Der Nürnberger Dichter Pfinzing († 1535) kam eines Abends spät von einer Reise nach seinem Wohnort zurück. Das Stadtthor war bereits geschlossen und der Thorwächter wollte ihm nicht öffnen. Pfinzing mußte sich entschließen, einen halben Dukaten als Belohnung zu bieten, um Durchlaß zu erhalten, denn es wurde dunkler und dunkler und ihn hungerte. Der Wächter nahm das Geld und steckte es ein; dann öffnete er das Thor und ließ Pfinzing passieren. Als dieser wenige Schritte gegangen war, kehrte er um und sagte betroffen zum Wächter, daß er auf der anderen Thorseite ein Buch liegen gelassen habe. Dienstfertig sprang der beschenkte Wächter auf, um das Buch zu holen. Kaum aber war er außerhalb des Thores, als Pfinzing dasselbe schnell zumachte und abschloß. Alles Lamentieren und Bitten des Wächters, ihm zu öffnen, war erfolglos; Pfinzing verlangte sein Goldstück wieder zurück. Endlich

bequemte sich der Wächter, dasselbe unter dem Thor durchzuschieben; Pfinzing nahm es, schloß das Thor auf und machte sich schleunigst davon. M. L—l.

Wie Herr v. Knigge zu seiner Frau kam. — Eine kleine Episode aus dem Leben des Freiherrn v. Knigge, des bekannten Verfassers der Schrift „Ueber den Umgang mit Menschen", ist in dem Buche „Hessische Zustände 1751 bis 1830" wie folgt zu lesen: Knigge war von 1772 bis 1777 Hofjunker und Assessor bei der Kriegs- und Domänenkammer in Kassel. Nun hatte die Landgräfin Philippine eine Hofdame, Henriette v. Baumbach, die ein wenig beschränkt und nicht sehr schlagfertig war. Diese erkor der geistreiche Knigge zur Zielscheibe seines übersprudelnden Witzes und brachte das arme Mädchen dadurch oft in tödliche Verlegenheit. Darüber war die Landgräfin, deren Liebling die Baumbach war, ärgerlich, und sie beschloß, den Neckereien ein Ende zu machen.

Als eines Tages Knigge die Hofdame wieder einmal hänselte und aufzog, trat die Landgräfin auf ihn zu und sagte: „Ich habe oft schon bemerkt, daß Sie meine liebe Baumbach vor den übrigen Damen bevorzugen und sich nur mit ihr beschäftigen. Ich will Ihnen dazu verhelfen, daß Sie endlich einmal sich öffentlich erklären, da Ihre Absichten gewiß ernsthaft und redlich sind."

Jetzt war es Knigge, der in Verlegenheit geriet.

Die Landgräfin aber ergriff seine und der Baumbach Hand und sprach laut: „Meine Damen und Herren, ich freue mich, Ihnen ein glückliches Brautpaar vorstellen zu können. Herr v. Knigge hat sich soeben mit Fräulein v. Baumbach verlobt."

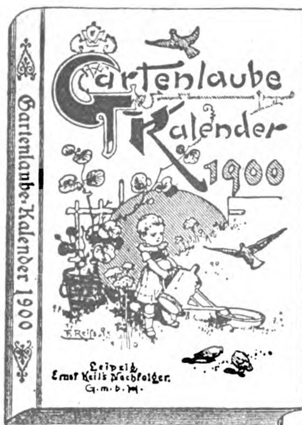
Das „glückliche Brautpaar" war wie vom Donner gerührt, aber gegen die öffentlich abgegebene Erklärung der Landesmutter gab es keine Widerrede; acht Tage darauf war Knigge mit der Baumbach vermählt, mit der er übrigens glücklich lebte. D.

UNIV. OF MICHIGAN,

JUL 15 1912



UNIVERSITY OF MICHIGAN



Soeben ist erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

Gartenlaube-Kalender

* 1900 * Fünfzehnter Jahrgang.

Mit einem farbigen Kunstblatt von **Hugo Engl** und zahlreichen Illustrationen in Schwarz- u. Buntdruck.

Preis in eleg. Ganzleinenband **1 Mark.**

Der Gartenlaube-Kalender für das Jahr 1900 enthält u. a. die neueste Erzählung von

W. Heimburg: „Originale“

mit Illustrationen von Fritz Bergen

ansprechende und humorvolle Novellen von **Dora Duncker, Ernst Muellenbach**, unterhaltende und belehrende Beiträge von **Dr. Otto Dornblüth, Friedrich Arnold** u. a., ferner zahlreiche Illustrationen von hervorragenden Künstlern, Humoristisches in Wort und Bild und viele praktische und wertvolle Kalendernotizen und Tabellen zum Nachschlagen bei Fragen des täglichen Lebens.

Bestellungen auf den **Gartenlaube-Kalender** für das Jahr 1900 nimmt die Buchhandlung entgegen, welche die Gartenlaube liefert. Postabonnenten können den Kalender sowohl durch die Buchhandlungen als auch gegen Einsendung von 1 Mark und 20 Pfennig (für Porto) in Briefmarken oder mittels 10 Pf.-Postanweisung direkt franko von der unterzeichneten Verlagshandlung beziehen. — Die Jahrgänge 1887—1898 des „Gartenlaube-Kalenders“ haben wir bis auf weiteres im Preis herabgesetzt und zwar liefern wir dieselben, solange die Vorräte reichen, in rote Leinwand gebunden zum Preise von je 50 Pfennig.

Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.



Norddeutscher Lloyd, Bremen

Beförderte Passagierzahl über 3¼ Millionen.

Oceanfahrt nach NewYork
6-7 Tage.



Schnell- u. Postdampfer-Linien zwischen

Bremen-NewYork

GENUA-NEWYORK

Bremen-Baltimore Bremen-La Plata
Bremen-Brasilien Bremen-Ost-Asien
Bremen-Australien.

Nähere Auskunft ertheilt der
Norddeutsche Lloyd, Bremen
sowie dessen Agenten.

eservation 1992

